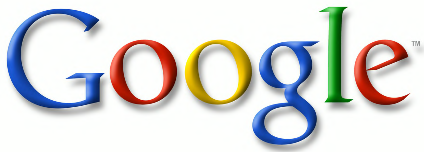
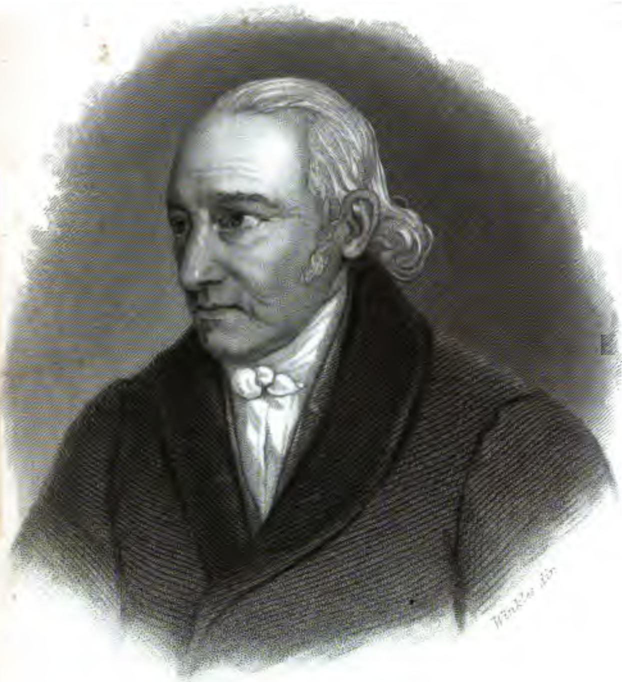



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07494143 0





Wir sind nicht, um zu seyn
Wir werden, um zu werden

Tiedge

C. A. Tiedge's
Leben
und
poetischer Nachlaß.

Herausgegeben von

Dr. Karl Falkenstein,
Königl. Sächs. Hofrathe und Ober-Bibliothekar.

Erster Band:

Tiedge's Jugend und Mannesalter.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1841.

Leben

Christoph August Tiedge's.

Erster Band.

Vorwort.



Im Sommer des Jahres 1840 übergab mir mein unvergeßlicher Freund Tiedge ein Convolut fragmentarischer Aufsätze über sein Leben, welche bis zum Jahre 1804 — dem Zeitpuncte seiner Reise nach Italien — reichten, unter dem Bemerken: diese Papiere bis zu seinem Tode treu zu bewahren, alsdann aber mit denselben nach eigener Ansicht zu verfahren, und — wenn ich es als angemessen erachtete — die Lebensbeschreibung zu vollenden.

Je ehrenvoller für mich das Vertrauen des 80jährigen Dichtergreises war, mit um so größerer Bereitwilligkeit ging ich an das Werk, um die heilige Pflicht der Dankbarkeit sobald als möglich zu erfüllen, der literarischen Welt das Selbstgemälde seiner

geistigen Entwickelung nicht länger vorzuenthalten, und das Stillleben dieses ausgezeichneten Menschen bis zu dessen letztem Athemzuge an den Blicken der Leser vorüberzuführen.

Ihn ganz so darzustellen, wie ich ihn seit einem Zeitraume von beinähe zwanzig Jahren gekannt habe, war bei der Fortsetzung dieser begonnenen Selbstbiographie mein Wunsch; und dies ebenso zu thun, wie es die eigenthümliche Natur des schlichten fast kindlichen Gemüthes erheischte, der Zielpunct meines Strebens.

Das Gute und Edle, das von ihm gesagt werden mußte, habe ich ohne Schmeichelei und Ueberhebung des Verdienstes auszusprechen versucht, aber auch seine kleinen Fehler und Schwächen weder verläugnen noch verbergen wollen und sogar eine dunkle Stelle in dem Jugendleben des Dichters — das Verhältniß zu einem edlen, aber durch Mißheirath höchst unglücklichen weiblichen Wesen — mit derjenigen Freimüthigkeit zum wenigsten andeuten zu müssen geglaubt, welche der Wahrheitsliebe zur Bürgschaft dient.

Das ist ja eben der Vorzug ungewöhnlicher Persönlichkeiten, daß man auch ihre Fehler offen

eingestehen kann, ohne sie dadurch in den Augen der Mit- und Nachwelt kleiner zu machen.

Das Publicum glaubt so gern an das überirdische Element im Dichter und vergißt so leicht, daß auch der gottbegeisterte Sänger reiner Lieder, so lange er auf dieser Erde weilt, als Mensch der Allgewalt menschlicher Gefühle unterworfen und seiner Natur nach irdischen Schwächen preisgegeben ist.

Es schien mir Pflicht, in der Selbstbiographie gar nichts — selbst nicht ein Wort — zu ändern, sondern nur hier und da, wo es die Klarheit des Verständnisses erheischte, eine kurze Erläuterung über etwaige Zeit- und Personen-Verhältnisse hinzuzufügen. In der spätern Periode aber, wo die Feder des Autors selbst schweigt, sollten Thatsachen sprechen, oder, da diese bei dem beschaulichen Studienleben ohne äußern Beruf seltener hervortreten, mündliche und briefliche Mittheilungen das Mangelnde ergänzen.

Denjenigen Personen, welche den Unterzeichneten in dem wahrlich nicht leichten und in mancher Hinsicht sogar mißlichen Amte des Biographen durch Rath und Beitrag unterstützt haben, sei hiermit der innigste Dank gezollt!

Ob es dessen — gewiß reinstem und bestem Willen übrigens gelungen, schuldige Rücksicht der Pietät mit dem unbefangenen Ausspruche der Wahrheit zu vereinigen, dies bleibe dem Urtheile von Tiedge's älteren Bekannten und näheren Freunden anheimgegeben, um deren mildes und nachsichtvolles Urtheil hiermit bittet

Dresden, im Juli 1841.

Dr. **Karl Falkenstein.**

Einleitung.



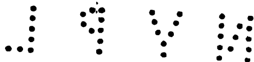
as Leben eines Gelehrten bietet in den meisten Fällen wenig anderen Stoff dar, als die Geschichte seiner eigenen wissenschaftlichen Ausbildung und der directen oder indirecten Wirksamkeit für das Wohl und die Belehrung seiner Nebenmenschen.

Das Leben eines Dichters, wie C. A. Tiedge, der weder akademischer Lehrer, noch Bekenner und Ausüber irgend einer Facultätswissenschaft war, hat einen um so kleineren Horizont für diese Welt der Wirklichkeit, als er mit dem Scheitel seines Genius die Wolkenregion der Ideenwelt berührend, nur wenig oder gar nichts von dem praktischen Treiben der Menschen erfuhr — und somit ist es mehr die Kunde seines Inneren, als sein äußerer Wirkungskreis, welche ihn der Nachwelt denkwürdig macht. Sein Schaffen gehört der Geisterwelt an, in der er sich schon als Kind in süßen Träumereien so gern bewegte, daß er im Kreise seiner Spielgenossen nur der „Träumer“ hieß.

So kam es aber auch, daß er für die Welt der Wirklichkeit eine lange Reihe von Jahren hindurch wie verloren war, und ganz im Gegensatze mit anderen mehr praktischen Naturen in eben dem Grade der Allgewalt einer kummervollen, mühsam in Entbehrung hingebrachten Jugend erlag, wie jene durch die Feuerprobe des Mißgeschicks gestählt, die Federkraft des Willens um so kräftiger entfalten und den Stürmen des Lebens nur um so kühner die Stirne bieten.

In Dürftigkeit geboren hatte er mit allen den Entbehrungen zu kämpfen, welche dieser eigen sind. Selbst bis in das reifere Mannesalter hing sich die ganze Last der Unselbstständigkeit wie ein hemmendes Gewicht an den Fittig seiner Seele — für ihn doppelt empfindlich, weil ihn die Natur mit dem gefährlichsten Geschenke für eine solche Lage ausgestattet hatte, mit einem ebenso tief als fein fühlenden Herzen. Nur das reiche Gemüth entfaltete, unangetastet von dem Hauche der Widerwärtigkeit, die fessellosen Schwingen.

Dies und eine damit verwandte Liebenswürdigkeit des Charakters, welche mit unwiderstehlichem Zauber alles an sich zog, was in seine Nähe kam, gewann ihm frühzeitig die Zuneigung von Männern, welche seinen Werth erkannten — und mehr bedurfte es nicht, um die ihm inwohnende poetische Kraft zu entwickeln. Schon auf der Hochschule faßte er den Plan zu dem besten Lehrgedichte, welches unsere Nationalliteratur besitzt, das schon die Väter erbaute, das uns nicht



minder begeistert als es noch die spätesten Enkel entzücken wird.

In der „Urania" liegt ein Schatz von Glauben, Weisheit, Trost, durch deren religiöse Bedeutung und dichterische Weihe in einer Sprache voll Wohllaut und Harmonie — wie nur Tiedge unserem kräftigen Mutteridiome einzuhauchen verstand — der Sinn so vieler Lebensmüden gestärkt und die unsicheren Ueberzeugungen so manches Zweiflers auf immerdar befestigt worden sind:

„Entstehen, Sein und Tod, verhängnißvolle Worte,
„Ihr seid der Inhalt jedes Erdentraumes,
„Des feierlichen Thron's, so wie des Hüttenraumes!"

Unser Dichter lösete diese heilige Frage in dem Gewande der erhabensten Lyrik, wo die Poesie die schönsten Blüthen, die deutsche Sprache ihre reinsten Accorde, die Begeisterung ihre kühnsten Schwingen entfaltete durch dies meisterhafte Gedicht von „Gott und der Unsterblichkeit."

Der Glaube an eine ewige fortschreitende Entwickelung der Geister war ihm das Resultat der forschenden und streng prüfenden Vernunft, der sinnigsten Betrachtung der Natur und Folge einer durch Reue und Selbstüberwindung erkämpften Sittlichkeit.

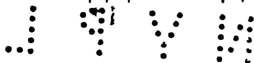
Wenn einst Lessing Plan und Geschichte der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechtes zur Humanität mit wenig aber kräftigen Strichen zeichnete, Herder nach diesem großen Vorgänger ihren Begriff

in seinem ganzen Umfange wissenschaftlich und historisch nach allen Seiten hin entwickelte, so hat Tiedge mit der Zauberkraft der Aesthetik und Poesie demselben die edlere Wärme des wirklichen Lebens eingehaucht und wahrhaft volksthümlich gemacht.

So wie er in seinen „Wanderungen durch den Markt des Lebens" voll Ernst und Scherz, Lob und Tadel, voll Ironie, Witz und treffender obwol nie verletzender Kritik das Leben der Vergangenheit und Gegenwart in sprechenden Wechselbildern vor unserem Geistesauge vorüberführt, — wie er uns im „Ostermorgen" zu einer inneren Auferstehung erhebt, so begeistert er im „Frauenspiegel" für die Krone der Schöpfung, bezaubert in den Liederromanen „das Echo oder der singende Baum" und „Aennchen und Robert" für das Glück der Liebe in der reinen Idyllenwelt der Unschuld und erhebt durch seine Elegieen, und unter diesen besonders durch „die Schlacht von Kunnersdorf", von sanfter Wehmuth zu der staunenden Bewunderung gefallener Größe.

Seine Lieder leben, wie diejenigen seiner Freunde Gleim und Bürger, im Munde des Volkes; sie erheitern die geselligen Kreise der Jugend, wie des reiferen Alters, und die religiösen Dichtungen, in fast alle Gesangbücher Deutschlands übergegangen, erbauen Tausende in der Kirche wie in der stillen Kammer.

Tiefe der Empfindung, Hoheit der Gesinnung und Wohllaut im Ausdruck ist das Gepräge alles dessen, was sein Genius schuf. Ein sehr leichter Reim kommt ihm



überall zu Hülfe und schließt sich an die zarten Gedanken wohltönend und mit besonderer Feinheit an.

Hätte unser Vaterland viele Dichter wie Tiedge, so würde die Sprache der Deutschen bei den Kritikern des Auslandes gewiß nie in den seltsamen Ruf der Rauheit gekommen sein, sondern in den des ebenso melodischen Wohlklanges, wie die Sprache der Spanier und Italiener.

Um Tiedge'n als Dichter wie als Menschen vorurtheilsfrei auffassen und ihn nach seinem wahren Werthe oder Unwerthe beurtheilen zu können, dürfte ein Blick auf den Zustand der Literatur in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Interesse sein.

Tiedge's Jugend fiel in eine Zeit, wo die deutsche Nationalpoësie, von dem inneren Strahle einer neuaufgehenden Geistessonne belebt, als selbstschaffende Kraft sich losrang von der Aeußerlichkeit der conventionellen Form ohne inneren Gehalt, wo mit dem Göttinger Dichterbunde und besonders mit dem nächtlichen Eidschwur unter der Klopstockeiche nicht blos eigener Genuß in dichterischen Träumen, sondern Vollendung der Kunst und innere Ausbildung und Tugend und Freiheit Zielpunkt des allgemeinen Strebens junger Dichter ward.

„Werther's Leiden," das Manifest jener unbedingten schrankenlosen Subjectivität, in der Herz und Welt, Gemüth und Schicksal in unversöhnbarem Zwiespalt gleich feindlichen Polen von einander streben, galt der deutschen Jugend als Evangelium eines neuen Heils,

dessen Messias man in Klopstock, dem Sänger der Welterlösung, zu erblicken glaubte.

Durch die überströmende Kraft jener Dichtung, in der Goethe mit hinreißender Wahrheit die wilde Gährung, das Treiben und Drängen seiner Zeit geschildert, hatte der elektrische Funke subjectiver Poesie in tausend verwandten Geistern eine Flamme entzündet, welche hier wie ein Irrlicht aufflackerte und erlosch, dort wärmend und erleuchtend zugleich der stummen Qual seiner Mitwelt Worte verlieh.

Es fehlte nicht an Nachfolgern auf dieser einmal eröffneten Bahn. Zuerst trat Johann Martin Miller, Einer aus dem Göttinger Bunde, — mild, schwärmerisch, sanft und religiös — der Seelenverwandte Hahn's, Boie's und Hölty's, gegenüber dem sinnenberauschten Bürger, dem stürmenden Voß und den feurigen Stolbergen — mit seinem „Siegwart" auf, welchem durch ganz Deutschland ein enthusiastischer Beifall zu Theil ward, und der zu allen den unzähligen Klosterromanen, wovon noch jetzt unsere Leihbibliotheken vollgespeichert sind, die Veranlassung gegeben, wie Goethe's „Götz von Berlichingen" zu den noch häufigeren Rittergeschichten und Schiller's „Räuber" zu den Räuberromanen, an welche sich dann die Zauber- und Geisterhistorien anschlossen.

Auf diese Periode der Sentimentalität, wie sie im „Siegwart" und in der „Geschichte Karl's von Burgheim und Emiliens von Rosenau" sowohl ihre Knospe

als Blüthe fand, folgte ein neues — das lyrisch-didaktische — Element in der Geburtsphase unserer Literatur, welches, mit der Ueberschwenglichkeit und Autonomie der Empfindung in geradem Widerspruche, gleichwohl die Lehr- und Nützlichkeitstheorie mit dem Erguß der Empfindsamkeit zu vereinigen strebte.

Freundschaft, Liebe, Vaterland, Gott und Unsterblichkeit werden die Themen der Poesie in den zwei letzten Jahrzehnten im Zeitalter deutscher Wiedergeburt.

An die Spitze dieser Dichtungsart trat am Wendepunkte beider Jahrhunderte Christoph August Tiedge mit seiner „Urania", nachdem er nebst Göckingk und Michaelis das Triumvirat gebildet, welches zuerst die poetische Epistel nicht ohne Erfolg auf dem deutschen Parnaß eingeführt und sich einen geachteten Namen erworben hatte.

Wenn die genannten Dichter, sowie Gleim, Jacobi und Klamer-Schmidt, jeder nach seiner Weise, dem Wege folgten, welchen die geistreichen leichten französischen Epistelbichter betreten hatten, so zeigte Tiedge eine Originalität, die sich zur didaktischen Poesie hinneigte und bei der Ausbildung satyrischer Gemälde, wie bei der Verherrlichung großer Naturscenen einen ernsten Charakter festhielt, dessen zarteste Töne rein elegisch sich aussprechen. Das tiefe Gemüth des Dichters, das sich ebenso in der Harmonie, als in der Eleganz der Sprache wie in einem Evangelium der Natur offenbarte, ward durch die leichte Gewandtheit der episto-

larischen Mittheilung nicht beeinträchtigt und entfaltete sich in seiner Freiheit nach allen Richtungen hin.

Der Baum, der von nun an so reiche Früchte der Dichtkunst trug, wurzelte in Halberstadt. Hier lebte seit 1747 Gleim als Mittelpunkt einer weitverbreiteten Freundesverbindung, ein populärer Mäcen, wie Bodmer in Zürich und Nicolai in Berlin war, in jeder Art ein Beschützer der deutschen Dichterjugend, welcher alles um sich zu versammeln suchte, was damals über die Prosa der Alltagswelt emporragte und was seine Lieblingsidee, in Halberstadt ein deutsches Athen zu begründen, zu verwirklichen geeignet schien.

In der Ueberzeugung, daß er vereint mit der Gunst seines angebeteten Königs Friedrich II. aus der thatkräftigen Jugend seines Vaterlandes Alles zu machen und sogar ein goldenes Jahrhundert, wie August's oder Ludwig's XIV. zu begründen im Stande gewesen wäre, setzte er seinen höchsten Ehrgeiz hinein, als literarischer Werber junge Männer für die Fahne der Dichtkunst zu begeistern, gleichwie Lessing aufkeimende Talente für die Bühne zu gewinnen strebte.

So erscheint Gleim ungleich bedeutender auf dem Felde der deutschen Literatur als Beförderer denn als Ausüber der göttlichen Sangeskunst, in welcher er nebst so vielen seiner Jünger das Glück seines Lebens fand. Wahrhaft bewunderungswerth ist die uneigennützige Bereitwilligkeit, mit welcher der schlichte Domsecretair mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch, sich selbst

oft das Nothwendigste versagend, sein „Hüttchen" zum Asyl des darbenden Talentes erhob und jungen aufstrebenden Geistern nahe und fern die Bürde der Armuth erleichterte. Groß aber kann die feine sinnige Weise genannt werden, mit welcher er seine Wohlthaten spendete und selbst zartbesaiteten Dichterseelen die Bitterkeit des Empfanges zu versüßen wußte: Ramler, Jacobi, Sulzer, Heinse, Michaelis, Kleuker, Tiedge, Bürger, die Karschin, Nathanael Fischer, Jean Paul, Seume und so viele Andere hatten ihm Empfehlung, Amt, oder Unterstützung zu danken. In Helmstädt, Magdeburg und Halle, so wie in der ganzen Umgegend war kein armer Student, der je unerhört ein Gesuch an ihn gerichtet. Den meisten Bittenden kam sein Edelmuth mit freiwilligen Gaben aus eigener Entschließung zuvor.

Solchen, die finanzielle Hülfe nicht bedurften, war er Rathgeber, Beschützer und Freund. Dem tapfern Christian Ewald von Kleist flößte er poetischen Muth ein, Ramler'n begeisterte er zum Panegyriker seines einzigen Friedrich, Klamer-Schmidt und Jacobi gab er das Vertrauen auf sich selbst wieder. Er sann auf Stellen für Klotz, Riedel, Uz, Meusel und Herder. Sein Lieblingsgedanke war, Klopstock, dessen Eltern nebst Cramer im nahen Quedlinburg wohnten, nach Halberstadt zu ziehen, Götz aus der Grafschaft Sponheim, Lichtwer aus Sachsen und Spalding aus Berlin zu berufen und mit Braun-

schweig, wo Ebert, Zachariä, Eschenburg, Schmid, Koch, Trapp und Campe versammelt waren, so wie mit Wolfenbüttel, Helmstädt und Halle einen ununterbrochenen Verkehr zu unterhalten.

Wie einst Karl der Große aus den gelehrtesten Franken seiner Zeit eine Akademie für vaterländische Sprache und Dichtkunst gründete, und seinen Lehrer Alcuin „Flaccus Albinus", seinen Capellan und Liebling Angilbert „Homer", sich selbst aber „David" nannte, wollte auch Gleim die berühmtesten lebenden Dichter in einem Bunde vereint sehen, in welchem Klopstock mit dem großen Namen des Sängers der Iliade beehrt, Lessing „Sophokles", Uz „Pindar", Ramler „Horaz", Michaelis „Juvenal", u. s. w. heißen sollte.

Als Tiedge in den Halberstädter Kreis eintrat, waren Klamer-Schmidt, der Rector Nathanael Fischer, der jüngere Gleim, Sangerhausen, der Domdechant Freiherr von Spiegel und Bothe die fast tägliche Umgebung des „alten Grenadiers". Jähns und Michaelis waren bereits gestorben, Jakobi und Heinse aber schon nach Düsseldorf abgegangen.

In diesem Kreise führte man ein poetisches Leben, wie unter den Freunden um Klopstock im Göttinger Bunde, aber an die Stelle jener entfesselten Sturm- und Drangpoesie der Stolberge, Bürger, Voß u. A. trat die sentimentale Epistel, die nur zu oft in tändelnde

Reimerei oder gezierte Verskünstelei ausartete. Die Freundschaft, das Generalthema des Bundes, war bei Gleim, wie seine Liebe zu Vaterland und König, die Quelle der Begeisterung; in ihm ward der Enthusiasmus zur Leidenschaft, wie bei Klopstock die Religion; sie glänzte ihm als Leitstern durch das Leben, wie bei Hölty das Traumbild und bei Seifried der Kirchhof; sie ward ihm Aufgabe der Kunst und Wissenschaft, wie bei Wieland das heilige Institut der Ehe.

Jeden Sonnabend versammelte man sich in seinem „Hüttchen", das er durch die Bildnisse seiner Freunde in einen Musen- und Freundschaftstempel umgestaltet hatte, und öffnete nach kurzer Begrüßung und heiterem Willkomm eine blecherne Büchse, in die jedes Mitglied einen poetischen Beitrag warf. Gewöhnlich las der alte „Hüttner", nachdem er auf gut Glück ein Musenloos gezogen hatte, die anonyme Gabe in eigener Person vor und ließ die Uebrigen nach dem Inhalte auf den Verfasser schließen; alsdann wurde abgestimmt und das beste Gedicht erhielt den Preis.

Alles Vorfallende gab Gelegenheit zu Reimen, alles Mitgetheilte zu Nachahmungen. Die ganze Welt erschien ihnen in einem Rosenschimmer; sie dichteten von Grazien und Najaden und koseten mit ihren Genien nach Art der verliebten Sylphen, und hielten Verkehr mit den Huldgöttinnen wie die Minnesinger mit der goldhaarigen Frau Minne. Man nannte sich „Anakreon und Plato,

sich trägt, so kann die anderweitige Kritik sich mit kurzen Bemerkungen begnügen, indem eine ausführliche Charakteristik ohnehin mehr in das Gebiet der Literaturgeschichte oder gelehrter Abhandlungen, als in dasjenige der Biographie gehört.

Ist Tiedge's berühmtes lyrisch-didaktisches Gedicht von Gott und der Unsterblichkeit, das lange vorbereitet zuerst 1801 an das Licht trat, dann aber auch den ungewöhnlichsten Beifall der Nation bei einer jeden neuen, in kurzer Jahresfrist auf einander folgenden, Auflage an der Stirne trug, nach einem klaren und einsichtsvollen Plane angelegt und ebenso meisterhaft in dem Versbau ausgeführt, so verrathen nichts desto weniger die vielen, wenn noch so trefflichen Episoden, Gnomen und Rhapsodieen den Mangel an Einheit und verhindern, daß die „Urania“ den Kritiker als ein poetisches Ganzes anspricht.

Eine zum Höchsten vollendete rhetorische Gewandtheit verbindet die einzelnen Gesänge und macht die Uebergänge zu den verschiedenen Theilen fast unmerklich, verräth aber doch dem geübteren Auge, daß diese einzeln — jeder für sich selbstständig — gebildet und nach jenem Plane mit philosophischer Reflection zusammengestellt, nicht aber aus innerem Drange und dessen lebendigem Bewußtsein hervorgegangen sind.

Aus diesem Grunde verdient Alles, was bloßes reines, tiefes Gefühl in Tiedge's „Urania“ ist, bei weitem den Vorzug vor Allem, was erst in Folge Kantischer Speculation zur subjectiven Ueberzeugung

sich gestaltete. — Man bringe hier Schiller's inhaltschwere „Worte des Glaubens" und die vielleicht noch tiefer erfaßten „Worte des Wahnes" in unparteiischen Vergleich und ein nicht uninteressantes Resultat wird sich ergeben. Die ächte Willensfreiheit ist auch von dem philosophischen wie von dem poetischen Standpunkte geprüft doch wohl nichts anderes, als freie Rückkehr zur seligen Nothwendigkeit — die reinste und höchste Ahnung im Lichte jenes Glaubens, den der Dichter selbst „das Auge der Vernunft" nennt! — Und liegt nicht gerade darin der schönste Trost, die sicherste Gewähr, die tiefste Beruhigung?

Wenn auch die Tendenz des „Frauenspiegels" nicht zuließ, die Idee der erhabensten Weiblichkeit, welche als Schutzgeist männlicher Tugend das Leben erhebt und stärkt, besänftigt und harmonisch begrenzt, in einem poetischen Gemälde durchzuführen, so ruft uns daraus doch die unbestochene Wahrheit trauernd ein Anathema über das Verderbliche einer jeden Art von Eitelkeit entgegen, und bleibt eine um so denkwürdigere Erscheinung in unserer Literatur, als der Dichter zum Theil sich selbst und andere aus seinem Leben wohlbekannte und ihm befreundete Wesen schildert.

Ohnstreitig hat der „Ostermorgen" den Dämon des Zweifels aus der Brust manches Geistesschwachen verscheucht und manchem Tiefgebeugten an der Schwelle des ewigen Schlafes mit der Aussicht auf ein ewiges Erwachen emporgehoben zum Bewußtsein der Seligkeit.

Neben diesen größeren Dichtungen findet sich eine Reihe von wahrhaft köstlichen Liedern, welche durch ein reines Gefühl für die Natur — der sichersten wo nicht einzigen Quelle der Wahrheit — für Liebe und Freundschaft, durch eine sanfte Wehmuth über verfehltes Lebensglück hervorgerufen worden sind.

In Schilderung von Scenen aus dem Stillleben der Natur, deren Hieroglyphe gewiß nicht so unverständlich ist, daß ihren Sinn das geistige Auge des Beschauers nicht errathen oder zum wenigsten ahnen sollte, ist Tiedge, wie Matthisson, noch unübertroffen — ein Maler-Dichter, nicht blos ein malerischer. — Seine Sprache selbst ist durchgehends so melodisch, daß der ächte Tonsetzer nichts weiter zu thun hat, als die in gewisser Hinsicht schon gegebenen Noten auf- oder vielmehr nur abzuschreiben. Belege hierzu liefern die einfach großartigen Compositionen eines Naumann, Reichardt, Himmel, Zumsteeg, Neukomm und Reißiger und vieler Anderer.

Wie bei Schiller finden wir auch bei ihm einen gewissen Dualismus der Weltansicht, dort eine christlich-mythologische, hier eine christlich-philosophische.

Tiedge's forschender Geist vermochte das Leben der menschlichen Psyche nicht von dem All-Leben der Natur, und diese wieder nicht von der Offenbarung der Religion zu trennen.

Wie bekannt hat am Ausgange des vorigen Jahrhunderts die neuere Philosophie an dem Unsterblichkeits-

Glauben — dem persönlichen insbesondere — mehr gerüttelt, als ihn die allerneueste zur Zeit, wie es scheint, wieder zu befestigen vermocht hat. Und doch wird man Tiedge und Unsterblichkeit wohl noch in einer sehr fernen Zukunft als synonym und unzertrennlich, nicht ohne, sondern neben einander denken können.

Bei aller Bewunderung für die moralischen Tendenzen, welche der ächte Dichter, als Apostel der Humanität, zur Aufgabe seines Lebens macht, darf man nicht vergessen, daß der Fuß des Sängers, dessen Geist in die Wolken ragt und uns zum Himmel zieht, auf einer kleinen Scholle Erde voll Fehl und Mängeln wurzelt.

Auch der größte Mensch hat seine Schwächen, auch der Reinste ist nicht frei von Flecken! — Wollte, könnte und dürfte ein Sterblicher von einem Sterblichen mehr erwarten?

Der Sänger der „Urania" war ein Erdgeborner, sein Erbtheil warmes Blut. Auch er zahlte als Jüngling wie als Mann den Tribut der Schwäche an die allbeherrschende Natur und war selbst noch im Greisenalter nicht frei von Leidenschaft. — Die Entwicklungsstufen seines innern und äußern Lebens hat er selbst geschildert in biographischen Fragmenten, welche bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts reichen, aber mit der Periode der ersten Demüthigung des deutschen Vaterlandes, nach der Schlacht von Jena, aufhören und die Vollendung einer anderen Feder überlassen.

Wer folgte nun dem hochbejahrten Dichter-

Vater hatte sich demnach in dem Mittel, die Furchtsamkeit des Knaben zu unterdrücken, vergriffen. Die zärtliche Mutter hingegen entfernte sorgfältig von dem geliebten, zu reizbaren Kinde jede Veranlassung, die das Gefühl der Furcht aufregen konnte: und sie that, ohne es zu wissen, das Rechte.

Der Vater, bei einem kärglichen Einkommen mit Schularbeiten und Predigten belastet, und überdem leidend an der gewöhnlichen Krankheit der Gelehrten, hatte selten die Muße, die Ruhe, die Heiterkeit, mit einem Worte, die gute Laune, welche durchaus erforderlich ist, wenn man sich damit befassen will, Kinder zu behandeln.

Die Strenge des Vaters wirkte desto widerwärtiger auf den Knaben, je mehr derselbe von den übrigen Hausgenossen verwöhnt und umschmeichelt wurde. Einige gingen in ihrer Zärtlichkeitsübertreibung so weit, den kleinen Liebling für ein Wunderkind zu erklären. Voll der lebhaftesten Beweglichkeit, und mit kindlicher Lieblichkeit und Anmuth ungemein reichlich ausgestattet, wußte er Alles, was den Kreis seiner kleinen Umtriebe berührte, seinem wandelbaren, von einem Gegenstande schnell zum andern springenden Willen zu unterwerfen. Selbst die in den meisten Fällen der Erziehung so vernünftig urtheilende Mutter war gegen den erkorenen Liebling, der in seinem vierten Jahre bereits zwei Schwestern neben sich hatte, von mütterlicher Schwäche nicht ganz frei. Ein solcher Zwiespalt in der Behandlungsweise konnte nicht anders, als nachtheilig und

störend auf die leise anklingende Harmonie der geistigen und gemüthlichen Kräfte des Zöglings einwirken. Von der einen Seite wurde ihm Alles bewilligt, von der andern Alles versagt. Unarten des willkürlichsten Eigensinnes, worin seine wohlgepflegte Eigenliebe schon eine gewisse Geläufigkeit gewonnen hatte — konnte er sie für ein Unrecht halten, indem sie nur von einer Stimme, von der väterlichen, für ein solches erklärt und mit harter Züchtigung belegt wurde? Jedoch eine glückliche Naturanlage, unterstützt von der weislich berechneten Nachhülfe der Mutter, stellte in der kindlichen Seele immer wieder zurecht, was irrende Maßregeln verschoben hatten. Die Mutter war, trotz ihrer Zärtlichkeit, weise genug, dem Knaben, dessen Thränen, wenn sie mit ihm allein war, den Vater anklagten, durchaus kein Mitleid wahrnehmen zu lassen; vielmehr rechtfertigte sie das Versehen des Vaters, und suchte so schnell als möglich das jugendliche Gemüth auf andre Gegenstände zu lenken, welches ihr immer gelang, indem sie ihm Etwas erzählte, oder angemessene Liederverse vorsagte, die er schnell faßte und einer Zuhörerschaft von Stühlen, denen ein großer Perrückenstock beigefügt werden mußte, mit kindischer Selbstgefälligkeit vorpredigte. Gewöhnlich mußte auch die Mutter sich unter die hölzernen Zuhörer versetzen, und immer fragte er am Ende die Mutter: „gut gepredigt?" — wogegen diese dann im Namen der ganzen Gemeine ihren Beifall zu erkennen gab.

Diese schlichte Frau hatte keine Erziehungsschriften

gelesen, aber der reinste Vernunftsinn gab ihr gleichsam instinktmäßig die Grundsätze ein, nach denen sie mit dem besten Erfolge den Eigenwillen ihres Lieblings zu lenken und in seinem Gemüthe Gesinnungen des Wohlwollens, der Dienstfertigkeit, der Hülfsleistung, und besonders der Versöhnlichkeit, zu pflegen verstand. Oft ging sie mit ihm in den kleinen Stacketgarten vor dem Hause, ließ ihn die schönen Blumen betrachten, und weckte bei solchen Gelegenheiten in der kindlichen Seele die Ahnung von Gott, von dem unsichtbaren, großen Wohlthäter, der die Blumen, die Bäume und die ganze Welt habe entstehen lassen. Solche Anregungen erschütterten das zarte, leichtempfängliche Gemüth mit sanften Schauern, und hinterließen unauslöschliche Eindrücke.

Wenn nun Hausgenossen und Fremde von dem Zauber des kleinen Lieblings befangen, ihm Alles nachsahen, was sein Eigensinn oder Muthwille beginnen und treiben mochte, die Mutter seinen Willen, nur nicht immer mit fester Hand, lenkte; der Vater aber mit gebieterischem Ernst dazwischen fuhr, so wurden die drei oft in Frage gestellten Erziehungsgrundsätze: Soll man dem Kinde den Willen lassen oder lenken oder brechen — bei unserm Knaben zugleich in Anwendung gebracht. Die Mutter dürfte wohl das Rechte getroffen haben, wenn sie nur bei ihrer zu großen Lebhaftigkeit eine gewisse durchgeführte Haltung, wenn sie durchgängig mehr Ebenheit und Folgerichtigkeit in ihrer ganzen Handlungsweise, und folglich auch im Erziehungsgeschäft

zu beobachten vermocht hätte. Zuweilen geschah es, daß sie, durch häuslichen Verdruß aufgereizt und aus dem Gleichgewichte gebracht, ihre üble Laune die Kinder, selbst ihren Liebling empfinden und sich zu einem Verfahren hinreißen ließ, welches nicht das gerechteste war. Mit leicht versöhntem Herzen ertragen Kinder die empfindlichste Strenge; wenn sich aber Ungerechtigkeit in der Strenge offenbaret, dann hinterläßt die Verletzung in dem zarten Gemüthe tiefere Narben. Schwer empfand unser Knabe eine Handlung der Ungerechtigkeit, am schwersten eine solche, die von der geliebten Mutter ausgegangen war. Noch in den spätesten Jahren erinnerte er sich eines Vorfalls dieser Art, den er lange nicht verschmerzen konnte. Dem sechsjährigen, überall umschmeichelten Liebling war dadurch, daß, mit Ausnahme des Vaters, sich Jeder seinem Willen fügte, eine gewisse Bedeutsamkeit eingeräumt worden, die dann auch ganz natürlich von den beiden jüngern Schwestern anerkannt wurde. Die elterliche Wohnung lag am Kirchhofe, wo die Kinder zu spielen pflegten. Da traf es sich nun, daß die beiden Schwestern mitten in dem Wege, den sie eben gingen, einen todten Frosch bemerkten. In der Bestürzung über das Thier, das in ihren Vorstellungen als ein Ungeheuer erschien, sahen sie nicht, daß der Frosch todt war. Zitternd vor Schrecken flüchteten sie zu dem Bruder, erzählten ihr Abenteuer, und forderten ihn auf, das böse Thier zu vertreiben. Mit einem Stocke bewaffnet setzte er sich sammt den Schwestern sogleich in

Bewegung und schritt, zur Heldenthat entschlossen, in der Mitte der Zagenden, die beide in der Angst an seinen Armen sich festhielten, rasch vorwärts. Bald aber, jemehr der schützende Held seinen eigenen Muth verlor, wurden die Schritte kürzer und langsamer. Er zitterte und sann nur darauf, wie er, ohne sich blos zu geben, entrinnen könne. Jetzt riefen die Schwestern: da! und eilten zurück. Unsern Helden ergriff ein gleiches Schrecken, doch bemerkte er, daß das Thier todt und breit getreten da lag. Dennoch nahte er sich nicht, sondern warf den Stock danach und rief triumphirend den Schwestern zu: „das Thier ist todt!" Nun schlug er vor, das erlegte Ungeheuer ordentlich zu begraben. Der Leichnam ward mit dem Stocke auf einen Ziegelstein gestoßen, und dieser dann ebenfalls mit dem Stocke bis in den kleinen Garten geschoben: da ward eine Grube gemacht, die Leiche wiederum vermittelst des Stocks eingesenkt und mit Erde bedeckt. Er hatte oftmals Trauerreden auf dem Kirchhofe gehört. Diesen Gebrauch ahmte er bei seiner Froschleiche nach und hielt eine Rede, die aus seinen auswendig gelernten Liederversen und kleinen Fragmenten bestand, die er bei Leichenbestattungen aufgefangen hatte. Die Schwestern fingen bei dieser Rede an laut zu weinen. Das hörte die Mutter, sie eilte herbei und fragte zürnend: „was giebt's hier?" Auf die Antwort: „August macht uns weinen!" gab sie, ohne weiter zu untersuchen, dem Redner zum Ehrenlohn für seine rührende Leichenrede einen derben Schlag. Der

bestrafte, der seine Handlung nicht strafbar finden konnte, fühlte sich tief gekränkt, verließ trotzig den Ort seiner Schmach, und weinte in einem versteckten Winkel des Hauses seinen Unmuth aus, den er lange nicht verschmerzte, obgleich die Mutter ihre Uebereilung durch nachherige Liebkosungen gut zu machen suchte. Leichter ertrug und vergaß er einen Ausbruch der väterlichen Heftigkeit; denn für den Vater regte sich in dem Knaben nur die Empfindung der Ehrfurcht, nicht wie für die Mutter, jenes Gefühl der Zärtlichkeit, dessen Verletzung so schwer zu verwinden ist.

Der Vater beharrte bei seinem Bestreben, mit unerbittlicher Strenge die Natureigenheiten des Knaben zu unterdrücken. Dieser hatte z. B. einen unüberwindlichen Abscheu gegen große Fliegen, Spinnen und dergleichen Ungeziefer mehr; diesen allerdings unvernünftigen, aber kindischen Abscheu suchte der Vater bei jeder Gelegenheit zu bekämpfen. Einsmals hielt er ihm plötzlich eine Spinne entgegen. Der Knabe, vor Entsetzen außer sich, stürzte nieder, verfiel in heftige, lange sich wiederholende Krämpfe. Aus den Krämpfen entwickelte sich eine gefährliche Krankheit. Bald darauf wurde der Knabe von der Pockenepidemie ergriffen, die nicht nur sehr bedeutende Spuren ihrer Bösartigkeit im Gesichte, sondern auch eine Lähmung des rechten Fußes zurückließ. Dies brachte nun eine große Veränderung im Leben des Knaben hervor. Die kindliche Schönheit war verschwunden; aus dem vergötterten Wunderkinde

war ein unleidlicher kleiner Bube geworden, den die Nachwirkungen der Krankheit noch eigensinniger machten. Dies brachte ihn um einen großen Theil der Willfährigkeit, womit man sonst seinen Wünschen entgegen zu kommen pflegte. Liebkosende Schmeicheleien verwandelten sich in kalte Gleichgültigkeit, und nicht selten sogar in zurückstoßendes Betragen. Dadurch entstand in dem jungen Gemüthe der Keim zu der Neigung, die Menschen zu fliehen und sich in sich selbst zurückzuziehen. Die zarte Pflanze seines geistigen Lebens schien gebrochen; und flüchtige Bemerker glaubten in der gänzlichen Umwandlung des Knaben, in seiner völligen Abgewandtheit von früheren Gewohnheiten, und in seinem schweigsamen Wesen, eine Anlage zum Blödsinn zu entdecken. Er stand jetzt im sechsten Jahre seines Alters. Um diese Zeit ward der Vater als Conrector an das Gymnasium der Altstadt Magdeburg berufen.

Bei der Ortsveränderung in Magdeburg, änderte sich für den mißverstandenen Knaben nichts, weder in seinem innern noch äußern Dasein; er wurde vielmehr immer einsamer, verschlossener, furchtsamer und schüchterner. Den entlegensten, einsamsten Ort des Hauses wählte er zu seinem Lieblingsaufenthalte. Da verlor er sich ungestört in seinen kindischen Träumereien; da überließ er sich einem dumpfen Hinbrüten über unverstandene Dinge, da erheiterte sich sein trübes Dasein.

Im siebenten Jahre seines Alters wurde er in eine von den gewöhnlichen Volksschulen getrieben. Der

Lehrer war ein finsterer, rauher und roher Mann, der sein Schulscepter ohne Unterlaß in der Hand trug. Mit Zittern und weinend nahte sich ihm der Knabe, der schon lesen konnte, aber wieder zu buchstabiren anfangen sollte. Aus bloßer Furcht und Angst war er unfähig, auch nur ein Wort zusammen zu buchstabiren. Das empörte den Schulmeister, und es erfolgte eine Behandlung, wodurch der Knabe aus aller Fassung gebracht und noch unfähiger wurde, den ungeduldigen, heftigen Mann zu befriedigen. Und so erklärte denn auch dieser ihn für einen gänzlich unfähigen Knaben, mit welchem nichts anzufangen sei, aus dem nie Etwas werden würde.

Die Mutter vergoß bei dieser Erklärung die bittersten Thränen. Sie begriff nicht, wie der Knabe, anstatt vorwärts zu kommen, so habe zurücksinken können. Sie ließ ihn vor sich kommen, legte ihm das Gesangbuch vor und ließ ihn das Lied lesen: „Straf mich nicht in Deinem Zorn." Das las er nicht nur mit ziemlicher Fertigkeit, sondern auch mit Hebung und Senkung der Stimme, je nachdem es ihm der Sinn der verschiedenen Strophen oder Verse zu fordern schien. Dies überraschte die Mutter auf die freudigste Weise; doch gelang es ihr nicht, das Vorurtheil, welches man allgemein gegen den Knaben gefaßt hatte, zu beseitigen. Dieser fühlte sich nur um so mehr ausschließend zur Mutter hingezogen, da sie in seiner Verlassenheit diejenige Seele war, die ihn wenigstens nicht gänzlich verkannte. Wenn der Vater abwesend war, so flüchtete er zu ihr, an die einzige Brust,

in der für ihn ein Herz schlug. Da löseten sich seine Träume, seine verworrenen Phantasiebilder, und das ganze kindische Gewühl seines stillen innern Treibens in sanftere kindliche Gefühle auf. Seine verschlossene Seele öffnete sich den Worten der geliebten Mutter; keines dieser Worte ging ihm verloren. Ihre Ermahnungen, ihre Aufmunterungen begleiteten ihn in seine Einsamkeit, erweichten die angehende Verhärtung seines Gemüthes, und verdrängten oder milderten die unterdrückten Regungen des Zorns gegen diejenigen, welche seinen Unwillen gereizt hatten, entweder durch unmittelbare Berührungen, oder durch Unziemlichkeiten, welche sie sich in seiner Gegenwart erlaubten, in der Voraussetzung, daß der dumme Bube, wie sie ihn nannten, nichts davon merke oder verstehe. Und so faßte er Widerwillen und Liebe gegen Personen, die sich es nicht einfallen ließen, welchen Eindruck sie durch ihre Handlungen auf den unbeachteten Knaben gemacht hatten. Er beobachtete und richtete die Menschen sehr scharf; aber selten wird von Christen bedacht, was ein Heide gesagt hat: puero maxima debetur reverentia. Löbliche und strafbare Worte und Thaten, die er hörte und wahrnahm, verarbeitete er in seiner geheimen Seele. Der Holzstall war gewöhnlich die Werkstätte solcher Verarbeitungen. Da sprach er laut sein Lob und seinen Tadel aus. Da wiederholte er sich der Mutter sanftere Reden. Da sprach er seine Liederverse den Holzscheiten vor; besonders und mit dem innigsten Wohlgefallen an sich selbst wiederholte er die

beiden Lieder: „Straf mich nicht in Deinem Zorn rc." und: „O Ewigkeit! du Donnerwort." Dieses letztere declamirte er oft mit solcher Lebendigkeit, und einmal so laut, daß es bis in das Vorhaus erscholl, und ihm Stille geboten wurde, auf daß der Vater ihn nicht höre.

Die Mutter versäumte keine Gelegenheit, die frommen Gefühle der Gottesfurcht in ihren Kindern zu wecken. Sie betete Abends und Morgens mit ihnen aus dem Herzen; dazu wurde ein Lied gesungen oder gelesen. Diesem häuslichen Gottesdienste verdankte der Knabe weit auf sein ferneres Leben hinwirkende Anregungen. Nur daß die Mutter, die zu mystischen Andachtsübungen einige Hinneigung hatte, ihn mit sich in die Betstunde nahm, die der Abt Hähne in Klosterbergen wöchentlich ein Mal hielt: das war zu früh für sein Alter von sechs oder sieben Jahren. Der Spaziergang nach dem Kloster entzückte den Knaben; aber die gottselige Unterhaltung, von der er nichts verstand, machte ihm die qualvollste Langeweile. Doch betete er kurze Gebete sehr gern. Oft betete er in seinem Holzstalle auf den Knieen das Vaterunser, ließ aber jedes Mal die Worte vorhergehen: „Höre, lieber Gott, das ist für meine Mutter!"

Im achten oder neunten Jahre ward unser Knabe in die unterste Klasse des Gymnasiums übergeführt. Was ihn hier erwartete, war eine nicht verbesserte Fortsetzung des Vorhergegangenen. Der neue Lehrer war ein unfreundlicher, rauher und gegen unsern Knaben schon im Voraus eingenommener Mann, überdem aber auch noch

auffallend parteiisch, indem er sein Betragen gegen die Kinder durch Rücksichten bestimmen ließ, die sich mehr auf die Verhältnisse der Eltern, als auf die Eigenschaften der Kinder bezogen. Unter solchen Umständen nun konnte unsers Knaben Vertrauen zu den Menschen nicht gewinnen. Täglich sah er Handlungen der auffallendsten Ungerechtigkeit, täglich erfuhr er solche, die noch häufiger und am härtesten ihn selbst trafen. Die Schule war ein Kerker für ihn; aus ihr eilte er sogleich in sein friedliches Asyl, den Holzstall: da predigte er; da ward ein Scheit Holz aufgerichtet, welches denjenigen vorstellen mußte, der seinen Zorn gereizt hatte. Einen solchen Sünder überschüttete der kleine Bußprediger mit einem Strome von Schmähungen und kündigte ihm die höllische Verdammniß an, von der in den Vorträgen der besondern Andachtsübungen so häufig die Rede war. Die Verachtung, die er von dem Lehrer zu ertragen hatte, ging auf die Mitschüler über. Er hatte unter ihnen keinen Freund, dessen sein weiches Herz so sehr bedurfte. Manchen Knaben liebte er mit der ganzen Kraft seines Gemüths, doch ohne solches dem Geliebten zu erkennen zu geben, weil er im Voraus wußte, daß seine Zuneigung eine schlechte Aufnahme finden würde. Nur der Sohn eines Collegen seines Vaters, Johann August Mohr, war ihm nicht abhold. Endlich leuchtete ein einziger Sonnenblick in dem trüben, blumenlosen Frühling seines jugendlichen Alters. Die beiden unteren Classen der Schule vereinten sich nämlich jährlich ein

Mal im Mai, in Begleitung ihrer Lehrer, eine Lustwanderung nach einem, in der Nähe von Magdeburg gelegenen Eichenwalde zu machen. Der Wunsch, Theil zu nehmen an dieser Lust, brannte glühend in seinem Herzen, und zuckte in allen seinen Gliedern; aber die Furcht, daß er ihm versagt werden würde, übergoß ihn mit tausend Thränen. Doch wurde ihm diese Theilnahme von der Mutter erlaubt, und auf ihre wiederholte Fürbitte von dem Vater endlich bewilligt. Voll Entzücken darüber durchwachte er die ganze Nacht, die dem seligen Tage vorherging, und schwelgte mit seiner Phantasie in den süßesten Träumen der Erwartung. Der glückliche Tag erschien, die muntere Pilgerschaft versammelte sich und flatterte fröhlich zur Stadt hinaus. Die dunkeln Festungsthore, durch die der Zug ging, waren bald durchsprungen; und die wunderbaren Schauer, die unsern Knaben in jener Dunkelheit ergriffen, dienten recht dazu, den Eindruck zu erhöhen, den die helle offene Flur auf ihn machte. Eine schöne grüne Welt that sich hier auf, ein sonnichtes Paradies voll seliger unendlicher Freuden. Sein zusammengepreßtes Herz sprang gleichsam elastisch aus einander.

Der Weg ging über Aenger voll Blumen, und schlang sich neben blühenden Wiesen und Fruchtfeldern dahin, welche, von Morgenlüften durchwühlt, grüne liebliche Wellen schlugen. Vom blauen Himmel herab klangen die Lieder der Lerchen. Aber dieser Freudentaumel, der sich in seinem Herzen bewegte, wurde

schmerzlich gestört. Er hatte bei einem Hausirer, der Landcharten zum Verkauf anbietend oft in das elterliche Haus kam, Bilder gesehen, auf denen schöngeschmückte Schäfer und Schäferinnen mit ihren Heerden dargestellt waren; um die Hirtenstäbe flatterten Bänder; unter den Bildern standen Verse, die er sehr schön fand, weil darin von Schalmeien die Rede war. Jetzt sah er plötzlich auf der Uferhöhe eines Feldgrabens bei seiner Heerde einen Schäfer sitzen, der in schmutziger, lumpenhafter Kleidung aus einem schwarzen Topfe sein Frühstück verzehrte, welches ihm die, neben ihm sitzende, eben so schmutzige Schäferin gebracht hatte. Der Knabe erschrak vor dem Contrast, den dieser Schäfer mit seinem Phantasiehirten darstellte. Er stand still und fragte den Hirten dann treuherzig: „Sind Sie ein Schäfer?“ Dieser antwortete: „Freilich! was denn sonst?“ — Ganz betroffen und niedergeschlagen ging der Knabe von dannen. Jedoch die von allen Seiten ihn umringenden, schöneren Gegenstände löschten jenen Eindruck bald wieder aus; vorzüglich that dies der Wald, der das Ziel der Wanderung war und den er von fern schon erblickte.

Als das Ziel erreicht war, entfernte er sich sogleich von seinen Mitschülern, die allerlei lärmende Spiele trieben, und schlüpfte tief in das Dickicht des Gebüsches hinein, warf sich auf den Boden nieder und küßte voll Entzücken den Rasen. Die wilden Kirschbäume blühten; auf allen Zweigen hüpften und sangen Vögel, dazwischen hinein rief der neckende Kuckuk. Der blumige

Boden, von tausend eilenden Goldkäfern belebt, welch' eine neue, schöne Welt für den lebhaften Knaben! Sein stilles Brüten und Träumen in der Einsamkeit nahm von jetzt eine ganz andere Färbung an. In dieser Verborgenheit des Waldes, doch so, daß er die Stimmen seiner Mitschüler hören konnte, verweilte er den ganzen Tag, ohne an Essen und Trinken zu denken. Als er spät aus der Verborgenheit des Waldes hervor kam, begegnete er seinem Johannes Mohr. Diesem folgte er zu dem am Rande des Waldes gelegenen und mit einem tiefen Wassergraben umgebenen Garten, der Vogelsang genannt. Auf dem Graben schwamm ein Kahn, sein Freund sprang hinein, er nach, stemmte sich, um den Kahn fortzubewegen, mit den Händen gegen das Ufer, und fiel, indem der Kahn rückwärts glitt, vorwärts ins Wasser. Der andere Knabe sprang hinzu, faßte den Rockzipfel des Sinkenden, und schrie so laut, daß ein Gartenknecht herbeikam, der den Verunglückten herauszog. Die Stimme zur Heimkehr erscholl. Schweigend und zitternd vor Schrecken und Kälte schloß sich der Gerettete mit seinem Unglücksgefährten dem Zuge an. Das wenige Geld, welches ihm zum Unterhalt für den Tag mitgegeben war, brachte er zurück. Durch die Anstrengung des Weges, durch das Umhertreiben im Walde, durch die Entbehrung aller Nahrung, mehr aber noch durch den Sturz in das Wasser fühlte sich der Knabe so erschöpft, daß ein krankhafter Zustand die Folge davon war, der jedoch nur wenige Tage anhielt und von

dem Vater gar nicht bemerkt wurde. Angegriffenheit kindlicher Kräfte, wenn sonst keine Fehlerhaftigkeit des organischen Lebens vorhanden ist, geht ohne medicinische Hülfe schnell vorüber.

Die sittliche Ausbildung unseres Knaben konnte in der Schule, die an sich schlecht, und noch schlechter für ihn war, weder befördert noch befestiget werden. Hier kam es ihm nun zu statten, daß der Mutter Anpflanzungen in seinem Gemüthe still und sicher fortgrünten. Seine rasche Lebhaftigkeit indeß, trotz der großen Furcht vor der Strafe, und der noch größeren Scheu, die geliebte Mutter unzufrieden zu machen, verleitete ihn dennoch, daß er manchen Streich des kindischen Leichtsinnes ausgehen ließ. So geschah es, daß er, der selbst gern kletterte, seine jüngste geliebteste Schwester zum Klettern verführte. Sie fiel hart und schmerzhaft auf den Boden nieder, und stieß einen lauten Schrei aus. Die Mutter sprang herzu, sah sogleich, was geschehen war, und maß dem Knaben die Schuld bei. Dieser läugnete; die Schwester schwieg und erhielt die Strafe, die der Bruder verdient hatte. Zwar sah er mit der tiefsten inneren Reue die Ruthenstreiche auf die Schwester fallen, und dennoch konnte er es nicht über sich gewinnen, sich als den zu bekennen, der die Schwester verleitet hatte. Er eilte darauf in seinen Winkel, vergoß die heißesten Thränen der Reue, und zerschlug seine eigene Hand bis sie roth wurde. Dann ging er zur Schwester und küßte auf ihrer Hand die Stelle, wo die Striemen von der

Ruthe noch sichtbar waren. Nie konnte er die an der geliebten Schwester begangene Missethat mehr vergessen. Noch in den spätesten Jahren erinnerte er sich jener finsteren Stelle in den Tagen seiner Kindheit mit dem schneidendsten Qualengefühl.

Wurde nun die sittliche Ausbildung in der Schule unseres Knaben fast gänzlich vernachlässigt, so war gleichfalls der übrige Unterricht sehr mangelhaft; am dürftigsten für ihn, indem er gewöhnlich der Letzte sein mußte, mit welchem sich der Lehrer, und zwar auf eine Weise beschäftigte, wobei er wiederum nichts gewinnen konnte. Mehr erlauschend, wenn vorgezogene Knaben unterrichtet wurden, als unmittelbar einnehmend, hatte er gleichwohl einige Fortschritte in der Vorbereitung gemacht, womit der Jugendunterricht jener Zeit zu beginnen pflegte. Am wenigsten faßte er von den Lehren des Religionsunterrichtes. Diese Lehren wurden in die abgeschmacktesten und widersinnigsten Bilder gekleidet, und waren von den religiösen Gedanken, die von der Mutter einfach und klar ihm eingeflößt worden, so sehr verschieden, daß er von dem Religionsvortrag in der Schule durchaus nichts in sich aufzunehmen vermochte. Ein Beispiel wird genug sein, um die Art und Weise dieses Unterrichtes anschaulich zu machen.

Bei der Vorbereitung zu dem jährlichen Examen wurde jedem Knaben eine Frage zugetheilt, deren Beantwortung er seinem Gedächtnisse einprägen mußte. So glich das ganze Examenspiel jener russischen Hornmusik,

wo jeder Hornist eine Note abzublasen hat, übrigens von der ganzen Musik nichts weiter versteht und weiß, als eben seine Note. Unserem Knaben war die Frage zugefallen: Warum heißt der Donnerstag in der Osterwoche der grüne Donnerstag? Antwort: Weil Christus, das grüne Gewächs des Weinstockes, an diesem Tage sich in uns eingepflanzet und eingepfropfet hat. — Entweder der Lehrer wußte den kirchengeschichtlichen Benennungsgrund unserer Sonn- und Festtage nicht, oder er glaubte, einen mystischen Sinn darunter zu entdecken. Der Knabe hatte seine Antwort bald auswendig gelernt; aber er war weit entfernt, sie zu begreifen. Er trug sie der Mutter vor, bei der ihm Alles so klar einging. Was aber sie auch ihm darüber sagen mochte: er wußte nicht, wie und wo er in sich dieses Pfropfreis suchen und finden sollte: die Sache blieb ihm dunkel; er ließ sie fallen. Dagegen hatte er ziemlich Schreiben, wenig Rechnen, lateinisch Decliniren und Conjugiren gelernt, so daß er in seinem eilften Jahre nebst anderen Knaben in eine höhere Classe, nicht eben mit den besten Zeugnissen, übergeführt wurde.

Der neue Lehrer war ein sanfter, freundlicher Mann. Der so tief niedergedrückte Knabe richtete sich auf, eine leise Regung des Muthes bewegte seine Seele. Aber der kleine Schimmer besserer Tage verschwand sehr bald. Es fiel dem Vater ein, an ihn einige Fragen zu thun. Der Knabe, aus bloßer Furcht, schlug die Augen nieder und verstummte. Der Vater zürnte. Das

Vorurtheil von der gänzlichen Unfähigkeit des Knaben, irgend Etwas zu lernen, bestimmte den Vater, ihn aus der Schule zu nehmen, in der Meinung, ihn zu einem Abschreiber zu bilden. Und somit erreichte sein trauriges Leben den höchsten Grad; denn nun hatte er nicht einmal das muntere Gewühl der Schulkinder vor Augen, das seine Phantasie beschäftigen konnte. Das einsame Zimmer, wo er sitzen mußte, schien ihm ein Kerker. Da wurden ihm ohne allen mündlichen Unterricht Vorschriften zum Nachschreiben und Pescheck's Anweisung zum Rechnen vorgelegt, die trostloseste Beschäftigung für einen Knaben, der hinter der äußerlich erscheinenden Blödigkeit und Furcht die beweglichste Lebhaftigkeit barg. Im Schönschreiben leistete er Etwas, im Rechnen nichts. Da saß er vor dem Buche voll verhaßter stummer Zahlen, und verlor sich in verworrenen Phantasien und Träumen, aus denen ihn der zürnende Vater, wenn er ihn so auf einen Fleck hinstarren sah, heraus schreckte, und an die öde Beschäftigung mit Zahlen und Buchstaben zurückwies.

In der traurigen Wüste seines Jugendlebens entdeckte er endlich eine Quelle des Trostes. Langeweile und Laune trieben ihn nämlich einsmals auf den Bibliotheksaal des Vaters; da fand er unter den Büchern Gellert's Lieder und Fabeln. Begierig fiel er darüber her, las und lernte auswendig, was ihm besonders gefiel. Heimlich entwendete er das Buch und barg es unter einen Holzhaufen im Holzstall. Da las er, da schwelgte

er in entzückenden Genüssen, die bis dahin ihm ganz fremd geblieben waren; da versuchte er seine kindischen Gedanken in Reime zu zwingen; auch ein geistliches Lied suchte er zusammen zu reimen, wovon der Anfang so lautete:

Wo ist ein Gott, wie du, der zeige seine Stärke!
Ein Schöpfer so wie du, der zeige seine Werke!

Diese Entzückungen des Holzstalles überstrahlten den trüben Frühling seiner Knabenzeit, schmückten ihn mit Blumen, die er selbst gepflanzt und gepflegt hatte, und vergalten ihm reichlich alle Entbehrungen, die er so schmerzlich sonst empfand. Aber ein böser Sturm mußte auch in diese Blumenzeit fallen. Der Vater, der gewohnt war, durch die Bewegung des Holzsägens sich eine Linderung seiner hypochondrischen Qualen zu verschaffen, entdeckte bei der Wegnehmung einiger Holzscheite, hinter denen das Buch verborgen lag, den geheimen Schatz. Er zog das Buch hervor, welches durch die Feuchtigkeit und durch die Ratten oder Mäuse, die dort hauseten, übel zugerichtet war. Er zeigte das Buch der Mutter und sagte: „Das fand ich im Holzstall. Niemand hat es dahin geschleppt als August, der unnütze Bube!" — Der Knabe zitterte, weinte und schwieg. Nun ward ein hartes Gericht über ihn gehalten, und die Mutter beauftragt, die Strafe zu vollziehen. Es entging dem Knaben nicht, zu bemerken, daß diese Züchtigung dem weichen Mutterherzen nicht minder schmerzhaft, als ihm war. Er küßte ihr, als er

nachher mit ihr allein war, unter tausend Thränen die Hände.

Zuweilen, jedoch sehr selten, fiel es dem Vater ein, dem Knaben Rechnungsfragen vorzulegen, wo sich dann immer zeigte, daß derselbe in der Kunst zu rechnen durchaus keine Fortschritte gemacht hatte. Solche, gewöhnlich mit eilender Ungeduld angestellte, Prüfungen konnten bei dem gänzlichen Mangel eines mündlichen Unterrichtes, und bei der eigenen Abneigung des Knaben gegen das Rechnen, nicht anders als unrühmlich für den Geprüften ausfallen, welches sodann des Vaters Meinung von dessen Unfähigkeit mehr und mehr bestätigte. Da wurde mit den Hausfreunden berathen, was etwa aus dem Schwachsinnigen zu machen sein dürfte. Bei dieser Gelegenheit nun ließen sich Urtheile und Vorschläge vernehmen, die den Knaben auf das Bitterste kränkten. Er flüchtete, sobald er solchen Verhandlungen entrinnen konnte, zu seinem Lieblingsaufenthalt: da weinte, da betete er, und überließ sich, wenn er sich ruhig geweint und gebetet hatte, seiner gewöhnlichen Selbstunterhaltung, die seinen Schmerz auslöschte, und ihn aus der Niedergeschlagenheit aufrichtete. Sein ganzes Gemüth erheiterte sich in der einsamen Stille, wohin kein Sturm drang. Schmerzlich zwar vermißte er seinen Gellert; die süßeste Quelle des Trostes war ihm versiegt; das alte Porst'sche Gesangbuch mußte ihre Stelle vertreten. Da erquickte ihn manches Lied, das ihm besonders gefiel, und worin er eine Beziehung auf sein Schicksal zu finden

glaubte, mit einer dunklen Ahnung besserer Tage, obgleich in dem Kreise seines beschränkten Daseins keine Stelle sich zeigte, von woher ein Stern der Hoffnung für ihn aufgehen könne.

In der That stand ein solcher Stern schon in der Nähe. Zwei Jahre hatte unser Knabe unter Leiden und Freuden verlebt, als seine prophetische Ahnung von besseren Tagen wenigstens insofern in Erfüllung gehen sollte, daß die unbezweifelte Voraussetzung seiner vollkommenen Geistlosigkeit verschwand. Es war im November des Jahres 1764, daß der Geburtstag des Vaters mit einer kleinen Festlichkeit gefeiert werden sollte: da fiel es unserem Knaben ein, im Namen seines Bruders, der fünf Jahre jünger als er war, ein Gedicht zu verfertigen, welches dieser am Geburtstagsmorgen vor dem Vater aussprechen sollte, wozu jener sogleich bereitwillig war. Der Gedanke entzückte den glücklichen Erfinder und ließ ihn die Nacht nicht schlafen. Im Bette fielen ihm die ersten vier Zeilen ein; den Morgen darauf machte er sich an die Vollendung. Er borgte sich von einem Schüler, dem der Vater lateinischen Unterricht gab, einen Bleistift, und schrieb sein Gedicht auf die leere Seite eines Tabakumschlages, wo auf der anderen ein schlechter Holzstich das Bildniß des Fabrikanten darstellte. Er sprach sodann die Worte dem Bruder so lange vor, bis dieser sie vollkommen auswendig wußte, und Vortrag und Gesticulation gefaßt hatte, wie der Poet beides in seinen Declamirübungen sich selbst an-

geeignet hatte. Alles war heimlich und glücklich zu Stande gebracht. Am Tage der Ausführung aber kam ihm der Gedanke, daß dem Vater, von dem er noch nie ein Wort des Beifalls, nie eine freundliche Miene der Zufriedenheit sich habe erwerben können, sein Kunstwerk mißfallen möchte. Dieser Gedanke verwandelte sich bald in Furcht, und diese steigerte sich dann zu einer wahren Herzensangst, die endlich an dem Tage der Ausführung ihren höchsten Grad erreichte: und doch konnte er es nicht über sich gewinnen, das Unternehmen fallen zu lassen. Am Tage des Festes führte er den Bruder zu der Studirstube des Vaters, schob den kleinen Redner hinein, blieb aber selbst außen stehen und horchte. Als der Vortrag zu Ende ging, nahm der befangene Verfasser die Flucht und vernichtete in der Angst seines Herzens das Manuscript. Auf die Frage, wer ihm das Gedicht gemacht habe, antwortete der kleine Redner: „August." Die Mutter wurde abgesandt, diesen zu fragen, wie er zu dem Gedicht gekommen? In der Bestürzung sagte er: er habe es gefunden, doch bald gestand er es ein. Der Vater wollte durchaus nicht glauben, daß dem so sei. „Der Bube lügt!" sagte er. Gegen Mittag kam der Oheim, dem würde das Gedicht mitgetheilt; auch Der, wie elend er das Produkt auch finden mochte, behauptete, daß es nicht von dem schwachsinnigen Knaben herrühren könne, und meinte, daß es wahrscheinlich ein Primaschüler gemacht habe. Am Abend nahm ihn die Mutter vor, und ermahnte ihn,

ihr die Wahrheit zu sagen. Er versicherte, daß er das Gedicht gemacht, das Papier aber, wovon er noch einige Stücken vorzeigte, zerrissen habe. „Hast du schon mehr gemacht?" fragte die Mutter. Er bejahte das, und sagte sein geistliches Lied aus dem Gedächtnisse. Die Mutter ließ ihn beide, das Geburtstagsgedicht und das Lied aufschreiben.

Mit diesem Zeugniß der Wahrheit in der Hand, gelang es endlich der Mutter, des Vaters Gesinnungen gegen den Knaben umzustimmen und seine Meinung von ihm zu berichtigen. Der Vater, um sich noch vollkommener zu überzeugen, legte dem Knaben verschiedene Aufgaben vor; unter andern verlangte er von ihm einen Aufsatz in gebundener Rede über den Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer. Der bedrängte Knabe wußte von diesem Durchgange nichts weiter, als daß die Israeliten durchgegangen waren, und das rothe Meer, von dem er sich die abenteuerlichsten Vorstellungen machte, setzte ihn vollends in Verwirrung. Ueberdem war er gewohnt, nur von inneren Anregungen getrieben zu werden: er verzweifelte und brachte nichts zu Stande. Aber bald bot sich ihm eine günstigere Veranlassung dar, seine Verskunst zu zeigen: es war des Großvaters Geburtstag. Auch wagte er es, ein Strafgedicht auf den Bürgermeister St. zu machen, von dem gesagt wurde, daß er bei Gelegenheit der Schulprüfung sich erlaubt habe, dem Rector, für den der Knabe die höchste Verehrung im Herzen trug, einen Verweis zu geben.

Schon das betrachtete er als ein großes Unrecht, daß ein Bürgermeister, von dem er nichts Rühmliches wußte, in einem befehlenden Verhältnisse zu dem Rector stand, der ein so gelehrter Mann war; denn in seiner Meinung überstrahlte ein solcher verehrungswürdiger Mann, nicht nur den Magdeburger, sondern alle Bürgermeister der Welt. Wenn schon jede Unterdrückung, die dem Gehorchenden von dem Befehlenden, dem Niederen von dem Vornehmen widerfuhr, sein Blut in Wallung setzte; so erreichte sein Unwille den Grad der Empörung, wenn ein solches Unrecht Personen traf, für die er irgend ein besonderes Gefühl des Wohlwollens empfand. Da ergoß sich denn sein Herz in Worte des Trostes für den Unterdrückten, gegen den Unterdrücker in Aeußerungen des Zornes.

Nachdem nun der Vater eine günstigere Meinung von den geistigen Kräften des Knaben gefaßt hatte; so beschloß er, ihn der wissenschaftlichen Laufbahn zurückzugeben. Aber viel, sehr viel war für den Zurückgebliebenen nachzuholen. Sein Oheim, ein Candidat der Theologie, nahm sich des Versäumten, der jedoch das grammatische Elementarstudium in Geheim fortgesetzt hatte, väterlich an und half ihm in seinen Bestrebungen, vorzüglich in der lateinischen Sprache kräftiglich fort. Während er selbst Unterricht genoß, unterrichtete er schwächere Knaben. Was er an Stundengeld dafür einnahm, verwendete er dazu, die französische Sprache von einem Soldaten zu erlernen, der als

Mönch aus einem Kloster entsprungen, sich in ein preußisches Regiment geflüchtet hatte. Gleichzeitiges Lernen und Lehren kostet viel Anstrengung und Zeit, so daß er seinen Tag durch die Nacht verlängern, und die Anstrengung durch eine gefährliche Krankheit büßen mußte, die einen bedeutenden Rückstand in die Fortschritte seiner Bestrebungen brachte. Aber ein redlicher, fester Wille, getragen von einer Fülle muthiger Kräfte, füllen die Lücken solcher Unterbrechungen leicht und bald wieder aus. Der Genesene schritt rasch vorwärts. So wie man nun angefangen hatte, eine bessere Meinung von ihm zu hegen, so ward ihm auch ein besserer Religionsunterricht zu Theil, der nicht mit so unschicklichen Bildern spielte, wie jener oben erwähnte, der die den Menschen zu Gute kommende Verdienstlichkeit Christi unter dem Bilde eines grünen Weinstockgewächses, welches uns eingepflanzet worden, den Kindern erklärte. Jetzt erst gewannen die Religionslehren für den Lernbegierigen eine anziehende Kraft, und er war ganz Aufmerksamkeit, wenn der Vater mit anderen Geistlichen theologische Streitfragen erörterte; wenn er auch Vieles davon nicht verstand, so tröstete er sich damit, daß er späterhin schon noch dahinter kommen werde.

Und somit begann nun für den Knaben, der sich dem Jünglingsalter nahete, ein neues Leben voll seliger Ahnung; dann ergriff ihn wiederum ein unbestimmtes Sehnen, das oft in eine stille Wehmuth überging, so

daß er selbst nicht recht wußte, was ihm war. Sein Vater galt damals für einen aufgeklärten Theologen. Mehrere Geistliche der Stadt besuchten ihn, um sich mit ihm über theologische Gegenstände zu unterhalten, unter anderen auch der, durch seine Predigten, seine Morgen- und Abendandachten, endlich durch eine Sammlung vortrefflicher Lieder rühmlichst bekannte Prediger Sturm an der Heiligengeistkirche. Dieser pflegte gewöhnlich Abends zu ihm zu kommen, und mehrere Stunden mit ihm zu verplaudern. Da wurde nun über theologische, philosophische und kirchengeschichtliche Materien hin und her geredet. Das waren festliche Stunden für den lehrbegierigen Jüngling, der, heimlich zuhörend, den innigsten Theil an solchen Verhandlungen nahm. Da berührte der Blick seines Geistes von fern das Reich der Gedanken; da ergötzte es ihn höchlich, wenn der Vater einen naiven oder launigen Einfall in das Gespräch warf: so z. B. lachte er im Stillen, als der Vater, da von gewissen Eingebungen des heiligen Geistes im alten Testamente die Rede war, plötzlich ausrief: „daran hat der heilige Geist mit keinem Gedanken gedacht!“

Dem heimlichen Zuhörer schlug freudig das Herz, wenn er den ehrwürdigen Sturm über den Schulhof daher schreiten sah. Schwestern und Brüder wurden früher zu Bett geschickt, er aber kehrte mit bloßen Füßen leise zurück — versteckte sich hinter den Ofen, und lauschte. Um diese Zeit war es, daß Hermes, der Verfasser des bekannten Handbuchs der Religion,

im Meklenburgischen heftigen Widerspruch und Verfolgung erfuhr, wegen gewisser Lehrmeinungen, vor denen man damals erschrak, die aber späterhin, als vernünftig und würdig, keinen Anstoß mehr fanden. Von Hermes war nun häufig im Publikum, besonders unter den Geistlichen, die Rede; er wurde von der einen Partei verdammt, losgesprochen von der anderen. Zu den Lossprechern gehörte der Vater; Sturm verdammte nicht.

Wenn nun von der Religion überhaupt, und deren Schicksalen eine mächtig anziehende Kraft für den jugendlichen Geist ausging, der nicht anders, als empfindend dachte, und denkend empfand: so wurde er durch die Lebens- und Leidensgeschichte des Welterlösers immer bis in die innersten Tiefen seines Wesens bewegt und erschüttert. Gern verweilte er bei den Persönlichkeiten, die in dieser Geschichte auftreten, bald mit Unwillen, bald mit Entzücken. Johannes war sein Liebling, auch den raschen Petrus mochte er wohl leiden. Zwar die Verläugnung seines erhabenen Meisters störte ihn nicht wenig, aber das Gefühl eines wehmüthigen Mitleides nahm seinem Urtheil über ihn alle Schärfe, indem er, seiner furchtsamen Schwäche sich wohl bewußt, heimlich fühlen mochte, daß, in Petrus Falle, auch ihm vielleicht ein Unglückshahn gekräht haben würde. Aber Judas! — ja, für den Verräther hatte ihm keine Hölle Flammen genug. Wie erstaunte er nun, als er in einem Gespräche zwischen seinem Vater und dem Pre-

diger Sturm von Jenem Worte der Entschuldigung zu hören bekam. „Wäre Judas", behauptete Jener, „ein so verworfener Mensch gewesen, als die äußere von ihren inneren Vorgängen getrennte Handlung des Verrathes ihn vor uns erscheinen läßt: würde Christus, der doch ein Herzenskundiger war, einen so Verruchten im Kreise seiner nächsten Umgebungen geduldet haben? Judas Verrath war vielmehr gegen die Feinde seines Meisters, und nicht gegen diesen gerichtet; jenen wollte er eine bedeutende Summe Geldes abnehmen, um den, durch den Aufwand der Osterfeierlichkeiten geleerten Beutel, dessen Cassenführer er war, wieder zu füllen. Der göttliche Meister hatte sich ja so oft auf eine kluge und wunderhafte Weise den Nachstellungen seiner Widersacher entwunden: das, glaubte er mit Zuversicht, würde auch dies Mal geschehen; es geschah nicht; sein Verrath nahm einen schrecklichen Ausgang. Daß er diesen Ausgang nicht erwartet hatte, daß er ihn vernichtend überraschte: das beweiset die Verzweifelung, worin er sein Leben endete." — Diese Beweisführung befriedigte den versteckten Zuhörer vollkommen. Er bewunderte des Vaters Weisheit, und war recht froh, dem unglücklichen Judas doch einiges Mitleid zuwenden zu dürfen.

So erfreulich und belehrend diese Abendstunde für ihn hingeflossen war, so wenig befriedigend und so untröstlich endete für ihn eine andere spätere. Das Gespräch betraf die Ewigkeit der Höllenstrafen; von vorn herein, und kaum ausgesprochen, erfüllte ihn die Idee

von einer Ewigkeit der Qualen mit einem Entsetzen, welches sich seiner dergestalt bemeisterte, daß er von den Gründen und Gegengründen dieser Behauptung nichts mehr vernahm. Seine Phantasie war erhitzt; ihm schwebten in furchtbaren Gestalten und Verzerrungen die Scharen der Verdammten vor, die kein Tod mehr erlöse. Lange verfolgte ihn diese Idee, wie ein finsterer Schatten, bis er endlich einen leidlichen Trost darin fand, zu erfahren, daß große und weise Männer, z.B. Hermes, solche Behauptung bestritten hätten, und noch bestritten; mit welchem Erfolg? — das ließ er vor der Hand dahin gestellt sein.

In diesen Unterhaltungen wurden auch philosophische Fragen erörtert, von denen der angehende Jüngling schon wegen der ihm unverständlichen Schulsprache wenig oder nichts auffassen konnte; indessen gelang es ihm doch, einzelne Gedanken aufzufangen, die er in seinem gewohnten Museum bearbeitete, wenn er sie auch nicht zu verarbeiten vermochte. Bei dieser Art von Geistesthätigkeit kam ihm ein gewisser leichter Muth zu Statten, der ihn vor der Neigung zu Grübeleien bewahrte. Es traf sich nicht selten, daß irgend ein dort aufgefaßter Gegenstand des Denkens seinen unreifen Kräften zu große Schwierigkeiten entgegenstellte, und er nicht durchkommen konnte; dann ließ er für die Gegenwart den Gegenstand fallen, vertröstete sich auf die reifende Zukunft, und begab sich zu seinem Brockes, seinem Lichtwer, seinem Gellert; denn jetzt durfte er öffentlich mit diesen

Männern seiner Liebe umgehen. Auch las er Hochzeit- und Begräbnißgedichte, so viel er deren habhaft werden konnte. Dabei trieb er fleißig das Lesen der römischen Schriftsteller, unter denen Tacitus sein großer Liebling war, und gab schwächeren Schülern Unterricht im Lateinischen.

So lernend und lehrend arbeitete sich der Jüngling durch zwei Jahre mit Fleiß und Anstrengung heiter und sorgenlos hindurch. Manches Gelegenheitsgedicht erwarb ihm Wohlwollen und Achtung. Mehr als Alles aber galt ihm die Zufriedenheit und Liebe der Eltern, denen er jeden Erwerb zufließen ließ, den ihm seine Stunden einbrachten. Und welche Tage des Entzückens waren es, wenn er die Einnahme eines Monates der Mutter einhändigen konnte, besonders da der Vater immer kränker und genöthiget wurde, den Privatunterricht, den er ertheilte, einzuschränken und bald gänzlich aufzugeben.

Im Herbst des Jahres 1769 hatte die Familie das Unglück, ihren Ernährer zu verlieren, der eine Wittwe mit sechs unerzogenen Kindern, von denen der jüngste Sohn kaum vier Jahr alt war, hinterließ. Unser Jüngling verfertigte ein sogenanntes Leichencarmen auf des Vaters Tod, welches ihm damals rührend genug erscheinen mochte. Er hatte dabei die Absicht, gute Herzen zu bewegen, seiner verlassenen Mutter, die auf eine Pension von 36 Thalern jährlich angewiesen war, einige Unterstützung zufließen zu lassen. Er bewirkte nichts als Versprechungen, die sich nicht bewährten.

Nur eine fromme Seele, die in entfernten Verwandtschaftsverhältnissen mit ihr stand, nahm sich ihrer zu Zeiten an. So wie nun diese Ehrwürdige unseren Jüngling mit unendlicher Dankbarkeit und überströmender Liebe erfüllte, eben so tief verletzten sein weiches Gemüth jene Täuschungen. Er, der sich so innig zu den Menschen hingezogen fühlte, der eine so reine, auch von keiner näheren Beziehung aufgeforderte Ehrfurcht für edele Menschen, und eine Dankbarkeit im Herzen trug, die immer den Schmerz fühlte, sich nicht würdig und feurig genug aussprechen zu können: dieser nur zu lebhafte Jüngling wurde jetzt so schmerzlich aus dem sanften Traum einer Hoffnung gerissen, die um so süßer war, da sie dem ersten großen Schmerze seines Lebens tröstend entgegen kam. Diese Erfahrung gab seinem Vertrauen zu den Menschen einen Stoß, den er nicht mehr zu verwinden vermochte. Die alten Wundennarben seiner frühesten Jugend brachen wieder auf, er zog sich zurück und versank in eine Schwermuth, die in manchen Stunden, besonders wenn er die Mutter in Thränen sah, einen finstern Schatten auf die Zukunft warf. Dann aber brachen in anderen Stunden aus diesem Nachtgewölk wiederum Sonnenblicke hervor, die Alles erhellten und ihn mit Vertrauen erfüllten zu Gott und zu sich selbst; in seine Seele kehrte Entschlossenheit zurück und Muth. Solche Stunden der Seligkeit feierte er, wenn er einen monatlichen Ertrag seiner Arbeit der Mutter darbrachte.

Die verwaisete Familie mußte die Schulwohnung verlassen, und bezog eine entlegene, beschränkte Hütte. Die einzige Erleichterung, welche der Mutter unter ihren schweren Schicksalen zu Theil wurde, war: daß ihr Vater eine ihrer Töchter, und das Hallesche Waisenhaus den jüngeren Sohn aufnahm. Der älteste Sohn, von dem in dieser Darstellung besonders die Rede ist, blieb noch ein Jahr hindurch bei der Mutter, um diese und die drei ihr gebliebenen Kinder zu unterstützen. Dieses Jahr wurde für ihn eine Zeit der dunkelsten Trauer, die nachher auch durch die hellsten Stunden seines Lebens nur schwach verdeckt, nie vertilgt werden konnte. Er verlor in diesem Jahre seine geliebteste Schwester, diejenige nämlich, welche der Großvater zu sich genommen, eben dieselbe, welcher er, wie bereits früher erzählt worden, in den Tagen der Kindheit eine böse Stunde verursacht hatte. Sie starb an der Auszehrung. Als der erste überwältigende Schmerz vorüber war, ergoß sich seine Wehmuth in ein Gedicht, von welchem folgende Verse in seinem Gedächtnisse haften geblieben:

Du gehst nun unter Palmenblüthen,
Kein Unrecht darf sich mehr Dir nahn!
Weh mir! ich kann nicht mehr vergüten
Das Unrecht, das ich Dir gethan.

Wohl hast Du mir, Du sanfte Fromme,
Hier auf der Erde schon verziehn;
Doch will ich, wenn ich zu Dir komme,
Abbittend will ich vor Dir knie'n.

Bei dieser Gelegenheit wird es nicht unnütz sein, ein Begebniß anzuführen, welches dazu dienen kann, den Glauben an Geistererscheinungen auf die Täuschungen aufmerksam zu machen, denen er sich zu leicht hinzugeben pflegt. Der Trauernde, dem im Wachen und im Traume die liebliche Gestalt der von ihm genommenen Schwester vor der Seele schwebte, saß am Abend ihres Todestages im einsamen Zimmer, und war über dem Lesen der Briefe des Cicero eingeschlafen. Mit dem Gedanken an sie war er entschlummert; ein Traum von ihr erfüllte seine Seele im Schlaf. Im Traume sieht er die Stubenthüre sich öffnen, die Abgeschiedene tritt herein, und lächelt mit dem bleichen, schönen Gesicht himmlisch freundlich ihn an. Der Traum war so lebendig, so erschütternd, daß er erwachte: und noch sieht er sie vor sich stehen, die helle schöne Gestalt. Ein freudiger Schrecken zittert durch sein Gefühl hin; er richtet sich auf; die Gestalt, zurückweichend, verschwindet im Halbdunkel des schwach erleuchteten Zimmers. Lange glaubte die Einbildungskraft des so mächtig Aufgeregten an die Wirklichkeit der Erscheinung, bis mehrere Begegnisse dieser Art sein Nachdenken zu einer Erklärung hinlenkten, die ihn vollkommen befriedigte und seinen Glauben an sichtbare Besuche aus der Geisterwelt zerstörte. Jener Traum hatte einen gewaltig tiefen Eindruck auf sein ganzes, halb sinnliches, halb geistiges Wesen gemacht, so daß die Schwingungen der heftig bewegten Nerven das durch sie vermittelte und bedingte Phantasie-

bild noch einige Augenblicke nach dem Erwachen fest-hielten, bis die sinnlich, folglich stärker einwirkenden Gegenstände der Umgebung dasselbe verdrängten. Und somit war jene Erscheinung nichts mehr und nichts weniger, als die im wachen Zustande momentane Fortsetzung eines, durch größere Lebhaftigkeit stärker hervortretenden Traumes.

Jetzt nun rückte die Zeit heran, daß unser Jüngling, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, die Universität Halle beziehen sollte. Er hatte, um daselbst zu bestehen, keine andere Aussicht, als den Anspruch auf ein Familienstipendium von 50 Thalern jährlich, welches das ehemalige Domstift in Halberstadt zu verwalten und den dazu Berechtigten auszuzahlen hatte. Das Stift fand seinen Anspruch begründet, nur konnte bedingter Weise die Zahlung des ersten Jahrbetrages nicht eher erfolgen, als bis der Studirende sich wirklich auf der Universität befand. Der Gedanke, die Mutter, die Verlassene, zu verlassen, zernagte ihm das Herz. Der Tag der Trennung kam. Der Großvater ließ dem Abreisenden ein kleines Goldgeschenk zufließen, womit er die ersten Bedürfnisse bei seiner Ankunft in Halle bestreiten sollte; überdies bezahlte er für ihn die erste Station auf der Post.

Hier darf eine Unbesonnenheit nicht übergangen werden, die den jungen Menschen in die größte Verlegenheit, und auf der Hälfte des Weges beinahe in den Fall setzte, zu Fuße nach Magdeburg zurück zu kehren,

und daselbst des allerverdrießlichsten Empfanges gewärtig zu sein. Der Unerfahrene, in Geldsachen gänzlich Unkundige, hatte nämlich dem Hange nicht widerstehen können, von dem nicht reichen großväterlichen Geschenke allerlei kleine Vertheilungen zu machen, so daß er nur ein Geringes an Baarschaft übrig behielt. Kein Gedanke an die Folgen seiner unüberlegten Freigebigkeit fiel ihm ein. Nur eine Vorstellung erfüllte verdunkelnd seine Seele, und ließ keinen andern Gedanken darin Raum finden: Die Mutter! es war die erste Trennung von ihr.

So bestieg er, das Herz voll Thränen, in einer kalten regnichten Herbstnacht, mit einem leichten Sommerkleide, ohne Mantelbedeckung, den Postwagen; neben ihn setzte sich ein ältlicher Mann, mit einem tüchtigen Schlafpelze versehen, und einem Mantel, womit er sich die Füße bedeckte. Vor ihm und hinter ihm mehrere Reisende. Die Nacht wurde finsterer und kälter. Der Sturm warf Regenschauer über Regenschauer in den offenen Wagen. Der junge Mensch konnte sich vor dem Unwetter nicht bergen; er zitterte an allen Gliedern. Das jammerte seinen Nachbar, der ein edelgesinnter Israelit aus Dessau war: er entzog sich seine Fußbedeckung und hüllte den Halberstarrten darein. Dieser, von Kummer und Kälte ermüdet, entschlief, und im Schlaf sank er mit dem Kopf an seines Wohlthäters Brust. Dieser wehrte ihm nicht: und so schlief er sich über den Rest der stürmischen Nacht hinweg. Auf der

Station angekommen, stieg die Gesellschaft aus, und erquickte sich in der Poststube an Kaffee oder anderem Getränk. Unser Tiedge zog sich hinter den Ofen zurück und verlangte nichts, weil er die Unzulänglichkeit seiner Casse schon fürchtete. Sein edeler Reisegefährte reichte ihm eine erwärmende Tasse Kaffee. Aengstlich untersuchte er seine Baarschaft, und fand sie bis auf einige Groschen erschöpft. Da meldeten sich nun die Folgen seiner leichtsinnigen Freigebigkeit. Er wußte in dieser großen Noth sich nicht zu rathen, nicht zu helfen. Als nun endlich die Weiterreisenden zum Einschreiben und Bezahlen namentlich aufgerufen wurden, und der Name Tiedge ertönte: da brach seine Verzweifelung in einen Strom von Thränen aus. Er meldete sich nicht, und wurde somit als Zurückbleibender von der Liste gestrichen. Der edelmüthige Israelit trat zu ihm und fragte: „Ich meine, Sie wollen nach Halle; warum lassen Sie sich nicht einschreiben?" — „Ich habe kein Geld", war die weinende Antwort. „Wie konnte man Sie ohne Geld reisen lassen?" fuhr Jener fort. „Wer sind Ihre Eltern?" Der Unglückliche erwiederte: „Ich habe nur eine Mutter, die hat auch kein Geld. Mein Großvater hat mir Reisegeld gegeben, das reicht nun nicht hin." — „Der hat ohne Zweifel", versetzte der gute Mann, „recht gut gewußt, wie viel Geld man braucht, um von Magdeburg nach Halle zu reisen; aber Sie junger Mensch haben vermuthlich vor der Abreise Ausgaben gemacht, auf die das Reisegeld nicht eingerichtet war. Doch das ist nun

einmal geschehen!" — Er ließ sich den Namen des Großvaters nennen, und sagte dann: „Ich will Ihnen das Geld vorschießen; geben Sie mir einen Zettel." Er gab den Zettel, war außer sich vor Freude und konnte nicht Worte finden, seinem Retter aus der peinlichsten Lage würdig genug zu danken. In dieser verstummenden Betroffenheit seiner Gefühle empfand er weder Hunger noch Durst; und er würde halb verschmachtet angekommen sein, hätte nicht sein Wohlthäter auch während der übrigen Reise für ihn gesorgt. „Wie soll's aber in Halle werden?" fragte er ihn. — „Dort erwarte ich Stipendiengelder", war die Antwort. — „Nun dann halten Sie hübsch Haus", fuhr Jener fort, „machen Sie keine unnütze Ausgaben, und lassen Sie sich nichts abborgen." — Bei der Ankunft in Halle empfahl der edele Israelit seinen Schützling einer Frau, die eine Wohnung für ihn bei einem Speisewirthe vermittelte. Der Ehrwürdige, der sich eines unerfahrenen und unbesonnenen Jünglings so wohlwollend annahm, hat sich nachher mit seiner Schuldforderung an ihn nie und nirgends gemeldet.

In Halle befand sich der junge Mensch nun in einer neuen, ihm ganz fremden Welt. Durch alles Neue, womit man sich zu vereinigen hat, und wäre es auch nur ein neues Kleid, wird man Anfangs unbequem berührt, besonders wenn das Neue von der Art ist, daß es nicht, wie das Kleid, sich uns anschmiegt, sondern das Fügen an uns ist. Alles trug dazu bei, diese neue

Welt ihm nicht nur unbequem, sondern zu Zeiten sogar schreckhaft zu machen; Dies geschah unter Andern, wenn sich eine Studentenlustbarkeit mit widerwärtigem Getöse durch die Straßen bewegte. Ihn überfiel eine unaussprechliche düstere Wehmuth, in welcher der Gedanke an die verlassene Mutter vor Allem am dunkelsten hervortrat. In dieser Stimmung schrieb er ihr einen Brief, der die bittersten Klagen und die traurigsten Befürchtungen für sie darlegte. Dann gedachte er seines Beschützers, der auf der Post sich seiner so vorsorglich angenommen. Er verfaßte ein Schreiben an ihn, das von flammender Dankbarkeit glühte. Als der Brief geschlossen war, fiel ihm erst ein, daß ihm dessen Name in jenem Sturm seiner Gefühle entfallen war. Er mußte sich begnügen, einen stillen Dankaltar in seinem Herzen ihm zu errichten; und nie hat er Etwas mehr von dem edlen Manne vernommen.

Auf seinen Brief an die Mutter erhielt er eine Antwort, die mit einer hellen Freude sein Gemüth übergoß, gleich einem wohlthätigen Luftstrom, der alles Gewölk von dem trüben Himmel hinweg spült, und die erquickende Sonne plötzlich hervortreten läßt. Sie schrieb ihm, daß ihre frühere Wohlthäterin, jene ehrwürdige Frau, die sogleich nach dem Tode ihres Gatten sie unterstützte, gestorben sei und sie zu ihrer Universalerbin eingesetzt habe. Ein Freude weinender Blick zum Himmel war sein stilles Dankgebet zu Gott. Die mit vielen und großen Nebenvermächtnissen bedingte Erbschaft war so be-

trächtlich nicht, als sie dem vergrößernden Auge der ersten Freude erschien; aber sie reichte doch hin, die beschränkten Bedürfnisse auf eine geraume Zeit zu versorgen: und diese Aussicht gab seinem Leben einen neuen Schwung. Seine Furchtsamkeit, die von allem Umgang ihn zurückhielt, verlor sich nach und nach. Er machte Bekanntschaften. Unter den jungen Leuten seines Verkehrs waren zwei, zu denen der für Freundschaft so leicht Entzündbare sich vorzüglich hingezogen fühlte. Beide ausgezeichnete Jünglinge; beide waren es jedoch auf eine sehr verschiedene Weise. Der Eine, ein gewisser Ragotzky aus Schlesien, war in seinem wissenschaftlichen Streben fleißig und treu, ordentlich und streng geregelt in seinem Haushalt, mäßig und besonnen in seinen Genüssen, unerbittlich entsagend, wenn es galt, dem Vergnügen eine Vorlesung aufzuopfern. Und so hatte er sich, außer der lateinischen Sprache, die er rein und fließend schrieb und sprach, einen Reichthum an Kenntnissen in jedem Kreise der Wissenschaften erworben, vorzüglich in der Rechtskunde, wo er tief eingedrungen war. Eben so musterhaft bewährte er sich im Umgange: mit Vorsicht dienstfertig, fest in seinen Entschlüssen und Zusagen, ein redlicher Freund, zuverlässig und treu. Sein Anstand war einnehmend. Der sanfte Ernst schmückte gleichsam mit einer dunkleren Farbe das schöne helle Gesicht, und gab ihm das Ansehen einer jugendlich männlichen Kräftigkeit, wodurch er unwiderstehlich die Herzen gewann; doch machte er nie einen

Mißbrauch davon. Er führte ein ununterbrochenes Tagebuch von seinem äußern und innern Leben, und zwar in Zifferschrift, so daß an den Heiligthümern und Geheimnissen seines innersten Bewußtseins nie ein Verrath begangen werden konnte.

So war der Eine von den beiden Erwählten, zwischen welche Tiedge sich gestellt hatte. Der Andere, ein gewisser Wessenberg aus Westphalen, ein Jüngling von ausgezeichneter Wohlgestalt. Sein offenes, klares Gesicht beseelten ein Paar feurige, sprechende Augen. Seine Haltung war edel, und verrieth die feine Erziehung aus einem sittlich wohlgeordneten anständigen Hause. Seine Bewegungen, wie lebhaft sie auch sein mochten, wenn er sprach, verloren sich nie in das Gemeine; das Gemeinste hingegen wußte er durch seine Behandlung zu adeln. Er hatte die Gabe, auffallende Erscheinungen fremder Persönlichkeiten schnell zu ergreifen und nachzuahmen, wodurch er die Gesellschaft höchlich ergötzte. Dazu besaß er eine ganz außerordentliche Leichtigkeit der Auffassung. Sein Gedächtniß war ein Magazin von witzigen Einfällen, Anecdoten, Erzählungen, ja selbst von ganzen Romanen, die er auf das Anmuthigste vorzutragen und so die Unterhaltung ganzer Abende reichlich auszustatten wußte. Auch standen ihm bei jugendlichen, scherzhaften Neckereien die geistreichsten und treffendsten Erwiederungen zu Gebote. Im höchsten Grade liebenswürdig war er überall willkommen, wo es ihm gefiel, sich mitzutheilen. Er sprach gut. Der-

jenige, den er zu irgend Etwas bewegen wollte, war immer die Beute seiner Redegewalt; das hatte selbst Ragotzky, jener Vorsichtige, nicht selten erfahren. Er studirte die Rechte, und hatte, sowie dieser, auch in andern Wissenschaften nicht unbedeutende Kenntnisse eingesammelt; denn er war nicht unfleißig; doch kostete es ihm wenig Ueberwindung, einer Lustbarkeit mehrere Vorlesungen aufzuopfern. Genußsüchtig, leichtsinnig und unbedachtsam, war er doch keiner eigentlich schlechten Handlung fähig; vielmehr war schon manches edle Werk der Vermittelung und manche That einer großmüthigen Selbstopferung ausgegangen von ihm.

Zwischen diesen beiden Freunden bewegte sich nun Tiedge's Leben. Den edlen, musterhaften Ragotzky liebte er mit dem tiefsten Ernst seiner Seele, seinen Wessenberg hingegen mit der vollsten Innigkeit einer ersten Liebe. Für Jenen fühlte er Hochachtung, Bewunderung, Ehrfurcht; für diesen jene Zuneigung, die vor Allem nach der Liebenswürdigkeit fragt und gern auf einer reizenden Oberfläche verweilt. Jener begeisterte ihn mit einer gewissen Erhebung; dieser erheiterte ihn; zu jenem blickte er hinauf, zu diesem wohl zuweilen hinunter. Jener war sein Vorbild; dieser, kurz und gut, sein Geliebter. Nach dem Beispiele von Jenem fing er ein Tagebuch an: da lief aber bald Alles, Gereimtes und Ungereimtes, bunt und wild durch einander; und so sehr auch dieses ihn schmerzte, so ward es dennoch nicht anders. Als er zu Wessenberg von Ragotzky und

dessen Tagebuche sprach, antwortete jener: „Das ist recht gut, das mag Ragotzky thun! Ein Mädchen, das mit Sommersprossen stark besprengt, oder sonst häßlich ist, kann keine große Freude daran finden, sich zu bespiegeln." Die Stunden, welche Tiedge im Umgange mit seinen Freunden verlebte, zählt er noch immer zu den glücklichsten seines Lebens.

Nach einer Verzögerung von drei Monaten liefen endlich die Stipendiengelder von Halberstadt ein. Er bezahlte seine kleinen Schulden, den Tisch und die vierteljährliche Miethe. Kaum aber hatte Wessenberg erfahren, daß sein Freund Tiedge Geld erhalten, so stellte er sich bei ihm ein und wünschte ihm Glück, das erwartete Geld endlich erhalten zu haben, da hingegen unbegreiflicher Weise er noch immer auf seinen Wechsel warten müsse. Wessenberg bot nun den ganzen Zauber seiner Liebenswürdigkeit auf, seinen Freund zu bewegen, ihm ein, für Tiedge's Verhältnisse beträchtliches, Darlehn vorzuschießen: dieser konnte der Zudringlichkeit seines Freundes nicht widerstehen, er gab das Geld und beging damit eine Unbesonnenheit noch schlimmer als jene, die ihn auf der Post mit der schrecklichsten Verlegenheit bestraft hatte. Diese war noch nicht aus seinem Gedächtnisse verschwunden; er hatte nicht vergessen die Warnungen und Ermahnungen seines israelitischen Freundes: sie hätten ihn bewaffnen sollen gegen die Zudringlichkeit einer übel verstandenen Freundschaft; aber die tüchtigsten Waffen in den Händen des Schwachen, des

Feigen verlieren die Schlacht. Diese Schwäche des Willens, die jederzeit ihn dahin brachte, sich von den Eindrücken der Gegenwart überwältigen zu lassen, war ein Ueberbleibsel aus den Tagen der Unterdrückung, welche die Keime seiner Selbstbestimmungskraft nie recht aufkommen ließen: daher denn in einer langen Folge seines Lebens Warnungen oder Aufforderungen, die in der Ferne standen, gegen die zudringlichen Eindrücke des gegenwärtigen Augenblicks wenig oder nichts auszurichten vermochten.

So schlingt sich durch seine Tage eine lange Reihe von Verlegenheiten und Leiden, von denen manche so tief gingen, daß sie die Ruhe seines Herzens angriffen und Veranlassung zu den bittersten Kränkungen gaben. Die Folgen seiner letzten Unbesonnenheit meldeten sich bald: er konnte eine kleine Rechnung nicht bezahlen, die er auf die Ankunft seiner Gelder hin vertröstet hatte. Mit der Furcht vor seinem Gläubiger schlich er schwermüthig umher. Sein Freund Ragotzky, der sein ganzes früheres Leben kannte, bemerkte an ihm die Verstimmung; ihm gestand er seine letzte Schwachheit. Der Freund schüttelte den Kopf, erinnerte lächelnd an jenen Vorfall im Posthause und half ihm aus der Noth, begleitete aber seine Hülfe mit einigen sanften Winken für die Zukunft.

Nun ward es wieder hell um ihn; ihm leuchteten wieder alle Sterne des Lebens. Er besuchte fleißig die Vorlesungen, arbeitete viel, und das sogenannte Tage-

buch wurde reich an Vorsätzen, Entschließungen und Abweichungen von beiden, am reichsten an Verseleien.

Der Herausgeber dieser Biographie kann es sich nicht versagen, in die eigenen Worte Tiedge's hier einen Brief einzuschalten, welchen derselbe zufällig in seiner Autographen-Sammlung berühmter Personen besitzt und den der angehende Dichter voll schüchterner Bescheidenheit an den Herausgeber des Leipziger Musenalmanachs, Professor der Rechte Christian Heinrich Schmid in Erfurt, geschrieben, um für die ersten Kinder seiner Muse ein Asyl zu erbitten.

Halle, den 26. October 1775.

Hochedelgebohrner Herr,

Hochzuehrender Herr Professor!

Sollten Sie ihren Kranz noch nicht fertig haben und sollte also dies Veilchen, welches ich — ich gestehe meine Eitelkeit — gerne drein wünschte, nicht ein zu später Nachwuchs des Frühlings sein, der Ihnen, zu einer Blumenlese, seine Rosen und schönen Blümchen gebar: so bitt' ich auch dieses Veilchen noch, welches ganz einsam und schüchtern sich der Erde entstahl, darein mit aufzunehmen. Es besteht in einer Romanze.*) Ich

*) Es ist dies die herrliche Romanze Seite 88 im fünften Bändchen seiner Werke (dritte Auflage), welche beginnt:

„Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind,
Da sitzet Mariechen und wieget ihr Kind,
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand, —
Den Blick in die Ferne hinaus gewandt.“

Anmerkung des Herausgebers.

hab' es hiermit versuchen wollen, ob meine Fähigkeit hinreichte, in Sammlungen etwas zu liefern, welche das Publicum beurtheilt. Sollte auch Ihr Geschmack, dessen Feinheit mir, theils aus den Verbeugungen, die ihm die gelehrte Welt gemacht hat, theils aus eigener Ueberzeugung hinlänglich bekannt ist, Ihre Wahl von meinem Stücke weit ablenken, so werden Sie mir doch die Gelindigkeit nicht versagen, mich durch ein Paar Worte darüber zu belehren. Ich hätte noch ein Paar kleine Lieder und eine etwas längere Romanze, Ihnen wenigstens zur Beurtheilung, welche meine überzeugendste Lehrerin sein wird, überschicken können, allein ich will mit diesem einzigen den Anfang machen. Sie werden die Schüchternheit eines angehenden jungen, vielleicht sein wollenden Dichters kennen.

Sprechen Sie mir auch alle Fähigkeit in diesem Fache ab; gut! so werde ich mir, ohne alle Sträubung, welche einem seinwollenden Dichter wohl eigen ist, keine Mühe fernerhin geben. Ich erwarte von Ihnen eine freundschaftliche Belehrung und bin mit schuldiger Achtung

Ew. Hochedelgebohren

gehorsamster Diener

C. A. Tiedge,

der Rechte Beflissener."

In der Folge nahm Tiedge auch an dem von Boie und Gotter begründeten, von Göckingk und später von Bürger und Reinhard fortgesetzten Göttinger Musenalmanach Theil, sowie er nach und nach in die

Olla potrida, in das deutsche Museum, in die zu Mannheim herausgegebene „Schreibtafel", in die Ephemeriden, in den von Voß redigirten Hamburger Musenalmanach, in die Campe'sche Kinderbibliothek, in das Dessauer philanthropische Journal, in die Berliner Monatsschrift u. s. w. größere und kleinere Dichtungen lieferte.

In solcher Fassung lebte er heiterer und froher als je, drei halbe Jahre. Nur von der geliebten Mutter erhielt er selten Briefe, und Antworten auf die seinigen nie. Dieses verursachte ihm viel trübe Stunden, und erfüllte seine ganze Seele mit einer schwermuthvollen Sehnsucht nach der geliebten Mutter. Endlich erhielt er ein Schreiben von einer Schwester; die meldete ihm, daß die Erbschaftsangelegenheit die gute Mutter mit solchen Schwierigkeiten und Verwickelungen umringe, daß sie nicht durchzukommen wisse. Diese Nachricht brachte ihn nun vollends um alle Ruhe; er mußte seine Sehnsucht befriedigen, wenn er nicht in eine Krankheit verfallen wollte, die sich bereits ankündigte durch mancherlei Vorzeichen. Er fand eine Gelegenheit zur Reise, die er jedoch halb zu Fuß machen mußte. Als er ankam, fand er die Mutter versunken in eine schwarze Melancholie, welcher der Anblick des Sohnes kaum eine wehmüthig freundliche Miene abzugewinnen vermochte; ein Wort kam nicht über ihre Lippen; ihr Auge schwamm in Thränen. In sich gekehrt, unruhig und schweigend ging sie in dem Hause umher; Nachts wühlte sie in den Papieren, die sich in den Schränken der Erblasserin gefunden

hatten. Die Erbschaft war bei weitem nicht so beträchtlich, als die Vorstellung von ihr, zu welcher der große Titel einer Universalerbin die Erwartung erhob. Doch diese Entdeckung war nicht die Ursache des Zustandes der trübsinnigen Mutter. Eben jene Vorstellung von der Größe der Erbschaft hatte den Neid und die Habsucht aufgeregt. Unter Andern war es ein Arzt aus der Verwandtschaft der Erblasserin, der da behauptete, daß er die Verstorbene seit dreißig Jahren, bis zu ihrem Ende mit ärztlicher Hülfe bedient habe, ohne dafür irgend eine Vergeltung weder gefordert, noch erhalten zu haben, indem dieselbe immer nach jeder überstandenen Krankheit ihn auf ihre künftige Nachlassenschaft mit klaren Andeutungen angewiesen habe. Er gab eine Rechnung zu den Acten, deren Ansprüche, nach Auszahlung der Nebenvermächtnisse, den Rest der Erbschaft gänzlich erschöpfte. Das Gegentheil seiner Behauptung, wovon Jeder, der die Verhältnisse kannte, überzeugt war, konnte jedoch, weil es an beweisenden Papieren fehlte, juristisch nicht dargethan werden. Er nahm keinen Anstand, den ihm zuerkannten Erfüllungseid schwören zu wollen.

Nun war es nicht allein der bevorstehende Verlust der schönen Hoffnung, der die Betroffene so zerschmetternd darnieder warf, sondern auch die Handlungsweise des Arztes hatte sie um ihre Fassung gebracht; sie machte hier eine Erfahrung, von welcher sie bisher unmittelbar noch nicht berührt worden war. Diese Erfahrung hatte

für die Gemüths- und Geisteskräfte der frommen Frau Etwas so schreckhaft Betäubendes, daß sie erlagen.

An dem zur Eidesleistung festgesetzten Tage war sie besonders unruhig; dann ging sie um die Mitternachtsstunde ohne alle Begleitung in das eine der zu der Erbschaft gehörigen beiden Häuser, durchstörte daselbst die kleinsten Zimmer, wie die größten, und stand endlich in einem entlegenen Gemache, vor einem verschlossenen Wandschranke. Auf den zweiten oder dritten Griff in die große Menge von Schlüsseln, die vorhanden waren, faßte sie den, der den Schrank öffnete. Da entdeckte sie nun Jahrgänge von Büchern, in welche die Verstorbene ihre Einnahmen und Ausgaben auf das Ordentlichste eingetragen; da fand sich auch nicht nur der Gehalt, den die Verstorbene jährlich dem Arzte gezahlt, mit den dazu gehefteten Belegen, aufgeführt, sondern auch die zum Theil großen Geschenke, so ihm von der sehr freigebigen Frau zugeflossen, fanden sich in jenen Büchern verzeichnet. Welchen erschütternden Eindruck diese Entdeckung auf die Seelenkranke gemacht, läßt sich leicht denken. Sie kam frühmorgens mit einem großen Korbe, voll von jenen Büchern, in ihre Wohnung, wo sie mit der bewegtesten Lebhaftigkeit ihren Kindern ihre Entdeckung erzählte. Sie ließ sogleich ihren Advocaten kommen, der sich recht aufrichtig mit ihr dieses Fundes erfreute. Sie wünschte Schonung für den Arzt; der Advocat aber legte erst an der Gerichtsstätte, wo jener den Eid abzulegen in Bereitschaft stand, die seine Ansprüche nieder-

schlagenden Beweise vor. Was er dagegen vorbrachte, war ein lautbares Verstummen der Beschämung, womit er die Stätte verließ.

Fried' und Heiterkeit kehrten nun in das Herz und in die Hütte der geretteten Wittwe zurück; sie warf sich die Verzweifelung vor, mit welcher sie sich an der Vorsehung versündigt hatte, die auf eine so wunderhafte Weise ihre Erhaltung herbeigeführt. Mit gestärktem Vertrauen und einem feurigen Dankgebete erhob sich ihre Seele zu Gott. Jetzt erst vermochte sie sich ihres Sohnes recht herzlich zu freuen, der noch einige Wochen bei ihr verweilte und sich dann wiederum zur Fortsetzung seiner Studien nach Halle begab.

In Halle verlebte er noch ein glückliches Jahr mit seinen Freunden, wohnte ununterbrochen den Vorträgen der Rechtswissenschaft bei, und besuchte zum zweiten Male die Vorlesungen über Metaphysik bei dem Professor Christian Gottfried Schütz. Die Beschäftigung mit philosophischen Untersuchungen und Erörterungen war in dem gesammten wissenschaftlichen Verkehr diejenige, die seinen jugendlich aufgeregten Geist am lebhaftesten anzog. Mit einem Kopf voll Metaphysik wanderte er fleißig nach einer kleinen Insel, die Rabeninsel genannt, welche die Saale beiBöllberg ohnweit Halle bildet. Dieser Ort wurde damals weniger, als späterhin, besucht. Dort, in dem dichtesten Gebüsch, in der Umgrünung von den Zweigen hoher Eichen, ruhete er gleichsam in den Umarmungen der Natur. Dort wurden

fremde Gedanken verarbeitet, Selbstgedachtes zur Reife gepflegt. Von dort aus flatterte manches der Liebe und Freundschaft geweihte Lied, welches sich hier und da, unter andern in das Mildenheimsche Gesangbuch nieder-ließ; vor Allem feierten seine frühesten Harfenlaute die Freundschaft. Besonders liebte er, die höheren Beziehungen in den menschlichen Verhältnissen aufzufassen, und, wie gut oder schlecht es auch gelingen mochte, auf seine Weise poetisch darzustellen.

Ein zweiter Lieblingsaufenthalt seiner einsamsten Stunden war unter einem grottenartig gewölbten Felsen-überhang dicht an der Saale bei Giebichenstein. Dort war er noch sicherer seiner süßen Einsamkeit, zu der er sich von den frühesten Zeiten her ganz besonders hingezogen fühlte; sie war die Geliebte seines Geistes, mit welcher er in einer fruchtbaren Ehe lebte. Und so war es ihm zu einem unabweislichen Bedürfnisse geworden, aus jedem Tage, mit welcherlei Geschäften oder Zerstreuungen er auch überhäuft sein mochte, wenigstens eine einsame Stunde zu retten.

Ueberall und immer, wie auch der Wechsel seiner Schicksale sich wendete, hat er sich einen Tempel der Stille bereitet: da traten lebendig und leuchtend vor seine Seele die großen Erscheinungen der höhern Menschennatur; da gingen ihm Ideen und Entwürfe durch den Kopf, von denen wenige es bis zur Unternehmung brachten. Zur Ausführung gelangte keine. Ein wunderbares, unbestimmtes Treiben drängte ihn hierher, dort-

hin, diesseits, jenseits. Seine Phantasie griff unruhig umher, das Rechte zu fassen, das seinem innersten Wesen zusage. Eine ländliche Gegend, wo hinein freilich immer noch die heitern Farben seiner frühern Schäferwelt spielten, oder eine düstererhabene Felsennatur mit Waldnacht umdunkelt, bestimmte ihn, sich der Malerei zuzuwenden. Dann war wiederum ein Flötenton, der aus der Nachbarschaft durch die Stille der Nacht erklang, hinreichend, ihn für die Musik zu gewinnen. Die innigste Freude an den Leistungen dieser beiden Künste blieb ihm; aber das Streben, in einer derselben sich schaffend zu bewegen, scheiterte an Bedingungen von Innen und Außen.

Dagegen hielten ihn die Reize dichterischer Versuche dauernder fest. Allen Erscheinungen und Begegnissen des Lebens wußte er eine poetische Seite abzugewinnen: er dachte in Bildern, und bilderte im Denken. Das tadelten an ihm seine Freunde. Wessenberg besonders neckte ihn damit, und ahmte oft spottend seine Ausdrücke nach, wenn er von den gemeinsten Dingen sprach, so daß das Lächerliche davon auf das Grellste hervortrat. Solche Neckereien und Erörterungen fielen gewöhnlich in Ragozky's Gegenwart und auf dessen Zimmer vor. Da war es eben, wo Wessenberg ihm einsmals sagte: „Du wirst noch dahin kommen, daß Dir kein prosaischer Styl mehr gefällt, indem Du keinen andern schreibst, als der nicht zugleich ein Bilderbuch ist. Du bist ja der Philosophie zugethan, und diese liebt durchaus nur den

Umgang mit abgezogenen Begriffen, und macht sich mit Bildern so wenig als möglich zu schaffen. Eine Metaphysik in Versen! welch' ein Ding! Kannst Du Dir ein solches denken? ich nicht!" Tiedge sagte etwas zaghaft: „Lichtwer!" „Ja Lichtwer", fiel ihm der Bilderstürmer in die Rede, „da kommst Du mir mit einem Vorbilde dessen, was nicht sein sollte! Lichtwer's Recht der Natur oder der Vernunft, wie es heißt, was ist es? Philosophie? Poesie? Keins von beiden! Als Philosophie ist es, ohne alle philosophische Schärfe, eine Zusammenreihung längst bekannter Gedanken und Hypothesen; als Poesie — schneide die Reime davon hinweg: so bleibt ein Niederschlag von Prosa zurück, der nicht prosaischer sein kann. Wollte ich in Bildern reden, wie Freund Tiedge, so würde ich sprechen: Lichtwer's Recht der Natur ist ein Postwagen, den das Vorspanngeklingel der Reime durch eine Märkische Sandebene schleift! Ich lobe mir Baumgarten, und lasse Dir Lichtwer!" — „Das ist zu arg!" rief Tiedge. „Ehrwürdiger Lichtwer! Freund Wessenberg glaubt, daß er Recht hat, weil er Witz hat." „Ja", sagte Ragotzky dazwischen, „Wessenberg! Du spielst dem ehrwürdigen Lichtwer zu arg mit! Es ziemt sich nicht, über einen Autor von Verdienst, der sich schon durch seine Fabeln unbestreitbare Ansprüche auf unsere Hochachtung erworben hat, so schnöde herzufahren. Sein gewagter poetisch philosophischer Versuch verdient keineswegs Verachtung. Du mein lieber Wessenberg hast Klotzens Briefe gefunden:

wirf sie weg." „Wir wollen", sagte hierauf Tiedge, „den guten Lichtwer nicht fallen, vor der Hand nur fahren lassen; aber Uzens Theodicee?" — „Ist keine Theodicee", versetzte Wessenberg, „sondern ein leidliches dithyrambisches oder deklamatorisches Gedicht, welches eine durch vorhergegangene Betrachtung aufgeregte Empfindung ausströmt. Uz fliegt mit sonnenrothem Angesichte geradeweges zur Gottheit auf: er hat also die Leibnitzische und alle möglichen Theodiceen schon hinter sich, oder fliegt ihnen vorbei." Ragotzky nahm das Wort, und sagte, zu Wessenberg sich wendend: „Wenn Du aus dem philosophischen Vortrage alle Bilder, ich will eben nicht sagen, ganz mit Unrecht, verbannt wissen willst: so sollte Dir der Witz hier ebenfalls nicht zulässig sein; denn er ist in dem Heiligthume der Philosophie vielleicht noch mehr, als der Bilderdienst, ein profaner. Du aber, wie wir in dem Gleichniß des Lastwagens gesehen haben, bedienst Dich seiner ohne Bedenken; nur daß Du Deine witzige Dialektik hinter schlauen, gleichsam ablehnenden, doch mit beiden Händen zu greifenden Wendungen verbirgst." —

Solche wissenschaftliche Streite endeten unter den drei Freunden gewöhnlich, wie es überhaupt zu geschehen pflegt, damit, daß Jeder bei seiner Meinung beharrte.

Obgleich Tiedge die Uebertreibungen seines Freundes Wessenberg für Das erkannte, was sie waren, so wurde er doch nicht selten von den Künsten der Gewandtheit seines Gegners empfindlich getroffen; indessen ließ

er sich solche Fechterstreiche, wie er jene Wendungen und Einfälle nannte, dazu dienen, immer aufmerksamer auf den Gang seines Geistes zu werden, sich mehr und mehr an logische Strenge zu gewöhnen, und nach philosophischer Schärfe zu streben. Wessenberg war durchaus im Denken und Empfinden der ergreifbaren Wirklichkeit zugewendet; das Gebiet der Ideen nannte er das Land der Träume, Begeisterung einen Rausch, der oft Mord und Todschlag, freilich nur an der gesunden Vernunft, beginge, bei welcher Gelegenheit er dann immer von Klopstockischen Jüngern einen Vorrath poetischer Lächerlichkeiten in Bereitschaft hatte, die er muthwillig genug deklamirte und so sarkastisch auslegte, daß er zuletzt ein allgemeines Gelächter erregte.

Bei Ragozky, auf dessen Zimmer es jederzeit am ordentlichsten aussah, versammelte sich ein Mal in der Woche ein Kreis von Freunden, zu denen vor Allen Wessenberg gehörte. Da wurden wissenschaftliche Gegenstände durchsprochen, oder Neuigkeiten aus der literarischen Welt vorgelesen. In dieser Versammlung las ein Mal Tiedge die Schlußverse von dem zweiten Gesange der Klopstockischen Messiade, die leider in den neusten Ausgaben fehlen. Der rasende Abramelech faßt in der Wuth den Entschluß, die Seele des Messias zu vernichten. Er spricht zu Satan:

„ich tödte die Seele,
die vernicht' ich; des Sterblichen Staub zerstreue Du mühsam!
Und wenn der Ewige sie vor andern Seelen erwählte,

Wenn er sie, sich zu verherrlichen, schuf; so soll er voll Jammer
Um sie in einsamer Ewigkeit klagen! drei schreckliche Nächte
Soll er um sie klagen! Wenn er sich in Dunkel verhüllt hat,
Soll drei schreckliche Nächte kein Seraph sein Antlitz sehen;
Dann will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln, verfinsterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen.
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott sein!" —

„Das ist wahre, höchste Poesie!" rief Tiedge in seiner Entzückung aus. „Ja", versetzte darauf Wessenberg, „die höchste Poesie! die höchste Begeisterung; aber Abramelech hat Baumgarten von der monadischen Unzerstörbarkeit der Seele nicht gelesen." „Und Klopstock", erwiederte Tiedge, „hat nicht für das Publicum gedichtet, das Wessenberg heißt. „Odi profanum vulgus!" würde er Dir zurufen, wenn er gegenwärtig wäre."

Ein andres Mal, in eben dieser Versammlung, zog Tiedge einen Hymnus an Gott von Einem seiner Bekannten aus der Tasche, und fing an zu lesen: „Singen muß ich, muß singen den Ewigen!" — Wessenberg unterbrach ihn und sagte: „Muß ist ein bitteres Kraut." Es entstand ein schallendes Gelächter. Der Vorleser rief ihm zu: „Abramelech!" und steckte das Gedicht ein. Das mochte hingehen; daß er aber auch mit seinem schlagenden und schneidenden Witz an die größten Dichter sich wagte, das ließ weder Ragotzky noch Tiedge unbestraft.

Wessenberg liebte es, die erhabensten Gedanken eines großen Dichters in die gemeinste Prosa, in die Sprache des niedrigsten Lebens überzutragen, um Lachen zu erregen, welches ihm freilich immer gelang. Tiedge wurde dadurch oft so empört, daß er sich einer überströmenden Empfindlichkeit nicht erwehren konnte. Bei einer solchen Veranlassung sagte er ihm einsmals: „Du kaufst Deinen Beifall sehr wohlfeil. Es ist nichts leichter, als das Große, das Erhabene zu parodiren, wozu kein sonderlicher Aufwand von Einbildungskraft, Witz und Erfindung erforderlich ist. Der Parodist gewinnt sein Spiel, wenn er die Hoheit seines Gegenstandes in Verbindung mit der Niedrigkeit gemeiner Lebensverhältnisse bringt: denn daraus tritt sodann ein Gegensatz hervor, der das Lachen erregt. Man lacht über das Niedrige, welches an dem Hohen hinaufkriecht, nicht über das Hohe, welches der Parodist zu dem Niedrigen herabzuziehen vermeint. Nur an dem wahrhaft Hohen kann sich der freche Muthwille so versündigen; ja man möchte fast sagen: die Probe des Erhabenen ist, daß es parodirt werden kann. Ein Werk der Mittelmäßigkeit — man schreitet achtlos darüber hin: es kann nicht parodirt, nicht lächerlich gemacht werden."

Unser Wessenberg verdiente für den sakrilegischen Einbruch in das Heiligthum unsers größten und erhabensten Dichters seine Strafe zu finden in der Genossenschaft des Gebietes, dem der Sarkasmus nichts anhaben kann.

Tiedge kam aus einem Meinungsstreite mit Wessenberg nie ohne Niederlage zurück. Dieser war ein kalter, ruhiger Dialektiker, den nichts, weder Schimpf noch Glimpf, außer Fassung brachte; dahingegen bei Tiedge in jedem Streite sogleich das Gefühl in Bewegung gerieth, und ihn um die Gegenwart des Geistes brachte, durch die sein Gegner so unüberwindlich und siegreich wurde. Am Schreibtisch aber, wo das geschriebene, nicht das tönende Wort zu ihm sprach, befand er sich mit ihm auf einer Linie. Hier hatte er es mit dem bloßen Begriffe zu thun, der keine Seitensprünge machte, und nicht, wie sein Widersacher, mit einer im Voraus siegfrohen und etwas satyrischen Miene ihm gegenüber stand. Solche literarische Fehden der mündlichen Unterhaltung endeten nicht selten in persönliche Zwiste. Tiedge beschuldigte seinen Gegner, daß es ihm nicht darum zu thun sei, die Wahrheit, sondern sich, seinen Witz, seine geistige Ueberlegenheit geltend zu machen, und merkte in seiner Leidenschaftlichkeit nicht, daß er trotz seiner vielleicht innigern Liebe zur Wissenschaft, den nämlichen Vorwurf verdiene. Zu dieser Erkenntniß verhalf ihm in einer vertraulichen Stunde sein redlichster Freund Ragotzky, und vermittelte auf diese Weise, daß das Verhältniß zwischen Tiedge und Wessenberg, welches durch die Empfindlichkeit des Erstern aus einander zu gehen drohte, wieder näher zusammen trat. „Leidenschaftlich", sagte Ragotzky zu Tiedge, „wird man nicht leicht für ein Zweites, sondern nur für seine eigene

Hamt. Wenn Du im Wortkampfe leidenschaftlich wirst, so erinnere Dich, daß Du Deine Meinung nicht mehr als ein Zweites betrachtest; Deine Meinung, Dein Fürwahrhalten bist Du selbst: und so fällst Du dann in denselben Fehler, der Dich an unserm Wessenberg beleidigt." Tiedge ward überzeugt, und versprach seinem Freunde, gegen sich selbst auf der Hut zu sein. Kam es aber dazu, jener Ueberzeugung zu folgen, so hatte er ihr Andenken schon wieder aus dem Gesichte verloren, wenn sie nicht in der Person seines Ragotzky leibhaftig ihm vor Augen stand.

Am häufigsten und eifrigsten wurden in jenem Freundekreise Gegenstände der Metaphysik verhandelt; und so brachte Tiedge eines Tages die Lehre von der sittlichen Freiheit des Menschen zur Sprache. Sein Widersacher war wiederum Wessenberg. „Die Lehre von der moralischen Freiheit des Menschen", sagte er, „ist eine hinfällige Behauptung, die keinen Halt, weder in sich, noch in den Analogieen der Natur hat. Innerlich ist sie auf kein absolutes Bedürfniß, auf keine unbedingte Nothwendigkeit gegründet, und eben so wenig findet sie ihre Rettung außen in den Analogieen der Natur, die mit allen ihren Wesenheiten an unablösbare, unverbrüchliche Gesetze gebunden ist. Der Mensch ist ein Sohn der Natur. Konnte die Mutter ihm Etwas mitgeben, was sie selber nicht hat? Wird der Strom ein anderes Wesen, als der Quell, dem er entrann?" Tiedge versetzte hierauf: „Wenn Du das für den ganzen

Menschen nimmst, was an ihm die Sinne wahrnehmen: so hast Du Recht; aber in dem Wesen, welches die Menschenbildung darstellet, wohnet eine Kraft zu denken, eine Kraft, die umgebende Welt gleichsam nachschaffend oder wiederschaffend sich vorzustellen, eine Fähigkeit, in der Vorstellung Gegenstände zu vergleichen, zu verbinden und daraus ein Drittes herzuleiten, ein Vermögen, sich bewußt zu sein, mit einem Worte: es wohnet in der Menschengestalt ein geistiges Leben, ein höheres, wovon die Natur allerdings keine Analogie aufzuweisen hat."

Dagegen behauptete Wessenberg: „Was Du das geistige Leben des Menschen nennest, scheint mir nichts weiter, als das Resultat zusammenwirkender Kräfte zu sein. Eben so würden wir den Duft, das geistige Leben der Rose zu nennen, befugt sein." „Du meinst also", sagte Tiedge, „das geistige Leben des Menschen sei das Ergebniß der, an der Materie haftenden, zusammenwirkenden und nach einem Punkte der Einheit unwillkürlich hinstrebenden Kräfte? Wäre dem wirklich also, dann müßte es in dem Menschen immerdar recht ordentlich zugehen; er würde eine Art von Mühlenwerk darstellen, wo die Räder nach ihrer Bestimmung in einander greifen; indessen ist in dem, von den zusammenwirkenden Kräften erstrebten Punkte der Einheit oft ein merkwürdiger Zwiespalt wahrzunehmen, der einige Philosophen veranlaßte, kurz und gut zwei Seelen in der menschlichen Natur anzunehmen. Ich berufe mich auf Deine eigene Erfahrung. Dein Bewußtsein wird Dir

sagen, wie oft Du mit Dir selbst in Kampf gerathen bist, Dies oder Jenes zu thun, oder nicht zu thun. Wenn nun jene, an der Materie haftenden, zu einem Punkte der Einheit hinstrebenden zusammenwirkenden Kräfte ihre bestimmte Anweisung haben: wie kommt es nur, daß es unter ihnen doch zuweilen rebellisch wird?"

„Ja, ja," fiel lachend Wessenberg ein, „das Mühlenwerk der menschlichen Organisation ist in den, nicht sehr reinen, Strom der Ereignisse hingebaut, der zu Zeiten Schlamm in das Rädergetriebe zu bringen pflegt: da geht es denn freilich nicht, wie es gehen sollte. Aber wenn ich Dir auch zugebe", fuhr er fort, „daß in dem Menschen zwei Naturen walten, eine geistige und eine nichtgeistige, die in einer Art von gegensätzlichem Verhältnisse zu einander stehen; wenn ich Dir auch alle Folgerungen, die Du aus Deinen Abstractionen und Concretionen herleitest, einräume: so fehlet doch noch Viel, um die moralische Freiheit des Menschen über alle Zweifel zu erheben. Gott, der Schöpfer der Welten, hat von Anbeginn, oder wenn man lieber will, von Ewigkeit her, sein unermeßliches Werk mit allen Folgen seiner Dauer bis zu der kleinsten Einzelheit hinab überschauet: — wenn nun also Gott das ganze Sein und Wesen des Menschen vorher gesehen hat, so war ja die Lebensbahn desselben vorgezeichnet, sie war fertig, ehe der Mensch sie betrat: wie kann diesemnach von einem freien Walten seines Willens die Rede sein?"

„Du schiebst", antwortete Tiedge, „den Standpunkt, von welchem der Gegenstand der sittlichen Freiheit des Menschen zu betrachten ist, in ein Gebiet hinüber, welches unendlich weit außerhalb dem Bereiche unserer Verstandeskräfte liegt. Wir kennen nur unser Verhältniß, wie wir zu Gott stehen, als Geschöpfe seiner Hand, als Kinder eines Vaters, als Genießer seiner Wohlthaten; von dem Verhältnisse der Gottheit, wie Gott mit seiner Allwissenheit zu uns steht, davon können wir, weil wir Menschen, nicht Gott sind, durchaus nichts wissen. Das von daher genommene Argument gegen unsere sittliche Freiheit muß demnach in sich selbst zerfallen. Dagegen bieten sich in unserem innersten Wesen, in unserem tiefsten Bewußtsein die hellesten Nachweisungen unserer geistigen Selbstständigkeit dar.

„Neigung und Gesinnung sind die beiden Grundelemente des menschlichen Daseins: jene gehöret der Erde an, ist im Naturdienst befangen, diese, indem sie sich einem höheren Leben zuwendet, hat der Erde nichts zu verdanken: welchem von den beiden Grundelementen in dem Kreise unserer Thätigkeit die Herrschaft gebühret, darüber ist wohl kein Streit; denn hast Du jemals eine Großthat bewundert, an die der Thäter, ungeachtet des Widerspruches seiner sinnlichen Natur, sein Leben setzte: so hast Du dadurch eingeräumt, daß es für den Menschen Etwas gebe, das höher liegt, als der Blumenanger, wo der Genuß weidet, den der

Mensch mit dem Thiere gemein hat. Dort in dem Höheren waltet, dem Gebiet angemessen, des Menschen höhere Natur: die Gesinnung; hier auf der Weide des Genusses die niedere: die Neigung. Wenn beide in Zusammenstoß gerathen, wer mag behaupten, daß das Niedere sich stellen dürfe über das Höhere? Die Gesinnung soll herrschen, und Herrschaft läßt sich ohne Freiheit nicht denken: es ist also Etwas in dem Menschen, das frei ist; und dieses Etwas ist der Mensch selbst, er ist es in der höheren Bedeutung des Wortes. Die Gesinnung lebt in und von ihrer inneren Kraft; die Neigung hänget an Reizen von Außen; die Gesinnung will; die Begierde muß, wo kein Wille sie hält. Sie ist mit dem Thiere, mit dem Engel ist die Gesinnung verwandt. Die That einer hohen Gesinnung fesselt vielmehr unsere Aufmerksamkeit, als ein tüchtiges Werk der geübtesten Kunst. Wir betrachten ein solches mit Wohlgefallen, und fragen nur beiläufig nach dem Meister; begegnet uns aber der Ruf einer hohen That: so wendet sich das Entzücken der Bewunderung sogleich zu der Gesinnung, aus der sie hervorging. Wenn Scipio der heftigsten und mächtigsten Leidenschaft die That abkämpfte, welche die, durch das sogenannte Kriegs- und Eroberungsrecht in seine Gewalt gegebene, schöne Braut des celtiberischen Fürsten dem Bräutigam unentheiliget zurückgiebt, so sagen wir: Scipio hat höher über sich selbst, als über ganz Afrika triumphirt. Die Gesinnung, die Geistesfreiheit

ist es, die hier in der schönen Verklärung des erhabensten Sieges erscheint. Während die sinnliche Neigung, die Begier, der leidenschaftliche Trieb, die Knechtschaft im Naturdienste nicht verläugnen kann, trägt die Gesinnung über Reiz und Genuß ihr freies, königliches Haupt empor."

Wessenberg nahm das Wort, und sagte zu Tiedge: „Du hast eine gewandte Beredsamkeit gezeigt; indessen wirst Du nicht in Abrede sein können, daß die Krone auf dem Haupte Deiner Königin nicht immer sehr fest sitze. Gegen einen Scipio ließe sich eine große Schaar Antiscipionen aufstellen."

„Ich weiß es", versetzte hierauf Tiedge, „daß es in moralischer Hinsicht Freie giebt, die sich freiwillig in die Knechtschaft begeben; zahlreich ist das Geschlecht des Esau, der für ein Linsengericht sein Recht der Erstgeburt verkaufte; doch ein Haupt, dessen Krone wankt, ist immer ein gekröntes, wenn gleich schwaches Haupt. Ja das Schwanken selbst macht, daß wir erst recht lebhaft empfinden, welches Kleinod wir festzuhalten haben, und läßt uns dessen erst recht inne werden. Auch die Bewunderung, welche die Antiscipionen jenem Hohen nicht versagen können, führet oder vollendet den Beweis für meine Behauptung. Aber noch Eins, mein geliebter neckender Widersacher, Du bist ein Jurist und hast es mit der Gesetzgebung, mit der Auslegung und Anwendung der Gesetze zu thun. Alle Gesetzgebung gründet sich auf die Voraussetzung der menschlichen Willens-

freiheit, und ist ohne diese so wenig denkbar, als eine Ethik, ein corpus juris für Affen und Hunde. Die Gesetzgebung nimmt unbedenklich an, daß dem menschlichen Wesen eine selbstständige Kraft inwohne, die da fähig und vermögend sei, den ihm ebenfalls innig beiwohnenden rohen, auf thierischen Genuß ausgehenden, Naturtrieb der Besonnenheit und Maßgebung zu unterwerfen, ihn zu beherrschen. Und so wendet sich in einem menschlichen Verein die äußere Satzung an die innere jedes einzelnen Menschen, mit der sie, insofern sie rein menschlicher Art ist, übereinstimmt. Diesemnach ist es nicht das Gesetz, welches die Entschließung, das Wollen des Menschen bestimmt, sondern es ist die durch das Gesetz veranlaßte Selbstbestimmung, die den Menschen dazu bringet, unter gewissen vorwaltenden Umständen dieses oder jenes zu thun, oder nicht zu thun. Wenn nun die Allgemeinheit dieser Wahrnehmung unter allen Völkern, vom Griechen bis zu dem Eskimo, nicht zu läugnen ist: so findet die Behauptung der menschlichen Willensfreiheit schon allein hierin, außer jenen früher angeführten Thatsachen, eine starke Begründung." —

Wie scharfsinnig, geistreich und sieghaft auch Tiedge mit dieser seiner Schlußfolgerei sich in seiner Eitelkeit vor seinem Gegner erscheinen mochte, so wollte dieser sich noch nicht für überwunden halten und sagte: „Was die Voraussetzung betrifft, womit sich ein Gesetzgeber an die Willensfreiheit oder Willensfähigkeit der Unterthanen

wenden soll: so ist diese, die Voraussetzung nämlich, keineswegs über allen Zweifel erhaben. Es lassen sich Gesetze denken, und sind wohl oft schon zur Erscheinung gekommen, wo dem Sollen schwerlich ein Wollen entgegen kommt. Wenn z. B. eine Regierung die Verordnung einer Abgabe bekannt macht, solche für den Uebertretungsfall mit dem Gesetz einer Strafe in Gelde begleitet, und dabei verfügt, daß jeder Unterthan gehalten sein solle, seinen Nachbar verrätherisch zu belauern und den zu seiner Wissenschaft gelangten Uebertretungsfall heimlich der Behörde anzuzeigen, wogegen dem Angeber nicht nur Verschweigung seines Namens, sondern auch — um die Unwürdigkeit eines solchen Spionirgesetzes recht voll zu machen — ein Theil der Strafgelder gesetzlich zugesichert wird; denke Dir ein solches Gesetz mit allen Folgen von Habsucht, Argwohn, Haß und Verfolgung, die es hinter sich schleppend unter die Genossen einer Bürgerschaft ausstreuet!"

Tiedge erwiederte dagegen: „Du stellst mir da die allerschlimmste von allen Verirrungen auf, womit eine Regierung sich an der ihr zustehenden gesetzgebenden Macht versündigt, eine Verirrung, welche sie einer offenbaren Selbstentehrung preisgiebt. Jedoch ist mir kein Fall einer solchen Verruchtheit bekannt. Nur das Verbrechen der Staatsverrätherei darf eine Maßregel rechtfertigen, die jeden Staatsbürger verpflichtet, ein solches zu seiner Entdeckung gelangtes Verbrechen anzuzeigen. Jedoch dieser Fall gehört nicht unter die

Umfassung Deines Widerspruchs, und dieser hat übersehen, daß ich von äußern Satzungen rede, welche die innern des Menschen ansprechen, insofern jene rein menschlicher Art sind, wobei ich jedoch keineswegs in Abrede stellen will, daß unter diesem Deckmantel oft allerlei politische und polizeiliche Verordnungen eingeschoben werden, welches zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen nicht zu tadeln sein mag. Der Mensch ist gehorsam, das Thier folgsam, jener dem Gesetze, dieses dem Zwange." —

So endete nun dieser philosophische Freiheitskampf ziemlich freundschaftlich, obgleich Wessenberg es auch an verfänglichen Wendungen und witzigen Fechterstreichen, um die Lacher zu gewinnen, nicht fehlen ließ, denen es aber dies Mal nicht gelang, den Vertheidiger der Willensfreiheit außer Fassung zu bringen, indem derselbe die für ihn gestimmte beifällige Theilnahme in den Blicken der ganzen Gesellschaft las. Diese sichtbare Theilnahme unterstützte seine Besonnenheit, und half ihm festhalten die Geistesgegenwart, die sonst ihn so leicht verließ. Wessenberg reichte ihm die Hand mit den Worten: „Du hast Deine Behauptung gut durchgeführt." Die Gesellschaft erklärte ihn für den Sieger; vorzüglich aber entzückte ihn der Beifall, den ihm sein Ragotzky zugestand.

In der Freude, oder vielmehr in der Eitelkeit seines Herzens beschloß er, den an jenem Versammlungstage durchkämpften Meinungsstreit, von dem er zuvor schon

einige Züge auf das Papier geworfen, ausführlich in einen Aufsatz zu bringen und diesen dem Professor Schütz zur Beurtheilung vorzulegen. Ragotzky, dem er diese Absicht vertraute, sagte ihm ohne Umschweif: „Glaube mir, lieber Tiedge! es ist nicht Liebe zur Wissenschaft, welche Dich zu diesem Entschlusse bringt, sondern Eitelkeit treibt Dich dazu, nichts Anderes, als Eitelkeit! Auch verlangst Du vom Professor Schütz nicht sein Urtheil, sondern seinen Beifall, dessen Du, weil Du uns befriedigt hast, ziemlich gewiß zu sein glaubst. Indessen schreib, wenn es Dich treibt; aber behalte Deine Schrift im Pulte! Ueberhaupt", fuhr er fort, „muß ich Dir rathen, nicht zu viel Zeit philosophischen Spekulationen zuzuwenden, wobei doch am Ende nichts mehr herauskommt, als was der gemeine Menschenverstand herausbringt, wenn er mit einem klaren, geistigen Anschauungsvermögen begabt ist." — Der von seinem Freunde mit so vielem Ernst über ihn ausgesprochene Vorwurf der Eitelkeit schmerzte Tiedge'n nicht wenig. Er prüfte sich mit aufrichtiger Strenge und mußte, was ihm noch mehr schmerzte, sich getroffen fühlen.

Er schrieb, und zwar in gesprächlicher Form, seinen Aufsatz, der ihm unter den Händen zu einer nicht berechneten Stärke anwuchs, denn sein Ideengang, der auf seinem Wege nothwendig den wichtigen Fragen über Gott, Tugend und Unsterblichkeit begegnen mußte, führte ihn immer tiefer in das Gebiet seiner Betrachtung hinein. Bei dieser Gelegenheit kam ihm der Gedanke:

ein Werk oder Werklein zu schreiben, welches, wo möglich in poetischer Form, sich über jene großen Fragen vernehmen ließe, die jeder denkenden Seele sich aufdringen. Die lebhaftere, eindringliche, den Lehrton durchaus verschmähende und zu dem Gefühl redende Sprache der Musen, das mit leichtem, bescheidenen Schmuck schimmernde Gewand der Darstellung, die rasche, logische Bewegung der Gedanken — dieses Alles, glaubte er, müßte einem solchen Werke eine allgemeinere Zugänglichkeit verschaffen. Dieser Gedanke füllte seine ganze Seele aus, machte ihn ungewöhnlich schweigsam, in sich gekehrt und ungesellig, so daß er seinen Freunden auffallend verändert erscheinen mußte. Ihre zudringlichen Fragen fertigte er mit unbestimmten Antworten ab. Nur sein Ragotzky ließ ihn ungestört seinen stillen Weg gehen, wohl wissend, daß er für ihn nicht lange Etwas geheim halten könne. So ging der Sinnende mehrere Wochen umher; dann entwarf er eine Charakteristik des Gedichtes, das der Gegenstand seines ausschließenden Gedankens war, und trug sie in sein Tagebuch ein. — Ein solches Gedicht, sagte diese Charakteristik, stellet keinen obersten Grundsatz auf, aus welchem in absteigender Linie die beabsichtigten Herleitungen gefolgert werden, sondern es spricht seinen Hauptgedanken aus, dessen Wahrheit, Wichtigkeit und Begründung in der Entwickelung desselben, wie Strahlen aus einem Lichtpunkte, hervorgehen. Hieraus ergiebt sich nun, daß ein solches Gedicht kein eigentliches

Lehrgedicht sein wird, welches, um seinen poetischen Rang zu beurkunden, sich auf Reim und Metrik beruft; sondern es wird eine helle, begeisterte Darstellung umfassen, es wird Feierstunden der Gottesoffenbarungen, die tiefe Bedeutung des Menschenlebens, den stillen Triumph der Gesinnung, dieses Höhere, worin Gott ist, die geheimnißvolle Ahnung von einer Geisterwelt, die unendliche Sehnsucht nach Licht, Liebe, Freiheit und Frieden, mit einem Worte: es wird den unvollendeten Himmel angefangener Seligkeiten darstellen, der in einer unentweihten Menschenbrust wohnt.

Dann ging er an die schwierige Arbeit, an die Entwerfung des Planes und an die Wahl der Form. Gewissermaßen war der Plan des Gedichtes in jener Charakteristik desselben schon angedeutet. Das Werk beginne mit Gott, dem ewigen Urquell alles, sowohl des allgemeinen, als des besonderen, menschlichen Lebens, das seine ewig fortschreitende Vollendung in der Tugend findet, die ihre Wurzel hat in der Freiheit.

Nun kam es darauf an, Einkleidung und Versart, überhaupt eine Form zu wählen. Die gesprächliche Einkleidung, worin jener Aufsatz, die Freiheit betreffend, gefaßt war, fiel bei einer poetischen Behandlung, die mit Vermeidung jedes vorlauten didaktischen Anklanges, lyrisch gehalten sein sollte, von selbst weg; gleichwohl aber gewährt sie den Vortheil, den Leser, der gern Partei nimmt, in die Verhandlung zu ziehen, und ihm somit eine gewissere Theilnahme abzugewinnen. Sollte

nun dieser Vortheil dem zu bearbeitenden Werke zugewendet werden, so mußte es Etwas von jener gesprächlichen Einkleidung an sich tragen. Um dies zu bewirken, wurde beschlossen, dem eigentlichen Gedichte, welches, seiner lyrischen Natur wegen, sich in Gesänge abtheilen würde, einen Trauergesang vorangehen zu lassen, der in den Klagen eines Zweiflers die Einwürfe enthielte, die gegen verschiedene Sätze der Darstellung auftreten könnten. In diesem Vorgesange müßte sich, jedoch nur leise bemerkbar, die Linie hinziehen, auf der sich die antwortenden Gesänge fortbewegten. — Die Wahl der Versart war bald getroffen: dem zweifelnden Klagegesange ziemte der elegische Trochäus, den übrigen Gesängen bot der freudig, doch gehalten auftretende Jambus sich dar.

Sorgfältig bewahrte er diese Vorbereitungen in dem ehemaligen Tagebuche, welches längst ein Magazin von allerlei reifen und unreifen Früchten seines Forschens und Nachdenkens, von angefangenen und halb vollendeten, poetischen und prosaischen Aufsätzen geworden war. Der Gedanke jener Vorbereitungen hatte bald eine gewisse Schooßkindschaft in seinem Herzen gewonnen, und begleitete ihn unablässig, besonders zu den Oertern seiner Einsamkeit hin.

Das Auffassen einer Idee, die Entwerfung des Planes, kurz die Vorarbeit einer Arbeit war ihm immer ein süßes Geschäft, welches ihn oft mit einem kindischen Entzücken erfüllte; aber das Zurweltbringen

schreckte ihn. Wenn es zur Ausführung kommen sollte, dann überfiel ihn jedes Mal, auch bei dem geringfügigsten Unternehmen, eine Zaghaftigkeit, die jenes kindische Entzücken ihm nie ungestraft hingehen ließ. So stand er alsdann, wie ein blöder Jünger, vor seiner eigenen Idee mit der Furchtsamkeit, die seit den Tagen seiner Unterdrückung nicht mehr von ihm gewichen, und ihn vor dem Beginne eines Werkes neckte, bis er den ersten glücklichen Griff an die Arbeit gethan. Dann aber trug ihn die heiterste, zuversichtvollste Unbefangenheit über alle Schwierigkeiten seines Unternehmens mächtig empor.

Er begann den ersten Gesang, die Klagen des Zweiflers, deren schwermuthvolle Töne mit einer gewissen Geläufigkeit und Fülle seiner Empfindung entquollen, einer früher gehörten und im Gedächtniß der Gefühle noch umherklingenden Musik gleich, indem sie die Wehmuth des Zustandes ausdrückte, durch den seine eigene Seele gegangen, ehe sie zu der Ruhe, die mit klarem Blicke das Leben des Geistes erkennt, und zu den Tröstungen gelangt war, die uns glücklich und siegreich hinweg helfen über die abschreckenden und anlockenden Täuschungen des Lebens.

Unter seinen Freunden war Ragotzky der erste, dem er Kunde von seiner neuesten Beschäftigung gab, und dem er den Plan seines Werkes und das Fragment des ersten Gesanges vorlegte. Der Freund schüttelte den Kopf und sagte: „Ich setze voraus, daß Du die Schwie-

rigkeiten nicht übersehen hast, die sich Deiner Arbeit entgegen stellen werden: und so bewundere ich Deinen Muth, der, wie Dein Plan vorschreibt, es unternimmt, abstracte Begriffe in eine lebendige, fast möcht' ich sagen, gestaltartige Darstellung zu fassen, und wiederum dieser Darstellung eine scharfe philosophische Bestimmtheit, das ist, eine unzweideutige Wahrheit mitzugeben, die hinter keinem poetischen Bilde hervor schielen darf. Das Fragment da, dieser Anfang Deiner Arbeit, der keineswegs ein Siegesanfang ist, kann Dir — wie leicht er auch Deiner Feder entflossen sein mag — den Muth nicht einflößen; denn nichts ist leichter als zu zweifeln und die Zweifel tragisch genug zu beklagen."

„Ich weiß das, mein Lieber", sagte Tiedge, „und will mit meinem Vorgesang nichts weiter, als den Leser aufregen, ihn empfänglicher machen für die folgenden Gesänge."

„Aber wirst Du nicht", versetzte Ragotzky, „die Stimmen unserer Gesellschaft über Deine Idee abhören?"

„Sehr gern", antwortete Tiedge.

„Nur Wessenberg's Witz — kann Dich —" fiel Ragotzky ein, „in gegenwärtigem Falle um so weniger irren, da Du dieselben Gedanken schon früher gegen ihn durchgefochten hast und eine wiederholte Verhandlung derselben nur eine Verfolgung Deines Sieges ist."

In der nächsten Versammlung trat Tiedge mit seiner Idee hervor, theilte seinen Plan mit, und las das schon

weiter ausgeführte Fragment des ersten Gesanges vor, der damals mit folgenden Versen anfing:

„Was ist Wahrheit? wohnt sie hier auf Erden?
Ach und will sie eigensinnig nur
Stets gesucht und nie gefunden werden?
Oder ist im Himmel ihre Spur?"

Tiedge hatte kaum diese Zeilen gesprochen, so rief eine mißbilligende Stimme: „Was soll ein solches Ungewißmachen nützen? Haben wir der Ungewißheiten nicht genug? Wozu soll es dienen, Glaubenssätze zweifelhaft zu machen, auf denen der innere Friede mancher guten Seele ruht? Ist es verdienstlich, ihr diese Ruhe zu verkümmern? Ist es verdienstlich, einen harmlosen Wanderer niederzuwerfen, um ihn aufrichten zu können?"

Der Verfasser des Fragmentes wurde durch diesen Angriff nicht wenig betroffen, doch nicht außer Fassung gebracht. Ruhig erwiederte er dem tadelnden Freunde: „Es kann wohl nicht meine Absicht sein, die Summe der Zweifel und Ungewißheiten zu vermehren; mein Zweck ist vielmehr: die vorhandenen für Denjenigen, der auf seinem Lebensgange dergleichen begegnet, soviel an mir ist, zu entkräften. Wer von einer Krankheit genas, pflegt ja dem an ähnlichem Uebel Leidenden gern die Mittel anzupreisen, so ihm zur Genesung verhalfen. Ein nicht fest Stehender wird niedergeworfen werden von jeder Veranlassung, die nicht ein Mal eine aufrichtende Hand mitbringt. Nur der Trost, den ein Mit-

klager dem Klagenden darbietet, haftet in der verwundeten Seele."

„Bravo! bravo!" riefen mehrere von der Gesellschaft. Dagegen trat Wessenberg auf und sagte zu Tiedge: „Du weißt, was ich von Lehrgedichten überhaupt halte. Unpoetisches kann durch Poesie nicht poetisch gemacht werden; sonst ließe sich ja wohl über das ehrbare Schlosserhandwerk ein Lehrgedicht schreiben."

„Allerdings", antwortete Tiedge, „das würde was zu lachen geben. Eben so hätte — um ein Gleichniß aus einer höheren Stellung, als die meinige ist, zu nehmen — ein griechischer Wessenberg von dem Verfasser der Ilias sagen mögen: dieser Sänger könnte uns ja wohl eine Batrachomyomachie schreiben; er hat sie geschrieben, und wir lachen."

Wessenberg fuhr fort: „Philosophie und Poesie sind zwei einander widerstrebende Elemente! Du wirst ein Werk liefern, welches nicht Poesie, nicht Philosophie ist — ein Zwittergeschöpf!"

„Ist der Mensch", erwiederte Tiedge, „ein Zwittergeschöpf, weil er aus Leib und Seele besteht? Auch gehen, nach meinem Dafürhalten, Poesie und Philosophie nicht nur friedlich mit einander, sondern ich kann mir auch, mit Ausnahme jener anakreontischen Spielereien und was dahin gehört, keine wahre Poesie ohne Philosophie denken."

„Das ist Deine Ansicht", fuhr Wessenberg fort;

„aber wie wirst Du es anfangen, die schwerfällige, abstruse Mundart der Philosophen, die mit Soriten und Syllogismen in barbara verkehrt, in die leichte, tanzende, schwebende, melodische Sprache der Musen zu übersetzen?"

„Das ist eben die Aufgabe, die ich mir gestellt," antwortete Tiedge. „Ich weiß sehr wohl, es ist nichts schwerer, als das Leichte, in der Erscheinung nämlich."

„Uebrigens", sagte Wessenberg, „muß ich gestehen, daß der Plan Deines künftigen Werkes, so wie dessen Charakteristik, die aus jenem gezogen ist, sich wie ein entferntes Gebäude auf einer sonnigen Anhöhe recht hübsch ausnimmt. Wir werden ja sehen, wie es sich darstellen wird, wenn wir mit Dir droben sein werden. Aber noch Eins muß ich Dir sagen: Du wirst zwei Gattungen von Kunstrichtern in die Hände fallen: den Belletristen und den Philosophen vom Handwerk. Die Ersteren, von denen jeder seine eigenen Grundsätze behauptet, werden die Form Deines Produktes bestreiten; die Letzteren, jeder wiederum aus seinem abgesonderten System hervortretend, dürften die Materie angreifen. Lukrez, scheint es, hat Beiden genügen wollen. Die Musenjünger fertigt er mit schönem poetischen Beiwerk, mit hohen dichterischen Tiraden ab; dahingegen lassen sich in anderen Stellen seines Gedichtes offenbar ganze Reihen von Syllogismen für die Philosophen nachweisen."

Tiedge antwortete: „Zwischen Beiden gehen Menschen; auf die habe ich meine Rechnung gestellt.“

Endlich fragte noch eine Stimme den Fragmentisten: „Hast Du Pope's Versuch über den Menschen gelesen? Dies Werk ist eins der trefflichsten in der englischen Literatur; es scheint mit Deiner Idee zusammen zu fallen. Wir Deutsche haben noch kein Werk dieser Art.“

„Ich habe“, erwiederte Tiedge, „außer Horazens Episteln und Satyren nichts gelesen, und will, bevor ich mit meiner Arbeit fertig bin, nichts lesen, was mit meinem Gegenstande verwandt ist, um keinen Einfluß, keine fremde Richtung zu mir eindringen zu lassen.“

Die ganze Gesellschaft war größten Theils mit dem Verfasser des Fragmentes zufrieden. „Du hast Deine Sache gut geführt!“ rief Einer ihm zu. „Nun frisch an's Werk!“

Ob nun gleich dieser ziemlich allgemeine Beifall, den sein Beginnen fand, seinen Muth mit einem gewissen Selbstvertrauen ausrüstete, welches ihm sonst nicht eigen war: so konnte er dennoch auch dies Mal sich des, sonst sehr unlöblichen, im gegenwärtigen Falle aber vermuthlich sehr glücklichen Aufschiebens nicht erwehren. Und wenn er in der Folge zufällig an die Ausführung seines Planes erinnert wurde, so ließ er sich immer gern ein anderes Geschäft dazwischen kommen.

Die nächste Veranlassung, sein Werk aus den Augen zu verlieren, gab ein Ausflug, den er mit Ragotzky, Wessenberg und einigen Anderen zur Messe nach Leipzig

machte. Das Meßgewühl regte seinen Geist mächtig auf, und füllte seine Einbildungskraft mit Bildern eines für ihn ganz neuen Lebens. — Ragotzky führte ihn in das Theater. Die Operette „Lisuart und Dariolette" ward aufgeführt. Es ist nicht zu beschreiben, wie diese Darstellung auf seine Phantasie wirkte. Er vermochte sich kaum zu halten, um die Ausrufungen des Entzückens, das seine Seele bewegte, nicht laut werden zu lassen. Lange noch klangen die lieblichen Arien und Lieder in den Tiefen seiner Seele umher. Abends, als er mit seinen Freunden beim Nachtessen saß, und die Rede auf das Schauspiel kam, umgaukelten ihn von Neuem die Bezauberungen der Bühne. In der „Dariolette" war ihm eine Psyche erschienen, die, den Umarmungen eines Engels entwendet, sich in den süßwehmüthigen Tönen: „O! Bild voll göttlich hoher Reize" nach ihrer himmlischen Heimath zurück sehnt. Ragotzky lächelte, Wessenberg lachte ihn aus, und sagte: „Was die Umarmung betrifft, so kann es damit seine Richtigkeit haben; nur mit dem Engel — das war sein Ausdruck — dürfe es wohl nicht eben so richtig sein."

„Böser Geist, der Du bist!" erwiederte Tiedge, „daß Du immer Unkraut unter meinen Waizen säen mußt!"

„Es ist nicht meine Schuld", versetzte darauf Wessenberg, „daß Du Unkraut für Waizen ansiehst, weil jenes in eben dem schönen Frühlingsgrün prangt, wie dieser. Deine Käfichterziehung hat Deine Weltkenntniß verspätet."

„Das Theater", fuhr Tiedge in seiner Begeisterung fort, „könnte und sollte eine Bildungsanstalt für das Volk sein, eine Sittenschule."

Wessenberg lachte: „Ja, ja, Theaterpredigten werden die Leute fromm machen." — Tiedge, durch diesen Spott verletzt, schwieg.

Den folgenden Tag führte Ragotzky seine beiden Freunde Wessenberg und Tiedge nach einem öffentlichen Garten vor Leipzig, und bewirthete sie dort in einer ziemlich geräumigen Laube, wo sich bereits eine Gesellschaft von Männern nebst einem Frauenzimmer vorfand. Auf die Männer achtete Tiedge nicht, aber die weibliche Gestalt machte einen unangenehmen Eindruck auf ihn. Sie war nicht mehr jung, welches der Putztisch, der sie jugendlich genug ausgestattet, mit dem besten Willen nicht zu läugnen vermochte: ihre Gestalt wohl gebaut; aber von ihrem Gesichte, welches nichts weniger als schön war, hatte sich die ehemalige bestimmte Physiognomie gänzlich verloren. Die natürliche schüchterne Jungfräulichkeit hatte sie durch eine Künstlichkeit ersetzt, die sich als solche dem oberflächlichsten Blicke verrieth. Sie that und sagte Manches, was ein sehr junges, unerfahrnes Mädchen auch wohl sagt und thut; aber wie anders erscheint dieses in den Bewegungen und in der Haltung einer frischen unverdorbenen Jugendnatur; und wie anders klingt jenes von den Lippen der Unschuld! — Die Tische in der Gartenlaube standen so nahe beisammen, daß von einem Tische zu

dem andern bequem herüber gesprochen werden konnte. Zwischen beiden Gesellschaften bewegte sich die Unterhaltung hin und her. Das Gespräch betraf das gestrige Singspiel. Auch die Dame gab ihre Worte dazu, die in der That sehr treffende Urtheile enthielten.

Tiedge sagte zu ihr: „Sie waren gestern im Theater, was sagen Sie von der himmlischen Dariolette?“ —

Sie schlug die Augen nieder; aber zwischen den Augenliedern kroch ein Blick hervor, der dem Fragenden mißfiel; und einer von den Männern sagte lachend: „Die Dame, zu der Sie sprechen, ist es, die gestern die Dariolette gespielt hat.“

Tiedge machte eine stumme, dumme Verbeugung, unter allen, die er in seiner Blödigkeit jemals gemacht, wahrscheinlich die dümmste. Den Spötter Wessenberg, der ihm gegenüber saß, wagte er nicht anzusehen, um von dessen satyrischem Blicke nicht getroffen zu werden.

Ob dieses Zusammentreffen zufällig oder zwischen Wessenberg und Ragotzky verabredet war, hat Tiedge nie mit Gewißheit erfahren. — Die Gesellschaft kehrte an demselben Abend nach Halle zurück. Dort fürchtete Tiedge die erste Zusammenkunft mit Wessenberg, die er, da er bei Ragotzky wohnte, nicht vermeiden konnte. Die erste Frage, die Wessenberg an Tiedge richtete, war: „Nun, lieber Tiedge, was sagst Du von der himmlischen Dariolette?“

„Schweigen wir davon", erwiederte Tiedge. Wessenberg schwieg nicht, sondern erzählte aus dem Leben dieser Schauspielerin häßliche Geschichten, die er, um Tiedge von seiner thörichten Begeisterung zu heilen, recht sorgfältig in Leipzig eingesammelt hatte.

Tiedge war freilich aus seinem Himmel gefallen. Abermals ein verlornes Paradies, welches ihn lehrreich genug an den Verlust jener Schäferwelt in seiner Knabenzeit erinnerte! Jedoch die leidenschaftliche Vorliebe für das Theater, die er aus Lisuart und Dariolette mitgenommen, blieb dieselbe. Den Hauptantheil an dieser Vorliebe hatte das Singspiel. Geschmack kann nicht erlernt werden, ihn giebt die Natur, zur Reife bringt ihn die Zeit. Tiedge's ungereifter Geschmack und seine Freude an der Musik vereinten sich hier, ihn hinweg sehen zu lassen über die Ungereimtheit und Unnatur des Singspiels, wo so Vieles gesungen wird, was eben so gut gesprochen werden könnte, und umgekehrt. Die Oper mag hingehen! Man befindet sich dort in einer singenden Welt, die an die sprechende, wie in jenen Halbopern, gar nicht erinnert; und so stellt die Oper eigentlich keine Unnatur, sondern eine fremde Natur dar. In Tiedge's Phantasie stellte sich von jetzt an Alles, was sich nur irgend dramatisch behandeln ließ, zu einem Singspiele zurecht. Er machte Entwürfe, erfand sich Fabeln, oder ergriff eine auffallende und anziehende Tagesgeschichte, um sie zu dramatisiren. Ein Entwurf der letzten Art trieb sich lange in seinen Papieren umher.

Das Singspiel, welches daraus entstehen sollte, hieß „die schöne Müllerin“, und gründete sich auf die Geschichte eines Studirenden, der sich in die schöne Tochter eines wohlhabenden Müllers bei Halle verliebt hatte. Der Vater des Mädchens antwortete dem verliebten Jüngling auf seine Werbung, er werde seine Tochter keinem Andern geben, als einem Müller. Der junge Mensch war sogleich bereit, bei dem künftigen Schwiegervater in die Lehre zu treten. — „Nicht also!“ sagte dieser, „lernen Sie das Müllerhandwerk, wo Sie wollen, nur nicht bei mir!“ Jener bestand in einer benachbarten Mühle die drei Lehrjahre, stellte sich als Müller der Braut dar, und die Heirath kam zu Stande. Ein Lied aus Tiedge's Singspiele: „die schöne Müllerin“, steht in dem Mildheimschen Liederbuche und fängt an:

„Ich bin der Here gar zu gut;
Ich wollt', ich wär' es nicht;
Seh' ich sie nur, so steigt das Blut
Mir alles ins Gesicht.“

Die dramatische Poesie hatte nun schon jenes Gedicht, dem er so viel Vorbereitung und Nachdenken zugewendet, ganz in den Hintergrund gedrängt und war so gut wie vergessen; aber auch die Beschäftigungen mit dramatischen Versuchen mußte er bald aufgeben. Es harrte seiner eine magere Zeit. Die schönen Tage seiner freieren Thätigkeit hatten ihr Ende erreicht. Er verließ die Universität und ging nach Magdeburg zurück. Da war es nun seine Aufgabe, nicht nur seinen eigenen

Unterhalt, sondern auch Unterstützungen für die Lieben, die ihm am Herzen lagen, zu erwerben. Sein Vormittag gehörte den unbelohnten Uebungsarbeiten in juridischen Geschäften bei einem Advocaten; seine Nachmittagstunden nahm der Unterricht in Anspruch, den er zur Deckung seiner Bedürfnisse in der lateinischen und französischen Sprache ertheilte, und ein großer Theil der Nacht wurde bestellten Uebersetzungen, hauptsächlich aber der Ausarbeitung und dem Abschreiben processualischer Satzschriften gewidmet.

Unter solchen Anstrengungen, die in keiner Rücksicht seinen Kräften und Zwecken förderlich sein konnten, hatte er endlich drei Jahre verlebt, als sich ihm eine ziemlich nahe Aussicht auf eine kleine Anstellung bei einem Justizamte eröffnete. Er warb, seine Werbung schlug fehl. Dies warf seinen Muth, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten, gänzlich darnieder. Er beschloß, andere Wege zu versuchen, um, was er sich zum Zwecke seines Lebens gemacht, zu erreichen, und übernahm im Jahre 1781 die Stelle eines Hauslehrers in der Familie des Kammerdirectors von Arnstedt in Ellrich.

In diesem kleinen Orte machte er, jedoch erst nach einem Jahre seines dortigen Aufenthalts, die Bekanntschaft mit Göckingk, der bei der Kammer daselbst als Secretair und Director der Kanzlei angestellt war. Wie sehr er sich auch der Nähe des Sängers der Lieder von Amarant und Nantchen erfreute: so glückte es ihm doch nicht, zu einem eigentlichen Genusse dieser Nähe zu

gelangen; denn Göckingk lebte mit dem Hause, in welchem Tiedge sich befand, in sehr trennenden Verhältnissen. Dieser Umstand, das erste anstößige Begegniß, welches der Unerfahrne auf seiner neuen Laufbahn antraf, war ihm eben so unerfreulich als unbegreiflich. Indeß, es war nun einmal so. Göckingk fand sich veranlaßt, die Annäherung des jungen Musenfreundes auf eine zwar nicht verletzende, doch bestimmte Weise abzulehnen, demohngeachtet aber versagte der edle Dichter ihm seine Gefälligkeit nie. — Hier mögen den Faden der Erzählung einige Briefe fortspinnen, welche Tiedge einem Freunde, Namens Johannes Mohr in Magdeburg, von Ellrich aus schrieb, und die zugleich die damalige Stimmung seiner naturfrohen Seele ausdrücken.

Ellrich, im Mai 1782.

Ich habe Dir, mein liebster Freund, nicht eher schreiben mögen, weil ich selbst erst recht wissen wollte, was ich Dir melden könnte. Zuerst will ich Dir denn die Nestgegend beschreiben, wo Dein Wandervogel, den nicht, wie die Schwalben, ein Naturruf, sondern das Schicksal austrieb, sich niedergelassen. Ellrich, die kleine Hauptstadt der kleinen preußischen Provinz Hohnstein und der Sitz einer Domänenverwaltung von einem Director und drei Räthen, liegt am Fuße des Harzes, der hier in mehr und minder beträchtlichen Höhen, wie in Sprüngen gleichsam den Anlauf zu seiner höchsten

Höhe, der Brockenspitze, nimmt. Es war eine dunkle Regennacht, als ich auf meiner Hierherreise über das Harzgebirge an dem alten Bructerus vorüber fuhr. Ich konnte vom Postwagen aus nur seine undeutlichen Umrisse am Nachthimmel, wie ein finsteres Ossianisches Wolkenbild sehen. Aber die Tag und Nacht arbeitenden Blechhütten und Schmelzöfen warfen Ströme von Feuerfunken aus, die gegen die schwarze Nacht wunderbar ergreifend abstachen. Es war, als läge der gebändigte Typhon lebendig unter den Felsen begraben und stieße seinen Flammenodem aus einer Oeffnung hervor; fernher schlugen dazu aus den Blechhütten die dumpfen cyclopischen Hammerschläge durch die furchtsame Stille der Nacht.

Ich führe Dich vom Brocken, der vor Kurzem seine Walpurgisnacht gefeiert hat, nach Ellrich zurück. Dieser Ort ist mit reizenden, zum Theil wirklich erhabenen Naturbildungen von Bergen und Thälern umgeben. Der Eindruck, den diese Gegend auf mich machte, war mir neu, und darum so gewaltig und tief. Die Offenbarungen der Herrlichkeit Gottes in seiner Schöpfung hatten noch nie so stark, so lebendig zu mir geredet, und waren mir noch nie in diesem Glanze erschienen, der mein Gemüth mit solcher Seligkeit und meine Phantasie mit einem so jugendlich frischen und sonnenhellen Leben erfüllt.

Es ist Mai. Der Frühling, — wie ganz anders, als bei Euch Flachländern dort, ist er hier! Wie ein junger

Bräutigam mit feurigen Blicken trat er, von einem tausendstimmigen Sängerchor des Waldes begrüßt, auf die geschmückte Festbühne der Welt. Ich sah ihn. Die Hügel umher standen wie zum Tanze bekränzt und gereiht, und schienen dem entzückten Beschauer wirklich in einem stillen Tanze zu schweben, indem sie den verschiedenen Wendungen seiner wandernden Ansicht immer andere Seiten und veränderte Stellungen zukehrten. Noch in Entzückungen verloren begab ich mich in mein einsames Zimmer zurück, um, was meine Seele bewegte, der Muse zu vertrauen; aber nichts wollte gelingen. Ich konnte vor Gefühl nicht zu der Empfindung kommen, welche durch die Phantasie vermittelt wird. Ich war noch wie betäubt; und es muß still sein um den Geist, der schaffen will. Man kann nichts darstellen, was nicht aus einer gewissen Ferne seine Gestalt in den Spiegel der Phantasie wirft.

Von Göckingk kann ich Dir noch nichts sagen; ich habe ihn nur ein Paar Mal von ferne gesehen. Er ist eine lange Gestalt und geht einen raschen Gang. Stark vorwärts geneigt trägt er den Kopf, als ob dieser immer strebte, den Füßen vorzueilen. Deutet dieses wohl nicht ein wenig die Ungeduld des ausgezeichneten Menschen an, eine Ungeduld, die, verfolgt von dem kleinlichen Lebensverkehr, nicht anders als in fliehender Stellung erscheinen kann? Man hat mir abgerathen, Göckingk zu besuchen; und in unser Haus kommt er nie anders, als wenn er eingeladen ist, welches sehr selten geschieht.

Die fatalen Verhältnisse! Ich wollte, daß es gar keine gäbe, die menschlichen ausgenommen. Leb' wohl.

Ellrich im Juni 1782.

Noch immer durchstreife ich mit meinen liebenswürdigen Zöglingen die reiche Gegend umher. Viel Schönes habe ich bereits gesehen. Vor einigen Tagen besuchte ich die, durch Göckingk's Romanze bekannte, Kelle — eine häßliche Benennung für eine so schöne Darstellung der Natur! sie soll für mich die Neptunsgrotte heißen. Diese Grotte ist eine tiefe weite Höhle in dem mit Eichen und Buchen bewaldeten Kalkgebirge, der Kohnstein genannt. Göckingk, der in der Nähe ein Landhaus bewohnt, hat einen ziemlich bequemen Stufengang aushauen lassen, der zu der frischen klaren Quelle führt, die mit ihrer stillen Wasserfläche die ganze Höhle ausfüllt. Aber in der hohen Wölbung ist eine Oeffnung, angebracht oder entstanden, durch welche der Tag fällt und wie ein geistiges Mondbild auf der unbewegten Wasserfläche schwimmt. Tief hinten in der Höhle nichts als Wasser und Nacht. Man fühlt sich, wie von der Unterwelt Nähe, so schauerlich kalt umweht, daß man umher suchen möchte nach der stygischen Uferstelle, wo der Kahn anliegt, in welchem der alte Fährmann die Seelen der Verstorbenen zu der Schattenwelt fährt. Dieser Quell stellt das schöne Bild eines stillen thätigen Lebens dar; oben auf der Oberfläche

heilige Ruhe, tief im Innern aber wallet ein stilles wirksames Leben; es sendet vermittelst eines Canals, der sich quer durch das Gebirge hinzieht, seine Fruchtbarkeit und Erfrischungen den jenseits grünenden Wiesen zu. Ich bestieg die mit Buchen bewachsene Decke der Grotte. Die Oeffnung dort oben ist mit einer Umzäunung eingefaßt, um das weidende Vieh von der gefährlichen Stelle abzuwehren. Das ganze Kohnsteingebirge stellt übrigens so wunderbar romantische Formen und Gestaltungen dar, daß es wohl zu dem bekannten, alten Roman „die Insel Felsenburg" begeistern konnte, dessen Verfasser ein Buchdruckergeselle in der freien Reichsstadt Nordhausen gewesen sein soll.

Im Juli 1782.

Meine Gedanken sind bei Dir, mein geliebter Freund, und indem sich mein Geist noch in heller Lebendigkeit regt, verkündet mir der Wächter, daß es Mitternacht ist, eine Zeit, die dem Geiste die rechte Stimmung giebt, von Dingen zu sprechen, welche die Nacht der Vergangenheit deckt, die aus ihren Finsternissen nichts mehr entschlüpfen läßt, als die Schatten verstorbener Tage. Wenn man — wie die Menschen in Gnadau sprechen — zu dem Ausgangspförtchen tritt, welches sich hinter einem Heimgegangenen zuschloß: dann ergreift es uns, wie eine unsichtbare Gewalt! Ja, Freund, das ist der heilige Ernst des Lebens, der dort

an unser Herz bringt! Wie sehr aber wird dies Gefühl erhöht und verstärkt, wenn wir die Stätte bewandeln, wo mit ihrem vielartigen Leben und Streben eine Vorwelt begraben liegt. Als sie entstand, war sie an ihrer Stelle, und hatte Recht, zu sein, wie sie war; aber sie alterte, wie ein Mensch alt wird, wankte, sank, und ward begraben. Die Trümmer der Form, worin ihr Dasein wohnte, dienen zu Leichensteinen ihrer vielfachen Gruft. Ich habe heute die Ruinen des Klosters Walkenried besucht. Ein sehr anmuthiger Weg führt dahin, der sich an dem Fuße eines, mit wildem Rosengebüsch und anderm Gesträuch bewachsenen Bergrückens fortzieht. Diese Klosterstelle liegt eine kleine Stunde von Ellrich, aber schon auf Braunschweigischem Gebiete und war ehemals eine berühmte reiche Abtei des im Anfange des sechsten Jahrhunderts gestifteten Benedictinerordens, der zu seiner Zeit, das ist zu der Zeit der finstersten, rohesten Barbarei, für den Ackerbau, für die Erziehung und für die Literatur höchst wohlthätig gewirkt hat: für die Literatur besonders in so fern er durch Vervielfältigung der Abschriften der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller das Meiste dazu beigetragen, daß die kostbarsten Reste des classischen Alterthums dem nahen gänzlichen Untergange entrissen wurden. Aus dem Kloster Walkenried — nachdem es die Stürme des wilden Bauernkrieges niedergeworfen — ist ein herzogliches Domänenamt auferstanden, welches von einem Justizamtmann und einem Oekonomiebeamten

verwaltet wird. Die weit umhergestreuten Ruinen von Pfeilern, Säulen und Bogen bezeugen des ehemaligen Daseins Fülle, Herrlichkeit und Größe. Zum Theil erhalten und unterhalten, befindet sich unter diesem Getrümmer in einer Kapelle das merkwürdige Denkmal eines frommen betenden Fleißes: es ist eine Kanzel, die ein Schäfer aus gutem hartem Holze mit einem Messer geschnitzt hat. Welche Geduld! welche Ausdauer! Nicht wahr! das ist ein Glaube, der in Israel nicht mehr gefunden wird! Das ganze Werk, die Zierrathen, die Figuren, Alles ist mit einer Zartheit, mit einem Sinnreichthum, überhaupt auf eine Art behandelt, die in Erstaunen setzt. — Fromme, heilige Seele, die solches Werk der Frömmigkeit schuf, wer du auch warst, du hast gebetet; die Mönche, die sich hoch über dich stellten, haben Gebete gesprochen. Von ihnen ist keine Spur mehr vorhanden. Du hast dir ein Denkmal gestiftet, welches von deiner Gesinnung spricht, wenn es auch deinen Namen nicht nennt. Ja sie, die allein vor Gott gilt, die Gesinnung hat deine Arbeit geheiligt; Beharrlichkeit hat sie vollbracht, dein Glaube hat dir geholfen. Die Stürme des wildesten Aufruhrs sind schonend, gleichsam ehrfürchtig, an deinem Werke vorüber gezogen; — noch besteht es fort!

Verzeihe, mein guter Bruder, daß ich Dich so lange in dieser Wüste der Zerstörung festgehalten; und doch bin ich noch nicht fertig. Sage mir doch, Liebster, wie es geschieht, daß Ruinen für uns so viel Anziehendes

haben? daß sie der Betrachtung einen volleren, tiefer gehenden Genuß gewähren, als eine moderne Schöpfung mit allen ihren Prachtmalen voll Anspruch und Glanz! Hier scheinet mir eine vielfache Ursache zum Grunde zu liegen. Eine Schöpfung der Gegenwart steht in ihrer Beschlossenheit vor uns; die geübte Betrachtung überschauet sie, fast möchte ich sagen mit einem Blick; die Verhältnisse der Einzelheiten zu dem Ganzen und umgekehrt, dann die Beziehungen derselben auf den Zweck ihres Daseins, auf die Bedürfnisse, die solche Darstellung hervorrief, und endlich ihre mehr oder minder genügende Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Schönheit: Alles dieses liegt offen da vor dem kundigen Blick. Und was sich nun endlich in und mit der mehr oder minder zusammengesetzten Herrlichkeit begeben wird: wir wissen es schon; wir haben uns daran, in hundertmaligen Wiederholungen, müde gesehen und gehört; wir sind fertig damit. Ganz anders verhält es sich mit einer ausgestorbenen räthselhaften Versammlung von Ruinen, die uns umgiebt. Wir fühlen uns wunderbar ergriffen; die Phantasie beginnt ihr Spiel; es ist, als wehe ein Odem der Lebendigkeit dahin durch die Trümmer; sie sind nicht mehr stumm; ihre stille geistige Sprache redet, wie aus der Ferne das romantische Echo. Die Nachrichten aus der alten todten Zeit werden lebendig, und so ist, wie mit einem Zauberschlage, der Sohn der Gegenwart zugleich ein Lebensgenoß der Vergangenheit; sein Geist erweitert sich; er umfaßt zwei Welten.

Forschend blickt er in der Verwüstung umher: da giebt es zu denken, zu vermuthen, zu errathen. Immer thätiger wird die Einbildungskraft: sie hört, sie sieht. Die Pfeiler, die gefallenen Säulen richten sich auf; die gestürzten Bogen erheben und wölben sich wieder, durch die grauen Hallen wandeln alte Menschen in alten Gewändern. So gewährt sich uns, nicht wie bei der modernen Schöpfung ein passiver, sondern ein thätiger, gewissermaßen schöpferischer Genuß. Der Witz, der Scharfsinn, die Einbildungskraft, das Zusammenstellungsvermögen, überhaupt alle geistige Thätigkeiten und Kräfte setzet das Anschauen der Ruine in Bewegung. Um beide Erklärungen in wenig Worten zusammen zu fassen, könnte man sagen: Ein bedeutendes Werk von neuer Schöpfung, in so fern es eine ununterbrochene klare Uebereinstimmung der einzelnen Theile unter sich wahrnehmen läßt, gewähret den Genuß der Schönheit, die anmuthig den äußern Sinn anspricht. Der Rest von einer untergegangenen Schöpfung, die dunkle Ruine, die gleichsam in halbverständlichen, abgebrochenen Worten zu der Phantasie redet, erfüllet uns mit den Schauern der Erhabenheit, vorausgesetzt, daß sie Andeutungen von Großheit enthält. Das Schöne reizt (belebt den Genuß) und gefällt: das Erhabene zieht an (bewegt die Phantasie) und erhebt. Eine Verwandtschaft zwischen dem Schönen und Erhabenen vermittelt ein Zug, ein Ausdruck von Großheit, den dieses, das Erhabene, als noth-

wendig einschließt, Jenes, das Schöne, als zufällig nicht ausschließt. Vergnügen heißt das Gebiet, in welchem die Schönheit herrscht; Bewunderung ist das Hochland, wo die Erhabenheit thront.

Ich kehre nach dieser Abschweifung zu der Ruine zurück, um noch eines besondern, feierlichen Eindrucks zu erwähnen, den wir empfinden, wenn wir uns dem verwitternden Nachlaß eines untergegangenen, mannigfaltigen Lebens nahen; es ergreift uns ein Gefühl, als träten wir da unter die Nachzügler einer weggehenden Welt, die da einwandert in die Schattenwelt der Geschichte. Lebe wohl! Du erhältst bald wieder ein Schreiben von mir; denn vor Dir muß ich sie ausschütten die Fülle, die mich drängt.

Im Juni 1783.

Ein neuer Genuß, liebster Mohr, erwartet mich, oder vielmehr ich erwarte ihn. Wir gehen auf's Land. Da wird vollends die Natur eine recht nachbarliche Freundin mir sein. In ihrem schönen Gefolge hat sich mir die Muse wieder genähert, ohne Zweifel um mir zu vergelten meine Liebe zu ihr. Wie nun ich den freundlichen Blick ihr vergolten, das wirst Du aus dem beigefügten beschreibenden Gedichte ersehen. Sie konnte mir nur die Empfindung einflößen; aber die Worte — ach! sie zeigen Dir vielleicht, daß meine

Vergeltung hätte besser ausfallen sollen. Ich sandte das Gedicht an Göckingk, durch dessen Vermittelung es im deutschen Museum erscheinen wird. Ich habe das nicht verlangt; aber er fühlt gewiß, daß er mir dadurch eine große Freude bereite. Mit heißer Ungeduld erwarte ich die Erscheinung. Vor Kurzem habe ich wieder meine Lieblingsstelle in dem nahen Waldgebirge besucht. Es ist ein enges tiefes Thal, oder vielmehr eine Bergschlucht, in deren Mitte sich ein kleiner See des klarsten Wassers ausbreitet. Die Felsenwände umher sind mit schöner kräftiger Eichen- und Buchenwaldung, auch einzelnen Tannen, gekrönt. Die Sonne hielt schon, als ich eintrat, mit ihrem Abendglanze hinter dem Berge. Von oben nickten die schwebenden Kränze der Zweige herein, und spiegelten sich in dem schwarzdunkel schimmernden See, über den so leise die Luft ging, daß sie nicht ein Wellchen bewegte. Die Einsamkeit herrschte; denn die Stimmen des Waldes waren zur Ruhe gegangen, und der Frühling hält sein junges Laub fest, so daß kein entwehtes Blatt auf dem See schwamm, und oben überhin kein Vogel flog. Natürlich, daß mich dies Alles an den alten fabelhaften Avernus erinnerte, den Virgil mit so viel Schrecken, Nachtgrauen und Schauder umgiebt, daß kein Vogel sich über ihn hinwagt, und kein Laubblatt Ruhe findet auf seiner dämonischen Fluth. Meine Einbildungskraft vergrößerte Alles umher: mir war es, als ob sich dort hinter den finstern Tiefen der Waldschlucht bergen müsse

die sibyllische spelunca scrupea, tuta lacu nigro nemorumque tenebris.

Aber ein sanftes Gegenbild ist mein lieblicher See; da würde, wenn Dir, o Ruhe, Deiner gedankenreichen Stille ein Gottesdienst bereitet werden sollte, die Tempelstelle sein. — Wahrlich! Freund, wer mit hellen, offenen Augen in das große Naturleben, in diesen Spiegel der Gottheit schaut, der fühlt sich hinweggehoben über Alles, was Menscheneinrichtungen Kleines oder angeblich Großes aufgestellt haben; er fühlet sich selig und fromm: Beides ist ja wohl Einerlei. Ja, mein geliebter Freund, wenn ich so geistig berauscht zurückkehre von den Betrachtungen der Natur, und mir aus dem nüchternen Menschenleben eine unerfreuliche Kunde entgegen tritt von Zwiespalt und Irrung: dann begreife ich nicht, wie eine Seele, durch welche nur einmal die Andacht solcher Betrachtungen ging, fähig bleibt, Störungen zu sich eindringen zu lassen, die aus kleinlichen Menschenverhältnissen hervorgehen. Lebe wohl!

An die Natur.

Hier an Hercyniens gesunden,
Zufriednen Höhen lebt Dein Freund mit der Natur,
Hier irr' ich nun zu ganzen Stunden
Durch Flur und Wald und Wald und Flur.
Vor Allem weil' ich gern in meinem kleinen Thale,
Versteckt in einem Buchenhain.
Dies Thal — o laß, daß ich's Dir male —

Drängt sich in eine Felsenbucht hinein,
Und oben auf den Felsenhäuptern neigen
Die alten Buchen sich, als wollten allzumal
Sie in dies wunderschöne Thal
Mit ihren Kronen niedersteigen:
Dies Thal, das, wenn es oben stürmt,
Ihr Stolz mit tausend Armen schirmt.
Und welche Stille! da saust das Gekreische
Der lauten Welt nicht um mein Ohr:
Nur leise wallt, mit lieblichem Geräusche
Ein Bach aus einer Felsengrott' hervor.
Noch tiefer blinkt ein See, um den aus dunkeln Hainen
Ein Chor Hamadryaden schleicht
Und der, — versteht sich, nur im Kleinen —
Dem grausigen Avernus gleicht.
O Freund! wie mich der Anblick rührte,
Als mich zum ersten Mal
Das Ohngefähr zu diesem Thal
Und seinen süßen Wundern führte!
Ein niegefühlter Schauer fuhr
So wunderbar durch meine Glieder,
Wie ein erhab'nes Schrecken nieder.
Da rief ich: o Natur! Natur!
Wer Deine Freuden kennt, der braucht dem großen Haufen
Der Glanzgestalten nicht für seine Ruh
Die falschen Freuden abzukaufen:
Schön, über Alles schön bist Du!
　Wohl dem, der, von der Welt geschieden,
Sich treu zu Dir und Deiner Stille hält:
Denn sucht er Ruhe — Ruh und Frieden
Sucht er vergebens in der Welt.
Er läßt den reichen Schwelger prahlen,
Der da in seinem Himmel lebt,
Wo er sich hinter Austerschaalen

Bis an das fette Kinn begräbt,
Und in der schwelgerischen Halle
Mit Aberwitz die Stunden würzt,
Die er auf einem Rheinweinfalle
Hinunter in den Magen stürzt.
Die Ruh in meinem Thal', o die erhab'ne Stille,
Die macht es auch in mir so still,
Daß mein der Sieg ist, wenn die Grille
Mein schwaches Herz beschleichen will.
Da spricht zu mir, der Gegenwart entwunden,
Ein heller Traum von schönern Stunden.
Wann ich an Deinem Fenster stand,
Und jenes süßen Tones lauschte,
Der Deiner Laute leis' entrauschte:
Noch fühl' ich, was ich da empfand;
Noch fühl' ich jenen Druck der Hand,
Wenn ich in Deine offnen Arme,
Von einer Hoffnung weg, die mich betrog,
Mit naßgeweinter Wange flog.
Wer heilt mich jetzt von meinem Harme,
Denn Du bist fern! Dir blüht ein Myrtenhain;
Da bautest Du mit Fanny Dich hinein.
Nur ich Verlaßner bin allein.
So schmieg' ich mich denn eng und enger
An die Natur mit meinem Schmerz!
Ach! selbst der nachbarliche Sänger,
Verschließen muß er mir sein Herz!
Wem sag' ich mein Gefühl, wenn in dem Abendglanze
Sich sanft der Wipfel einer Buche neigt,
Und Luna still im vollen Strahlenkranze
Den feierlichen Thron besteigt? —
O Freundschaft! — Freund, nicht das, was mit dem leeren Schmucke
Der Etikette kindisch spielt;

Nein, das ist sie, was ich bei Deinem Händedrucke,
Bei Deinem Seelenkuß gefühlt.
Jetzt drückst Du mir nicht mehr die Hand: so schwinden
Die liebsten Freuden, eh' wir kaum
Ihr Süßestes mit ganzer Seel' empfinden;
Das schönste Glück — was ist's? ein kurzer, schöner Traum.
So laß uns denn in süßem Wahne träumen,
Bis unser Bächlein sich verschleicht!
Bis uns ein Engel unter Himmels-Bäumen
Die goldne Lebensschaale reicht!

Im August 1783.

Aus Deinem letzten Briefe, der dem meinen begegnet ist, ersehe ich, daß Du gern mehr von mir vernommen hättest über die Menschen, die ich hier kennen gelernt, über die Hausgenossenschaft, zu der ich jetzt gehöre, und vorzüglich über das besungene und singende Nantchen wünschest Du mehr zu wissen, als in ihren Liedern steht; ich auch! aber ich werde sie wohl nie sprechen. Was Du von einer gewissen, übertriebenen Adeligkeit gehört hast, ist übertrieben; es findet eine solche hier viel weniger statt, als bei jenen Herren und Frauen v. A, E, J, O, die Du kennst, und die ich besser durch Mitlauter hätte bezeichnen sollen. Ueberall, und auch in der moralischen Welt, giebt es ein Oben und Unten; da ist es nun freilich wahr, daß bei dem Hin- und Herschieben der Stellungen in den höhern Verhältnissen nicht selten das Unten zu Oberst gekehrt wird,

indem Recht und Verdienst sehr oft verhindert werden, die schiebenden Kräfte zu sein. An der schnöden, überhaupt unziemlichen Anmaßung ist solche Verschobenheit am sichersten wahrzunehmen. Auf der andern Seite ist es aber auch wiederum wahr, daß das Oben ein Vorurtheil gegen sich hat, dem die unentschiedenste Veranlassung hinreichend ist, um jenes der unziemlichen Anmaßung zu bezüchtigen. Das Haus des Kammerdirectors (von Arnstedt) in Ellrich ist das erste Haus der ganzen kleinen Provinz; folglich bewegt sich Alles, was beamtet und nicht beamtet ist, um dasselbe; sonach bildet es, in verjüngtem Maßstabe und ohne sich eben dünkelhaft dazu zurecht zu stellen, einen Hof, und läßt eine gewisse Hoffähigkeit, oder besser gesagt, ein Hofrecht, Statt finden. Hofrechtlich sind hier, außer den Königlichen Räthen, die ersten Magistratspersonen der kleinen Provinz. Die Kammersecretaire sind ausgeschlossen; nur Göckingk wird zu Zeiten eingeladen, welches er seiner auswärtigen Bedeutsamkeit zu danken hat. Auch die Frauen, selbst die der Räthe, weil sie ohne Geburt sind, scheinen nicht hofrechtlich zu sein, denn ich habe noch keine gesehen. Das Haupt der Familie, der ich als Beiwerk angeschoben bin, ist ein ernster, gerechter, diensteifriger Mann; seine Gattin eine wahrhaft mütterliche Frau, eine edle, ehrenwerthe, fromme Matrone, von dem allerwürdigsten Anstande. Die Töchter sind liebenswürdig, voll schöner Gesinnungen und Anlagen; die beiden jüngsten, mir anvertrauten

Söhne wackere, gutartige, freundliche Knaben. Uebrigens drehen hier sich noch mancherlei Gestalten um einander, von denen sich nichts sagen läßt, als daß sie sich eben drehen und wenden. Nur ein gewisser Kanzellist König hat meine Musikliebhaberei vorzüglich angesprochen. Er giebt der jungen Familie Unterricht in der Musik, ergötzt die ältern Herrschaften durch seine Virtuosität auf dem Klavier, und hat bereits mehrere beliebte Sonaten für das Fortepiano geschrieben. Eine von ihm in Musik gesetzte Sammlung von Göckingkschen Liedern, ist in Leipzig erschienen. Auch hat er dem Liede: „Nicht blos für diese Erdenwelt" eine höchst einfache, faßliche und sehr einschmeichelnde Melodie gegeben. Die Veränderungen, so ich mit dem Texte vorgenommen, und Du vermuthlich nicht mehr bei der Hand hast, lege ich zu den hier beigefügten Noten der schönen Melodie.

1.

Nicht blos für diese Erdenwelt
Schlingt sich der Freundschaft Band,
Erst wenn ihr Kleid von Staub zerfällt,
Wird heller sie erkannt.

2.

Da, wo wir Alles heller schaun,
Da wird es offenbar,
Was uns die Freundschaft in dem Grau'n
Der Erdenmächte war.

3.

Wie wird uns sein, wenn Arm in Arm
Das neue Leben mild
Und seligreich den Trennungsharm
Der Freundschaft uns vergilt!

4.

Ja, wenn der höhern Harmonie
Der Seelen wir uns freun:
Wird unter Brüderengeln sie
Der schönste Engel sein.

5.

Wem früher seine Stund' erscheint,
Der wird dem spätern dann
Entgegen rufen: Komm, o Freund,
Daß ich dich kränzen kann!

Bei der dritten und fünften Strophe hat der Componist einige Abweichungen von dem Gange der Melodie angebracht, die von ungemeiner Wirkung sind.

Nun noch über Nantchen und Amarante ein kleines Wort, welches, so wenig es auch ist, Dir doch lieber sein wird, als alle Worte, die Du bisher zu lesen hattest von mir. Vor Kurzem begegnete ich der deutschen Sappho mit ihrer Schwester auf einem Spaziergange. Zwischen beiden ein allerliebster, fünfjähriger, wilder Knabe in so muthwilliger steter Bewegung, daß ihm die Locken um den Kopf flogen. Nantchen schwebt wie eine Anadyomene daher; ein edler durchaus ungezwun-

gener Anstand schmückt die reizende Gestalt; ein feuriger, mit lieblicher Milde besänftigter Blick strahlt aus dem vollblühenden Gesicht, über welches sich ein Himmel voll Freundlichkeit ergießt. Die Schwester, gleichfalls eine edle holde Gestalt, hat für mich noch mehr Anziehendes, als Jene; und hätte ich aus vorherigen Beschreibungen nicht schon eine Vorstellung von Nantchen gehabt, so würde ich die Schwester der Sängerin für die Sängerin gehalten haben. Die Gute muß durch Leiden gegangen sein; denn ihre sanfte Miene, ihr ganzes Wesen drückt eine gewisse, vielleicht zu weiche, Zartheit aus. Du hast ein Bild von ihr, wenn Du die Psyche denkst, die nach überstandenem Trübsal in ihren bleichen, doch schönen Zügen noch Spuren der trüben Vergangenheit trägt.

Um wieder auf Göckingk zu kommen, muß ich Dir sagen, daß sein Ruf, der in Deutschland so weit umher klingt, hier wenig Wiederklang findet; ein Quidam hat sich sogar beikommen lassen, seine Sinngedichte zu Mißgestalten umzuschaffen, welches er Parodiren nennt. Der muthwillige Knabe, der einer Statue mit Kohlenschwärze einen Bart anschmiert, ist ein solcher Parodist. —

Im September 1784.

Sehr lange habe ich Dir nicht geschrieben. Mir ist in meinem Landleben nichts begegnet, was mir zu

schreiben und Dir zu lesen die Mühe gelohnt hätte, außer daß ich ein Paar Mal bei der Tischgesellschaft eine Dichterin, ein Fräulein Christiane von Hagen gesehen habe, die ihre Gedichte sammelt und, gegen Vorausbezahlung der Exemplare, herauszugeben gedenkt. Von dem Ertrage ist sie Willens, ein Rosenfest zu stiften. Nicht wahr, das ist recht schön, mit Rosen nach dem Lorbeer zu werfen? — Aber eine finstere Trauernachricht habe ich von hier aus Dir zu melden. Die Mutter meiner Zöglinge ist plötzlich am Schlagflusse gestorben. Auf das Tiefste hat dieser Todesfall mich erschüttert. Die Verstorbene war still fromm; sie hatte nichts zu verstecken, nur ihre Wohlthaten verbarg sie; ausgezeichnet als Freudengeberin, wie als Dulderin. Ihre Töchter haben die Bedingung ihrer Vortrefflichkeit geerbt. Zur Begräbnißfeier verfertigte ich eine Kantate, die, von König componirt, in der Dorfkirche des Erbbegräbnisses aufgeführt wurde. Für den Aelteren meiner Zöglinge machte ich eine Trauerrede, die der Knabe so vortrefflich hielt, daß ihm der allgemeinste Beifall zu Theil ward; auch mir fiel von diesem Beifall soviel zu, daß man mir etwas mehr Bedeutung, als zuvor, einräumte. Beides wurde gedruckt. Du erhältst mit diesen Zeilen ein Exemplar, welches ich bitte, wenn Du es gelesen hast, meiner guten Mutter zu übergeben. Lebe wohl!

Im Februar 1784.

Eine große Freude, ja wahrlich eine große, hat mich überrascht! Denke Dir: der ehrwürdige Sänger der Kriegslieder, die unsern, über alle Potentaten so hoch erhabenen, Friedrich preisen, hat mir geschrieben und eine Sammlung seiner Episteln gesandt! Hier hast Du seinen Brief und meine Antwort darauf, die sich hier in einer beträchtlichen Abkürzung Dir mittheilt.

Gleim an Tiedge.

Ich habe von Ihnen, lieber Tiedge, ein Gedicht im deutschen Museum gelesen, welches Hoffnungen erweckt. Die Natur scheint die Muse zu sein, welche Sie begeistert: und so könnten Sie vielleicht unsern Kleist fortsetzen. Unsere guten alten Dichter sind todt oder verstummt; es ist gut, daß junge Talente an ihre Stellen treten. Zum Beweise, daß ich noch nicht gern stumm sein möchte, übersende ich Ihnen hierbei ein Exemplar meiner Epistelsammlung. Mich kann die Muse nur selten besuchen; ich bin gezwungen ein zerstreutes Leben zu führen.

Denn mich umdrängen ganze Haufen
Von Weltgeschäften hier und dort;
Und überdies: vor grauem Haare laufen
Die Musen und die Nymphen fort.

Könnten Sie mich nicht einmal besuchen? Ich hätte wohl manchen Plan mit Ihnen zu verabreden. Leben Sie wohl! —

Antwort.

Alles schläft; von ihrer Runde
Schlummert auch die Neugier ein:
Vater Gleim, Dir soll die Stunde
Dieser Stille heilig sein!
Tageslast hab' ich getragen,
Und nun hat die sanfte Hand
Meiner Ruhe von dem Wagen
Meiner Pflicht mich abgespannt.

Komm, du zärtlichste der Musen,
Die zuweilen mich beglückt,
Wenn sie gleich an ihren Busen
Gleimen, ihren Liebling, drückt;
Doch entrinnt Dir, Freund, der tiefe
Seufzer und das trübe Wort:
Vor den grauen Haaren liefe
Jede Nymph' und Muse fort.
Hat Kalliope den grünsten
Lorbeer ihrer schönsten Zeit,
Den sie heiligen Verdiensten
Aufbewahrt, nicht Dir geweiht?
Tönt nicht jetzt noch — voll vom Gotte
Mit der Leier — manches Lied,
Das die Musen zu der Grotte
Deines Gartenhaines zieht?

Sieh, mit Heiterkeit und Helle
Strahlet Dein Geschenk mich an;

Und doch trübet sich die Quelle,
Der das schöne Licht entrann!
Ehrender sind die Geschenke,
Die Du liebend mir gesandt,
Als das schwere, ungelenke
Riesenthier aus Morgenland,
Das an Göckingk zum Geschenke
Siams Majestät gesandt.

Nach wie vor nimmt seine Mütze
Zwar kein Bettler vor mir ab;
Doch vor Göckingk — wie vom Blitze
Fährt nicht nur von ihrem Sitze,
Wie er selber Nachricht gab,
Die betreßt'te Sammetmütze,
Selbst der Federhut herab.
Welch' ein Lärm, wenn uns ein Kaiser
Hoch in seine Gnade setzt!
Das ist mehr, als wenn ein Weiser
Unser Streben ehrt und schätzt!
Fama — hier in unserm Oertchen
Ist sie keineswegs stumm —
Dennoch trägt sie noch kein Wörtchen,
Daß ein Gleim mich liebt, herum.

Mich, Freund, haben Deine Briefe
Desto inniger bewegt
Und in meines Geistes Tiefe
Mächtig jede Kraft erregt,
Daß die Zukunft mir schon heller
Vor dem Geiste schwebt, und schneller
Ihr mein Herz entgegen schlägt.

Wenn erst das Geräusch der Quellen
Wieder durch die Haine rinnt,

Neues Haar der Baum gewinnt,
Und wenn meine Lieblingsstellen
Wieder grün und blumig sind:
Dann will ich, ihr lieben Briefe,
Mich mit euch der Stadt entziehn,
Und zu der versteckten Tiefe
Meines Buchenwaldes fliehn.

Freund, geweiht durch Deinen Segen,
Und gekräftigt durch Dein Lied,
Eil' ich meinem Ziel' entgegen,
Wo es mir ein Gott beschied.
Schmückt in einem Thal der Hirten,
Wenn ich lange nicht mehr bin,
Meinen Namen noch mit Myrten
Eine junge Schäferin,
Die ich froh und fromm gesungen:
O dann hab' ich Viel errungen!
Das wird meinen Todestraum
Noch mit schönen Bildern schmücken
Und den höhern Lebensraum
Meiner Thätigkeit beglücken.

Welche Schmach ist's, ohne Muth
Etwas Tüchtiges zu wollen,
Mit der großen Lebensfluth
Trägbequem hinab zu rollen,
Wie die Fluth uns eben treibt
In dem Spiel mit allen Winden,
Daß von uns, wenn wir verschwinden,
Keine Spur des Lebens bleibt.

Früh schon lief von den Vocabeln,
Gleim, Dein zarter Jünger fort;

Und behielt aus Deinen Fabeln
Manches weisheitvolle Wort.
Ja noch kann es mich beglücken,
Wie der Knabe so da saß,
Um sich her die Welt vergaß,
Und mit brennendem Entzücken
Dein Gedicht von Doris las,
Die da, wie im Heiligthume
Gottes, in dem Garten stand,
Und in jeder Nelkenblume:
Groß ist Gott, geschrieben fand.

Hier nun trink' ich, wie ein Zecher
Seinen starken Labewein,
Gleim, aus Deinem vollern Becher
Aechte Lebensweisheit ein. —
Weg mit Deiner reichsten Gabe,
Goldner Traum! entferne dich,
Schlummergott, auf daß ich mich
An dem Göttermahle labe,
Das mir Gleim bereitet hat!
Trockne lieber voll Erbarmen
Eines Kranken, eines Armen
Naßgeweinte Lagerstatt!

Sieh! was flimmert in mein Fenster?
Ach! wie schnell die Zeit entflieht!
Schon der Morgenstern! du schönster
Tagverkünder, sei gegrüßt!
Hast mich zwar zu früh beschlichen,
Doch sieh hier den letzten Reim!
Nun bring' einen wonniglichen
Guten Morgen meinem Gleim!

An denselben schrieb er am 7. December 1784: „Gegeißelt von einer schmerzhaften Augenkrankheit habe ich ein ganzes Vierteljahr weder lesen noch schreiben dürfen; Ihren ersten lieben Brief, theurer Vater Gleim, habe ich drei ganze Wochen in der Tasche herumgeschleppt, und durfte und konnte seiner, wie ein anderer Tantalus die schönsten Früchte, bei dem stärksten Heißhunger nicht genießen. Mein Elend war unaussprechlich. Die ersten Zeilen, dieses Erstlingsopfer meiner, wiewohl noch nicht völlig, hergestellten Gesundheit, seien Ihnen gebracht, mein theurer Vater. In ihrem zweiten Briefe vom 6. Dec., den ich so eben erhielt, als ich mit meiner Seele in Halberstadt war, reden Sie von einer schönen Hoffnung, mit mir diesen Winter den Musen zu leben. Schöner als mir kann wahrlich Ihnen diese Hoffnung nicht erscheinen. Wie eine freundliche Gottheit besuchte sie mich in meiner nächtlichen stillen Einsamkeit, da ich schon glaubte, von jeder Hoffnung verlassen zu sein. — O mein theurer Vater, bedauern Sie mich, ich muß diesen Winter auf meiner Galeere noch aushalten. Ich habe bei meiner Krankheit beinahe ein volles Vierteljahr versäumt, und bin dadurch bei meiner Pflicht in einen Rückstand gekommen, den man mir gewiß nicht ohne Vorwürfe schenken würde; zudem liegen mir meine Eleven, seitdem ich meinen Vorsatz bekannt gemacht habe, mit Thränen flehend vor den Füßen, doch nur bis Ostern bei ihnen zu bleiben. So sehe ich mich also genöthigt, meiner schönsten Hoffnung die Hand bis Ostern wieder zu entziehen,

aber da soll sie mich, diese süße Retterin, Ihnen und der Freiheit zuführen.

Daß wir die herrliche Elisa*), deren schöne Seele Sie aus dem Museum werden kennen gelernt haben, hier bei uns gehabt haben, hat Ihnen Göckingk geschrieben; ich freute mich, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Beim ersten Anblick fiel mir Ihr süßes Liedchen: „Ich weiß ein Mädchen ꝛc." und daraus der Vers ein: „Ihr Busen Tugend stirbt davon u. s. w.", und nun denken Sie sich die schönste Seele von den Musen und Grazien in diesen schönen Busen hineingehaucht, da haben Sie das Original zu dem Ideal, das in Ihrer Seele stand, als Sie das erwähnte Liedchen machten. Die Post will fort. Nur noch das Versprechen: daß die Pause in unserm Briefwechsel nie so groß wieder werden soll.

Ganz mit Leib und Seele Ihr

Tiedge."

Nachschrift.

Hätten wir doch Hoffnung, Sie diesen Winter einmal hier zu sehen. Reizt Elisa nicht ein wenig? Die wird den Winter hier zubringen.

---

*) Frau von der Recke, geborne Reichsgräfin von Medem, Tiedge's nachmalige unzertrennliche Freundin.

In einem andern Briefe an Gleim vom 24. Juni 1785 schrieb er: „Heute habe ich mich an den Blumen ergötzt, die Sie auf des edeln Spiegel's Grab gestreut haben; o! wie so ganz würdig des Andenkens des edlen Menschenfreundes. Hätte ich Frühlingsblumen zu verspenden, so schön wie Ihre Herbstblumen, ohne Prämie brächte ich dem großen Leopold (von Braunschweig) und dem sanft entschlummerten Spiegel ein Todtenopfer. — Was sagen Sie, Vater Gleim, zu den Prämien in dieser Art? Dem Herzen dessen, der sie aussetzt, mögen sie Ehre machen, aber seinem Kopfe gewiß nicht! Wer Beruf in sich fühlt, einen solchen Tod zu besingen, wie ihn der unvergeßliche Leopold starb, besingt ihn gewiß ohne zu fragen, ob eine Prämie ihn belohnen wird? — und wem die Prämie erst den Beruf giebt, der besingt ihn gewiß schlecht!

Konnte Spiegel's Verdienst sicherer der Vergessenheit entrissen werden, als wenn es sich an einen Lorbeer lehnte, der es werth ist, Verdienste des Herzens in Schutz zu nehmen, und der es vermag? Verdienste des Herzens, die denen des Geistes so sehr oft den Vorzug abgewinnen, finden nur gar zu selten diejenige Schätzung und Dankbarkeit, die sie nach dem Verhältnisse des Beitrages, den sie zur Summe des Menschenglücks gegeben haben, verdienen: da hingegen diese ihren Kranz nicht von fremden Händen zu erwarten brauchen, und doch fand die Tugend ihren Freund oft ganz wo anders als unter dem glänzenden Ehrenkranze.

O mein theurer Vater, ich bin sehr dafür, daß edlen Herzen Denkmale gesetzt werden; sie sind zugleich Denkmale des Herzens dessen, der sie setzt, ohne daß er daran denkt. Mit trauriger Freude freue ich mich darauf, mit Ihnen zu des edlen Spiegel's Todesschlummer zu wallfarthen, um da in einer der stillen Grotten seinen Lebenslauf erzählen zu hören, von Ihnen zu hören, was je der Menschenfreund that, daß ihn Tausende beweinen und selbst sein König bedauert.

Unter seinen Ahornbäumen
Wandelt oft mein stiller Geist,
Schwinget sich, in hellen Träumen,
Vater Gleim, empor zu Deinem
Spiegel und zu Deinem Kleist.
Beide trinken nun aus einem
Labequell den hohen Geist;
Wo sie, an den Lebensbächen,
Schon für Dich ein Plätzchen weihn;
Von den Nachgebliebnen sprechen
Und sich ihrer Nachkunft freun.
Wenn der Frühling wieder neuen
Schatten um den Ahorn webt,
Um die Ruhe zu umstreuen,
Die bei Spiegel's Grabe schwebt:
O dann, Vater! laß uns jeden
Abend zu dem Haine gehn
Und von jener Zukunft reden,
Wo wir Spiegel'n wieder sehn!
Wem, beim Glanz des leeren Schaumes,
Todesgraun den Frieden stört,
Der wär' ewig dieses Traumes,
Der dies Leben ausmacht, werth!

Doch ich vergesse beinahe, daß ich einen Brief und kein Gedicht schreiben wollte. Ihren Brief, mein Theurer, erhielt ich auf einem Spaziergange und sogleich nahm ich die Blumen heraus und weidete mich daran.

Reicher als Er, und weiser, sind Tausende!
besser nicht Einer!

Dies sollte seine Grabschrift sein; eine schönere könnte die Wahrheit ihm nicht setzen."

In einem andern Briefe an Gleim vom 14. October 1785: „Ein ehrwürdiges Grab, mit ehrwürdigen Blumen bestreut, ist ein melancholisch schöner Anblick. Meine Seele wanderte (bei Durchlesung von Gleim's Gedicht auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig) mit heiligen Thränen unter ihren geweihten Düften und freute sich, daß Sie, edler Mann! die Musen der unrühmlichen Mühe überhoben, aus ihren Mitteln ein bezahltes Klageweib hinter dem Sarge der Tugend her weinen zu lassen. Nein! Eine nahe Verwandte von ihr, die Muse Gleim's, mußte die Tugend Leopolds zu Grabe trauern. Dies wünschten außer meinem Herzen gewiß noch Mehrere und verdanken Ihnen nun die Erfüllung ihres Wunsches. Für den Voßischen Almanach habe ich jetzt nichts als eine componirte ländliche Elegie und ein anderes kleines Gedicht; von beiden aber zweifle ich, daß sie der Aufnahme in den Almanach würdig sind; was ich einigermaßen für würdig hielt, hab' ich Bür-

ger'n schon längst zugeschickt. Von Ihnen hängt es ab, was Sie mit den beiden unbedeutenden Stücken machen wollen, und ich schicke Sie Ihnen auch nur zu dem Ende mit. — Den Vorschlag, einige meiner erschienenen Gedichte zu sammeln, nehme ich in der Art, wie Sie mir ihn thun, gern an: nur muß ich erst bei Ihnen sein.

Göckingk schreibt mir, daß er in Wien gewesen ist und die besten Köpfe daselbst kennen zu lernen das Glück gehabt hat. Er macht ein Neid erweckendes Gemälde von der Eintracht und Zusammenverbindung der dasigen Gelehrten.

Ewig ganz Ihr

Tiedge."

An Johannes Mohr.

Im October 1785.

Länger kann ich die Last der Briefschuld, die Du mir anzurechnen hast, nicht tragen. In Deinen Briefen sagst Du mir so oft, daß Du mit meinen Zuschriften und Mittheilungen zufrieden bist: Das hätte schon allein mich abhalten sollen, Schulden auf Schulden zu häufen. Aber verurtheile mich nicht! Ich habe Vieles anzuführen, was mir zu einer lossprechenden Entschuldigung dient. Mein Tagewerk, mit dem, was darum und daran hängt, verschlingt zehn Stunden des Tages: also ist die Nacht meine Zeitlieferantin für Briefe und für die Besuche der Muse. Und welche von den Musen ist

es, die jetzt mich in Thätigkeit setzt? Die dramatische, die mich, wie Du weißt, schon früher an sich zog, vor dem processualischen Lärm aber, in den ich mich zu mischen hatte, die Flucht nahm und mich seitdem gänzlich verließ. Sie hat sich glücklich wieder eingestellt, glücklich — nämlich in keiner andern Beziehung, als für mein dermaliges Bedürfniß. Für dieses hat sie Etwas von dem Zauber der Davidischen Harfe mitgebracht, welche Sauls bösen Geist zu bannen vermochte. Der Todesfall, von dem ich Dir in einem vorigen Briefe bereits Nachricht gegeben, hatte unser ganzes Haus mit der tiefsten Trauer erfüllt, die aber mit ihrer unbesiegbarsten Gewalt auf dem Gemüth des Mannes lag, der den Verlust seiner Lebensgefährtin nicht verschmerzen konnte. Auf seinem ganzen Wesen starrte der furchtbare stumme Schmerz in einer Verfinsterung, aus der sein Unmuth schreckliche Blicke nach jedem heitern Gesichte warf. Er sprach nicht und in seiner Nähe sprach Niemand. Die peinlichste Zeit des Tages war die Tischzeit: da wagte sich kaum ein leises Geflüster aus dem Verstummen hervor, welches jede Lippe verschloß. Ein preiswürdiges Leben wird im Dunkel des Todes, wie ein Stern in dem Schatten der Nacht, erst recht sichtbar: so sah denn auch der Unglückliche erst, als die vortreffliche Gattin dahin war, was er an ihr verloren. Er war trostlos, wie der Verzweifelnde, den zürnende Erinnerungen verfolgen, Mahnungen der Versäumnisse gegen ein edles Herz, das nun nicht mehr schlägt. Vor seinen

Vergütungen verschließt sich das Grab. Die Kinder zitterten, dem Vater sich zu nahen; darüber kam sein Geburtstag heran. Er hatte Monate lang nicht gesprochen; jetzt stieß er ein Paar heftige Worte heraus, welche drohend die Feier dieses Tages untersagten, und die frühere Reise nach seinem Landgute geboten. Die drei älteren Töchter deuteten mir an, mit meinen Zöglingen ja nichts, sei es was es wolle, zum Geburtstage des Vaters zu veranstalten. Ich erwiederte: „Ein gewöhnliches Gratulationsfest, etwa mit einem Gedichte begleitet, würde für das kranke Gemüth allerdings von der übelsten Wirkung sein. Wenn wir aber etwas durchaus Unerwartetes bewerkstelligen könnten, welches mit einer schlagenden Ueberraschung sich seiner Empfindung bemächtigte, und so gewissermaßen ihn gewaltsam aus seiner Versunkenheit empor risse: so würde das ohne Zweifel in seinem ganzen, finstern Ideenkreis eine Erschütterung hervorbringen, die für ihn vielleicht von den heilsamsten Folgen sein dürfte." — „Was wollen Sie denn machen?" fragten sie. „Ein Schauspiel", sagte ich, „worin vom Geburtstag nicht die Rede sein wird, ein Schäferspiel mit Gesang. Drei Personen: eine von Ihnen und meine beiden Zöglinge sollen darin auftreten. Der Kanzellist König wird die Lieder und Gesänge in Musik setzen, übrigens wird Alles gut gehen!" — Es gelang mir, den guten Kindern einzureden, wovon ich selbst nicht sehr überzeugt war. Das Werk kam zu Stande; wir reisten aufs Land; der Geburtstag erschien.

Das Theater wurde im Eßsaale von Tannengezweig erbaut. Einige Hausgenossen sind musikalisch; dazu wurden noch ein Paar Schullehrer aus der Nachbarschaft genommen. Je näher die Stunde der Aufführung kam, desto furchtsamer wurden meine kleinen Schauspieler; mir selbst war nicht wohl zu Muthe. Schon stand Alles in Bereitschaft und das ganze Völkchen in banger Erwartung. Endlich wurde der gefürchtete Mann durch eine Nichte, gegen die er in seiner mürrischen Laune am wenigsten hart war, unter einem, ich weiß nicht welchem, Vorwande in den Saal hinauf geschoben. Die Thüre öffnete sich; die Musik begann und nahm einen rauschenden Anlauf. Er trat ein mit einer rauchenden Tabakspfeife und einem Blicke, in dem sich der ganze Unmuth seiner Seele wie in einer Gewitterwolke zusammengezogen hatte. Den Ausbruch verhinderte die überraschende, lebhafte Musik. Er wurde zu seinem Sitze geführt. Eine wunderbare Bestürzung sogleich beim Eintritt in den hellen Saal bemächtigte sich seiner; er ließ die Pfeife aus der Hand fallen und sein Auge starrte unverwandt hin nach dem kleinen grünen Theater, nach der lieblichen Schäferin, die dort im hirtlichen Festschmuck sich reizend bewegte. Sie sang; er wußte, er ahnete in der Ueberraschung nicht, daß die allerliebste kleine Gestalt seine Tochter war. Er wandte sich mit einem Fragezeichen an die neben ihm sitzende Nichte; „es ist Hannchen", flüsterte diese ihm zu. Da brach der verhärtete Schmerz, und die Betroffenheit seiner verwor-

renen Gefühle lös'te sich auf in einen Strom von Thränen. Als das Stück zu Ende war, streckte er die Hände nach den holden Kindern aus, denen er diese sanfteren Bewegungen seines Herzens verdankte, schloß sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Während der Abendtafel war von nichts Anderem die Rede, als von dem Schauspiele und der allerliebsten kleinen Schauspielergesellschaft, die so vortrefflich gespielt hatte. Es war seit Monaten das erste Gespräch, welches sich um den Eßtisch bewegte. Der gerührte Vater winkte von den Kindern Eins nach dem Andern zu sich und überhäufte es mit den zärtlichsten Liebkosungen. Nach aufgehobener Tafel mußte das Stück wiederholt werden. Einen vollständigen Beweis von der gelungenen Umstimmung seines Gemüthes legte er den folgenden Tag dadurch ab, daß er nach langer Zeit zum ersten Male wiederum Hauskleider anlegte und seine Beamten und Geschäftsleute vor sich kommen ließ. Die kleine Operette aber, — „Hannchen und Theon“ heißt sie, — gewährte ihm von Mittwoch der ersten Aufführung bis zum Sonnabend jeden Abend einen immer erneuerten Genuß. Für den Sonntag ließ er eine ansehnliche Gesellschaft zur Mittagstafel und einer Abendunterhaltung einladen. „Hannchen und Theon“ wurde zum fünften Male aufgeführt, und die kleine Schauspielergesellschaft mit allgemeinem Beifall beschenkt. Nun war aber zu fürchten, daß eine so häufige Wiederholung endlich doch auch für den Mann, den

wir zerstreuen wollten, Sättigung herbeiführen, und daß er, umgeben von so vielen Schmerz erregenden Erinnerungsstellen, zurückfallen könnte in die alte verfinsterte Laune. Meine Sorge also mußte sein, durch Abwechselung diese dramatische Unterhaltung im Gange zu erhalten. Mit Hülfe meines rüstigen Componisten gelang es mir, binnen einer gewissen Zeit mehrere kleine Singstücke zu Stande zu bringen. Du kannst es Dir selbst denken, daß bei dieser Arbeit meine Phantasie keinen freien Spielraum haben konnte, indem die Oertlichkeit, der dürftige Theaterbau, das Publikum, das ich vor mir hatte, die kleine Gesellschaft, die vier Personen stark ist, und andere Umstände mir sehr beschränkende Gesetze vorschrieben. „Hannchen und Theon" habe ich nach Dessau geschickt, da ist es in das philanthropische Journal eingerückt. Einen Abdruck davon habe ich meiner Mutter gesandt, die wird ihn Dir mittheilen, wenn Du ihn lesen willst. Auch in die Campesche Kinderbibliothek habe ich manches geliefert. Da findest Du, wenn Dir dies Werkchen zufällig in die Hände laufen sollte, eine Erzählung von mir: „Der sterbende Greis." Gewisse Anspielungen, die darin Dich ansprechen werden, kann Niemand besser verstehen, als Du. Lebe wohl!

An Tiedge's Mutter.

Verzeihen Sie, geliebte Mutter, mein langes Stillschweigen. Ich habe Vieles und Vielerlei zu schaffen gehabt, was mich vom Schreiben abhielt. Mit diesem Briefe übersende ich Ihnen ein kleines Schauspiel von meiner Dichterei, welches meine Zöglinge aufgeführt haben. Wie ich zu dieser Arbeit gekommen bin, lassen Sie sich das von meinem Freunde Johannes Mohr erzählen, dem ich ausführlich darüber geschrieben habe. Ich schiebe dem Büchlein die Geldstücke in die Tasche, die es mir eingebracht hat. Die Post braucht nichts davon zu wissen; auf dem Umschlag soll nur stehen „Gedruckte Sachen." Ich weiß selbst nicht, wie viel es ist; Sie werden es schon erfahren. Lassen Sie es dies Mal so hingehen, wenn ich Ihnen nicht viel schreibe; die freudige Ungeduld, mein Packet auf die Post zu geben, läßt mir keine Ruhe. Schon jetzt fange ich an die Stunden zu zählen, bis zu dem Augenblick, wenn der liebe alte Kahlkopf, wie Sie den Briefträger nennen, Ihnen mein Packet einhändigt. Wie wird mir das Herz schlagen, wenn ich diesen Abend gegen 9 Uhr den Postwagen werde durch die Straßen poltern hören. Doch ich schäme mich, Ihnen mehr davon zu sagen, wie kindisch sich meine Freude geberdet. Könnte ich doch einen Abglanz des Entzückens, das, während ich hier schreibe, alle meine Adern durchbrennt, diesem Briefe mitgeben, es würde in Ihrem Herzen und in Ihrem Stübchen so hell werden,

und heller als in einer erleuchteten Festhalle vornehmer Leute. Wahrhaftig! es giebt Freuden der Armuth, die ein König beneiden könnte, wäre jemals nur ein Tropfen aus diesem Götterkelche auf seine Lippen gefallen. Leben Sie wohl! Mir geht es gut. Jetzt bin ich ein Seliger.

An Johannes Mohr.

Daß Nantchens Sapphische Leier neben der Sängerin im Grabe ruht, wirst Du längst aus den Zeitungen wissen. Die Stelle an Göckingk's Seite wird die Schwester einnehmen, eine schöne Seele, die nicht singt, die aber, wenn mich nicht Alles täuscht, ein Leben voll sanfter Harmonien in Göckingk's Tage bringen wird. Der Abgeschiedenen habe ich ein Paar Worte nachgerufen, die ich dem trauernden Sänger nicht mitgetheilt, um sein wehmüthiges Verstummen nicht zu stören. Hier sind sie:

Weggewendet hat sich Philomele
Von der stürmevollen Erdenflur,
Aufgeschwungen Sappho's Liederseele
Zu der höhern Lenznatur.
Himmelsharfen feiern ihr Erscheinen
Unter Amaranthenlauben dort;
Aber hier in unsern Sängerhainen
Tönen ihre Lieder fort.

Jetzt läuft hier das Geschwätz um: Nantchens Lieder in den Liedern zweier Liebenden seien nicht von ihr,

sondern von Göckingk. Was geht das mich an! ich will demohngeachtet glauben, Nantchens Seele zu hören in dem Liede:

Horchend lauscht' ich manche Nacht,
Ob sich Anna nicht mehr rühre u. s. w.

Aber es sollte mit der Strophe schließen:

Diese Netze strickt' ich dann,
Und bei jedem Knoten flogen
Tausend Seufzer zu dem Mann,
Der mich selbst in's Netz gezogen.

Du fragst mich nach dem Rosenfeste, wovon ich Dir in irgend einem Briefe geschrieben habe. Es ist allerdings zu Stande gekommen. Obwohl ich es nur aus der Ferne beobachten durfte, so hat es mir doch Veranlassung gegeben zu der Erzählung: „Das gute Rosenmädchen" in der Campe'schen Kinderbibliothek. Das Fest war nach Maßgabe der dazu vorhandenen sehr beschränkten Mittel feierlich genug. Die Dorfgemeine war versammelt, in ihrer Mitte triumphirte die der Krönung gewärtige Jungfrau. Der Geistliche hielt eine Rede. Die Stifterin, das poetische Fräulein von Hagen, hatte zur Weihe des Tages ein Gedicht verfertigt, welches sie in wenigen Abschriften vertheilen ließ; dann fiel die Musik ein. Das erkorne Mädchen ward mit der Rosenkrone geschmückt und so im Triumph ihrem Bräutigam zugeführt. Das Ganze schloß großartig, wie eine Oper, mit Musik und Tanz. So weit ging Alles gut. Wie nun aber hinter jeder Erdenfreude

ein dämonisches Wesen lauert, um entweder die Freude selbst oder doch ihr Andenken zu vergiften: so war es auch hier. Nach wenig Monaten, welche die verspätete Vermählung nicht decken konnte, ward es ruchbar, daß unter der Rosenkrone sich keine Vestalin bewegt hatte. Das war fatal, und verdroß die edle Stifterin so sehr, daß sie die Rosen von ihrer Stiftung wegriß und aus dieser nun eine Hülfsquelle für betagte, dürftige Frauen hervor rinnen ließ. Und das ist auch gut! —

Im Mai 1786.

Herrliche Briefe von Gleim und Boie, dem Herausgeber des deutschen Museums, haben mir die vergangene Nacht zu einer erleuchteten, seligen Christnacht geweiht. Die Nacht, die, nach dem Sprüchworte, keines Menschen Freundin sein soll, ist meine innigste Vertraute. Wenn Alles um mich her in Schlaf begraben liegt, dann ist in meinen Augen noch heller Tag, und das Leben trägt mich auf seinen lebendigsten Flügeln. Jeden Seelengenuß, jede Geistesthätigkeit spare ich mir auf für die Nacht; auch jetzt ist es Nacht, indem ich dieses Dir schreibe. Gleim fodert mich in seinem Briefe dringend auf, zu ihm nach Halberstadt zu kommen, und reizt mich dazu mit angedeuteten Planen, die mir unabhängige Tage verschaffen sollen. Boie sagt mir freundliche, aufmunternde Worte; doch findet er meine poetischen Briefe in dem Museum ohne Ausnahme zu lang,

oder vielmehr zu weitläufig, und in Absicht ihres Inhalts einander zu ähnlich. In Beiden hat er Recht; Beides soll mir nicht wieder begegnen. Insonderheit schäme ich mich der unverzeihlichen Weitschweifigkeit, mit welcher ich den armen Leser an einer klingenden Kette von Reimen fortschleppe, wenn er sich fortschleppen läßt. Aber so geht es, wenn man in der Freudigkeit, fast möchte ich sagen, in dem Uebermuth seines Herzens die Feder laufen läßt: da verirrt sie sich denn unvermeidlich bald in die Länge, bald in die Breite. Der angehende Poet kleidet einen Gedanken, der ihm gefällt, in ein Bild; ihm fallen andere Bilder ein, die denselben Gedanken wiederholen; er weis't keines ab, und glaubt, bei jedem andern Bilde etwas Anderes gesagt zu haben; der künftige Leser aber kommt nicht von der Stelle. Bei der abermaligen Durchlesung meiner ersten, fast drei Bogen langen Epistel an Gleim empfand ich schon vor der Erinnerung von Boie, obgleich etwas dunkel und leise, eine gewisse compunctio conscientiae poeticae, wegen der unerträglichen Weitschweifigkeit, womit sich diese Epistel recht absichtlich breit macht. Ich habe die Schwätzerin aber dahin gebracht, sich kürzer zu fassen, wie Du aus der Abschrift, so ich vorlängst Dir zugesandt, ersehen wirst. Ach! ich habe zu früh drucken lassen! „Nonum prematur etc.“, dies horazische Evangelium sollte auf Schulen den jungen Leuten recht oft gepredigt werden!

Im Juni 1786.

Du bist in vollem Ernste ungehalten auf mich, und wirfst meiner Feilenarbeit vor, zu tief eingeschnitten zu haben; aber laß das gut sein, Freund! besser zu tief, als zu flach! Ich habe freilich ein unbarmherziges Gericht über meine Arbeiten ergehen lassen; einige traf sogar ein unerbittliches deleatur! Aber laß mich nur schalten! Am Ende hoffe ich doch, Dich zufrieden zu stellen. Wenn die Grundidee Rettung verdient und die Ausführung nicht: dann wird an dieser die Niederreißung vollzogen, und auf die Baustelle ein neues Werk hingestellt. Hier ein Paar Proben von meinem Verfahren, welches Du Grausamkeit nennst.

An meinen Johannes Mohr.

Vom Getön der Lerchenlieder
Schallt die blaue Himmelsflur;
Alle Stimmen jauchzen wieder
Durch das Leben der Natur.
Von dem niedern Blumentriebe
Bis zur hohen Menschenbrust
Waltet Ein Gefühl der Lust,
Eine Seele, die heißt Liebe.

Lieb' ist eine Nachtigall
In des Lebens Blüthentagen;
Aber muntre Lerchen schlagen
Lange nach dem Blüthenfall;
Tief in Wolkenduft verborgen
Füllet noch der Jubelklang

Ihrer Sommerlust den Morgen
Und den Abend mit Gesang.
Eine heitre Liederseele
Ist die Lerchenmelodie,
Reizend, wie die Harmonie
Der geries'nen Philomele,
Doch getreuer noch, als die.
Nachtigallenton verbreitet
Durch den Nachthain seinen Klang;
Lerchenfröhlichkeit begleitet
Tagesleben mit Gesang.

Soll von unsern Seelengaben
Jed' ein treffendes Symbol
Aus der Welt der Thiere haben:
Wie versorgen wir sie wohl?

Mit der Weisheit ist die Eule,
Die das Alterthum ihr gab;
Nur das düstre Nachtgeheule,
Das gewöhne sie sich ab!
Denn von allen den Begleitern,
Die mit uns durchs Leben gehn,
Soll die Weisheit uns erheitern,
Heiter Lust und Leid bestehn!
Mit der seufzerreichen Liebe
Sei die Nachtigall gepaart;
Aber meine Lerche bliebe
Für die Freundschaft aufbewahrt!

Sieh, dort unter Kirschenblüthen
Geht ein selig Liebespaar;
All' die hellen Zweige bieten
Ihnen sich zu Kränzen dar.

In Entzückungsträume flötet
Sie die Nachtigall hinein;
Kaum daß sich die Kirsche röthet,
Wird das Lied verklungen seyn.
Stirbt nun hin der aufgelös'te
Traum voll Träum' in matten Glanz:
Komm, du Freundschaft, dann, und tröste
Sie mit Deinem Epheukranz!
Freundschaft ist ein Lied, das länger
Unsern Lebensgang verschönt,
Als der ganze Chor der Sänger,
Der den Sommerhain durchtönt!

Ziehn wir denn getreu und bieder,
Mit dem ächten Freundessinn,
Wie zwei heitre Lerchenlieder
Fröhlich durch das Leben hin!
Bricht einst Deines Vordermannes
Lebensfaden früher ab:
Dann so streue, mein Johannes,
Epheublätter auf mein Grab!
Oder solltest, von uns beiden
Zwillingsseelen, Du von hier
Früher, als Dein Tiedge scheiden;
Dann bring' ich den Epheu Dir.

An Denselben.

Als der Mensch aus Götterparadiesen,
Wo sein Wahn den ersten Fehl gebar,
Ausgestoßen und verwiesen
Aus der reinern Götterschaar,
Ein verlaßner Fremdling war:
Da erbarmte Gott sich seiner;

Und der gnadenreiche Vater sprach:
„Folge von den Engeln Einer
Dem verlaßnen Menschen nach,
Daß der Arme gänzlich trostlos nimmer
Zwischen Lustgewühl und Wüstenei
Sich verlieren mög', und daß dort immer
Noch ein Pfand des Himmels mit ihm sei,
Welches — wie nun auch sein Weg sich bahne —
Blumig, oder hart und dornenvoll,
Ihn an die verlorne Heimath mahne,
Die er wiederum erringen soll."
So sprach Gott. Ein Engel voll Erbarmen,
Freundschaft wird der Tröstende genannt,
Reichte zum Geleite nun dem Armen,
Der das Paradies verlor, die Hand.
Dunkeln sich dem Menschen alle Sonnen:
Hier um dies Geleit' ist Licht und Ruh;
Doch es wendet seine Himmelswonnen
Nur geweihten, edlen Seelen zu.
Wann die Liebe zu dem Myrtenreise
Mit der Rechten winket: o beglückt
Ist die Liebe, wenn die Freundschaft leise
Ihren Kranz ihr in die Linke drückt!

An Denselben.

Ja, die Freundschaft ist der Engel,
Der, vom Loos der Sterblichen gerührt,
Durch des Daseins Labyrinthgeschlängel
Tröstend seine Menschen führt;
Und sie steht im engen Bunde
Mit der Weisheit, die uns kräftig schirmt,
Wenn das Schrecken einer finstern Stunde
Unsre Lebenssaat umstürmt.

Sinkt des Muthes Kraft darnieder;
Hemmt ein Fall des Pilgers Lauf:
Sie, die Freundschaft, hebt uns wieder,
Richtet den Gefallnen auf.

O, sie naht sich uns mit ihrem Frieden,
Wenn, beim Unbestand hienieden,
Alle Freudengötter fliehn!
Laß uns denn, wie zwo vereinte Quellen,
Ruhig auch durch minder grüne Stellen
Unsrer Wiesenfläche ziehn!
Achten nicht der harten Kieseln
Unter uns! im Sonnenschein,
Oder wenn Gewitter dräun,
Laß uns fröhlich weiter rieseln!
Und willkommen soll das Lied uns sein,
Welches aus der Ulme Zweigen
Uns entgegen schallt; allein
Kümmern soll es uns nicht, schweigen
Furchtsam auf der ganzen Flur
Alle frohen Stimmen der Natur!

Diese drei Stücke treten an die Stelle eines an Dich gerichteten langen Gedichtes im Museum. Ich hoffe, Du wirst mit der Stellvertretung zufrieden sein.

Im November 1786.

Ich mag die Monate nicht zählen, seitdem ich Dir kein Lebenszeichen von mir gegeben habe; aber man lebt ja nicht, wenn man vernichtet ist. Ich war unter eine

Folter von Qualen gefallen, die kein anderes Gefühl zu mir einließen, als eben das Gefühl meiner äußern und innern Zerstörung. Durch einen schmählichen Rückfall in meinen alten, verhärteten Fehler der Unbesonnenheit und des übereilten Vertrauens, habe ich mich an dem heiligsten Zwecke meines Lebens versündigt, unversöhnbar versündigt. Vernimm meine Geschichte. Es hatte sich eine Schauspielergesellschaft hier eingenistet. Da Du meine Neigung für diese Art von Genuß kennst, so wirst Du schon vermuthen, daß ich die Veranlassung, mich mit dieser Gesellschaft einzulassen, keineswegs abwies. Ich verfertigte Prologe und Epiloge für sie; übernahm die Umarbeitung verschiedener Theaterstücke, wie es das Bedürfniß des dürftigen Personals nothwendig machte, und bettelte sogar für sie um Vorschuß. Daß ich mit meiner Gabe nicht zurückblieb, versteht sich, obgleich eine innere Stimme vernehmlich genug mir zuflüsterte, daß ich, was ich gab, von einem heiligen Altare nähme. Bald kamen Einzelne von der Gesellschaft, welchen der Herr Director mich als Mitdirector angegeben hatte, und forderten ihre Bezahlung von mir. Unter ihnen befand sich ein Mitglied mit dem angenommenen Namen „Jacobi", der meine Theilnahme in vorzüglichem Grade gewann. Er erzählte mir aus seinem Schicksale Abälardische calamitates vitae, die aus einer herrnhutischen Erziehungsanstalt hervorgegangen waren, und ihn genöthigt hatten, zu entrinnen. In dieser brodlosen Unabhängigkeit trieb er gar Vielerlei, ward sogar Schriftsteller. Aus Briefen

von einem Buchhändler bewies er mir, daß der Roman „Rückkehr in mein Vaterland", der zu seiner Zeit viel gelesen worden, aus seiner Feder geflossen sei. Liebe zu einer Schauspielerin trieb ihn auf die Bühne. Später schrieb er: „Entdeckte Geheimnisse des Dr. Bahrdt'schen Treibens in Heidesheim" — das, denke ich, war der Titel der Schrift. — Als er mir dies Werk nannte, fragte ich ihn: „Kennen Sie den Dr. Bahrdt?" — „Nein", war die Antwort. — „Waren Sie in Heidesheim?" — Gleichfalls: „Nein!" — „Woher denn haben Sie die Geheimnisse?" — „Aus meinem Kopfe", sagte er. „Es war um die Zeit, als das Publicum Alles, was von Bahrdt und über ihn geschrieben wurde, begierig las. Der Buchhändler, dessen Briefe ich Ihnen vorgelegt, forderte mich auf, über den Dr. Bahrdt zu schreiben, wahr oder falsch, thut nichts! es geht!" — „Armes Publicum", rief ich aus, „wie mußt du dich betrügen lassen!" — „Muß?" erwiederte er, — „es muß nicht! es will! Das Publicum ist ein altes Weib, dem mit Klatschereien am besten gedient wird." — „Schämen Sie sich!" zürnte ich ihm entgegen, „das Publicum so zu verunglimpfen! Einige müssige Köpfe, die nach solcher losen Waare greifen, sind keineswegs das Publicum!" —

Wie bedenklich mir nun auch der schriftstellerische Charakter dieses Mannes erschien: so ging mir doch sein Schicksal zu Herzen. Ich weiß wohl, daß die Noth keinen Sünder machen soll; aber ich verdamme den

Sünder nicht, den die Noth macht. Aus Mangel an Schauspielerfähigkeit mußte Jacobi das Theater verlassen, das er hier zum letzten Male betreten. Indem ich nun umher sann, dem Bedrängten zu helfen, fand ich meine Quellen erschöpft. Nun bemerkte ich erst recht fühlbar, was mich im Taumel theatralischer Zerstreuungen und Genüsse nie lebhaft genug berührt hatte; ich sah nun im hellsten Lichte, daß ich mit sacrilegischen Händen vergeudet hatte, was von mir zwar erworben, aber durch ein heiliges Gelübde nicht mein Eigenthum war. Ja, es fehlte nicht viel, so hätte ich mich zu Bürgschaftleistungen verstanden, die rettungslos meine Ruhe zerstört haben würden. Ein wohlgesinnter Kaufmann warnte mich noch zeitig genug vor der Gefahr, solchen Verpflichtungen mich hinzugeben, die nicht nur meine Geldkräfte in die größte Verlegenheit setzen, sondern auch, was noch mehr Rücksicht verdiene, meinen Ruf in kein vortheilhaftes Licht stellen würden. „Auch", fügte er hinzu, „könne er es mir nicht bergen, daß schon jetzt über mein Verhältniß zu der Schauspielergesellschaft, bei der sich bekanntermaßen ein Frauenzimmer von zweifelhaftem Werthe befinde, solche Gerüchte in Umlauf seien, die, wenn ich sie wüßte, mich sehr beunruhigen würden." Diese Aeußerung schlug, wie ein zerschmetternder Blitz, in meine sorglosen Träume. Ich dankte dem redlichen Manne, und verschloß, meine Schwäche fürchtend, vor dem Director und seiner Genossenschaft meine Thüre. Bald war die Gesellschaft entflohen, und ich saß in

Schulden und Schuld, zum ersten Male beides zugleich. Die sündhaften theatralischen Zerstreuungen und Genüsse, die mich vor mir selbst verdeckt hatten, waren verschwunden; ich fuhr, wie vor einer Schreckensgestalt, vor meinem eigenen Dasein, welches an einer Kette von ruhelosen Tagen und schlaflosen Nächten qualvoll dahin schlich, zurück. Wenn sich meine Gedanken nach der lieben Gegend lenkten, wo mütterliche Hoffnungen der Erfüllung zärtlich entgegen harrten, und ich dann die, von mir selbst mir zugezogene, peinliche Nothwendigkeit fühlte, jene heiligen Erwartungen täuschen zu müssen: dann hätte ich versinken, tief versinken mögen in die Bewußtlosigkeit der Vernichtung. Glücklicherweise kam, als mein Nothstand den höchsten Punkt erreicht hatte, eine beträchtliche Honorarsendung von meinem vortrefflichen Boie aus Meldorf, die mich wenigstens von dem Schmerze, jene geheiligten Hoffnungen gänzlich zu täuschen, rettete und einen schwachen Schimmer in meine finstere Seele warf; aber die Nacht meiner Sorgen und meines Gewissens vermag keine Sonne mehr zu vertilgen. Wie werde ich jemals mit einiger Ruhe in mein Leben zurück schauen können; denn meine Blicke werden immer die Stelle berühren, wo die strafbarste Unbesonnenheit, die Versündigung an meinem heiligsten Lebenszweck, ihr Denkmal zurück ließ. Ueber dem Allen und durch das Alles verfiel ich in eine Krankheit, zu der sich der Keuchhusten gesellte, der mich sechs Wochen hindurch gepeinigt und jetzt noch nicht ganz verlassen hat. Solltest Du

mich sehen: Du würdest Deinen Freund nicht erkennen in dem Skelette, das hier umherschleicht. Ich habe schwer gebüßt. Ach! daß man den Frieden Gottes erst recht erkennt, wenn man ihn verscherzt hat! Tröste mich nicht! es giebt keinen Trost, der Geschehenes ungeschehen machen kann. Lebe wohl und genieße froh Deiner Seelenheiterkeit im Schooße des seligen Friedens. —

Der ehrwürdige Gleim hat mir schon wieder einige Male geschrieben, und seine Einladungen wiederholt. Ich bin bereits schon mehr als halb entschlossen dazu.

Im December 1786.

Vor allen Dingen, mein geliebter Johannes, sage ich Dir meinen innigsten Dank für die schleunige Beantwortung meines letzten, unerfreulichen Briefes. Dein Schreiben sagt mir herrliche Worte, — Worte des Lebens, die aus Deinem Innersten kamen, wo sie in die edelste Welle deines Herzblutes getaucht sind. Ach! vergieb, — doch Du hast schon vergeben, daß ich Deine Tröstungen zurück wies, die ich dafür aber auch jetzt desto dankbarer aufgenommen habe! Ja, Du hast Recht: das Zurückschauen auf eine dunkle Stelle unsers Lebens soll unsern Muth nicht brechen. Die bessere, die wahre Reue schlägt den Muth nicht nieder, sie macht ihn entschlossener, fester, heiliger! Laß mich, edler Freund, meinen Dank Dir wiederholen für die Worte der Wahr-

heit und Liebe. Mein Gesetz sei fortan: das Rückwärts soll den Blick schärfen für das Vorwärts; Rücksicht soll Vorsicht gewinnen. Schon dämmert eine milde Heiterkeit in meinem Gemüthe auf; und ich möchte mir fast vorwerfen, daß ich jetzt ruhiger bin. Ach! der Mensch ist ein wunderliches Geschöpf; zu leicht rechnet er sich Entschließungen zum Besserwerden als Besserung an. Unsere guten Vorsätze sind immer besser, als wir. —

Nun muß ich Dir noch eine erfreuliche Begebenheit erzählen, der Dein Brief zum Vorläufer diente, und die mich höchst unerwartet und angenehm überraschte. Denke Dir, Freund, mein freudiges Erstaunen! Ich sitze da vor meinem Tische, in den Inhalt Deines Briefes und in meine eigenen Gedanken vertieft. Es war früh Morgens; ich ganz allein, meine Kinder waren zum Frühstück gegangen: da tritt Göckingk's Diener in mein Zimmer, ladet mich zum Mittagessen ein, und fügt sogleich hinzu, daß der Herr Canonicus Gleim aus Halberstadt bei seinem Herrn angekommen sei. Halb froh, halb furchtsam nahm ich die Einladung an. „Wird noch Jemand da sein?" fragte ich. — „Die kurländischen Damen," antwortete er. — Das vermuthete ich; denn ich wußte schon früher durch ein Gerücht voll Kleinstädterei, daß die berühmte Elisa von der Recke, eine geborne Reichsgräfin von Medem, Göckingk's und Lavaters Brieffreundin, des Ersteren wohleingerichtetes Landhaus „Wülferode" bezogen hatte, um

daselbst den Frühling zur Badereise nach Carlsbad zu erwarten. Du wirst diese hohe fromme Frau kennen aus ihren von Hiller in Musik gesetzten geistlichen Liedern *). Ohne Zweifel vermuthest Du, daß mich bei dieser Einladung meine gewöhnliche Blödigkeit gepeinigt haben wird: so ist's; ich war zwei Mal nahe daran, absagen zu lassen. Doch ich ging. Als ich eintrat, wendete Göckingk mir sogleich ein höchst freundliches Gesicht zu. Das ermuthigte mich. Gleim reichte mir traulich die Hand; und die hohe Frau, die ich nie gesehen, und dennoch gleich erkannte, lächelte himmlisch freundlich auf mich herab. Als dieser Blick mich berührte, sah ich nichts weiter, so zeichnete sie sich vor allen weiblichen Gestalten aus, welche sie umgaben. Du glaubst vielleicht, daß der Putztisch ihr, als der ersten Person, diese Auszeichnung angehangen. Keinesweges! Nie habe ich eine einfachere weibliche Kleidung gesehen. Ein wahrhaft fürstliches Wesen ist ihr Schmuck. Denke Dir eine erhabene, junonische Gestalt, vereint mit der Lieblichkeit und Anmuth einer Psyche oder Hebe. Diese zarte Anmuth mildert jene majestätische Hoheit, die dann wieder diese Anmuth verherrlicht. Ihr Anstand ist eine wahrhaft vornehme Haltung und doch so

---

*) J. Adam Hiller hat von diesen Gedichten, mit Hinzufügung einer Cantate und Hymne von Neander, im Jahre 1783 bei Dyk in Leipzig eine vollständige Ausgabe veranstaltet. A. d. H.

natürlich. Sie weiß nicht, welche mächtige Wirkung ihre Persönlichkeit hervorbringt; und doch ist es, als verdoppelte sie ihre himmlische Freundlichkeit, um den Eindruck ihrer Erscheinung zu mildern, der Alles um sie her darnieder hält. Und dieses ganze geistige Leben und Sein stellt sich dar in der allereinfachsten Form. Ein glänzendes kastanienbraunes Haar, von einem blauen Bande zusammen gehalten, ist ihr Diadem. Ein durchaus zierrathloses, um den Hals geschlossenes Gewand, das ich deutsch nicht nennen darf, von den Bewohnern jenseits des Rheins „chemise“ genannt, fließt an der feinen Gestalt zwanglos herab. Aber ihr Gesicht — obwohl nicht mehr im Frühlinge der Zeit, ist blühend, offen und ausdrucksvoll. Wohlwollen ist in diesem Gesichte der hervorstechendste Zug, um den sich ein zartes Leben bedeutungsvoller, harmonischer Mienen bewegt. Die Stirn fein gewölbt, heiter, klar, fast möchte ich sagen, gedankendurchsichtig. Und welch' ein Auge! groß, dunkelblau, sprechend, eine sichtbare Seele. Man fühlt sich wunderbar von ihrem Anblick betroffen.

Sie reiset mit einem Gefolge von zwei Frauenzimmern und einem ehrwürdigen Arzte *), der sehr schlecht spricht und sehr richtig denkt. Höchst belehrend ist's, ihn seine Erfahrungen vortragen zu hören, wie nachlässig und stotternd auch sein Ausdruck ist. Von den

*) Hofrath Lieb aus Mietau. A. d. H.

beiden Frauenspersonen ist die Eine, Julie genannt, eine wahre Wohlgestalt, schön, reizend sogar, wenn sie schweigt; die andere hingegen, Sophie*), nichts weniger als schön, wird anziehend, wenn sie spricht, wenn sie erzählt. Jene mag schnell eine vorübergehende, flammende Leidenschaft entzünden; diese wird erst im näheren Umgang eine sonnenwarme Liebe wecken, welche bleibt. Sie scheint die innigere Herzensfreundin der hohen Elisa zu sein.

Indeß Göckingk die kurische Gesellschaft auf das geistreichste unterhielt, setzte ich mich zu meinem väterlichen Gleim. Ja, Freund, das ist ein Mann von der Art, mit welcher die Natur nicht eben freigebig ist. Wenn es gilt, einem Gelehrten, dem sein Weiterkommen erschwert wird, fortzuhelfen, oder ein junges Talent aufzumuntern: dann setzt er Alles daran, Empfehlung und Geld. Er ist sehr lebhaft, feurig in That und Wort, ein Jüngling in den sechziger Jahren, und mehr ein vir juvenis, als ich. Er hat viel mit mir über die Ausgabe seiner Werke gesprochen; von einem andern Plane habe ich noch nichts erfahren. Ich kann Dir's nicht ausdrücken, wie liebevoll, wie gütig er gegen mich

---

*) Es ist dies die aus dem Leben der Frau Elisa von der Recke bekannte geistreiche Dichterin Sophie Becker, deren Reisetagebuch von ihrem nachmaligen Gatten, dem Gerichtsdirector Schwarz in Halle, dem Verfasser des „Adim," unter dem Titel: „Briefe einer Kurländerin" u. s. w. bei Vieweg in Braunschweig herausgegeben wurde. A. d. H.

war. Ich habe mich ihm mit Leib' und Seele versprochen, und bin fest entschlossen, Ellrich mit Halberstadt sobald als möglich zu vertauschen. Schade, daß Klamer Schmidt, den ich aus seinen petrarchischen Gedichten und poetischen Briefen schon kannte, Gleimen nicht begleiten konnte; dieser hatte daher einen Referendarius Schwarz aus Halberstadt zum Reisegefährten mitgebracht, der ein junger Mann von Geist zu sein scheint. Es wurde Viel gesprochen, erzählt, gescherzt und gelacht, wie es sich von der Gesellschaft solcher Menschen erwarten läßt. Es ging zur Tafel: da ward das Gespräch noch lebhafter. Die hohe Elisa theilte Bruchstücke aus ihrer Erziehung mit, ohne Zweifel in der Absicht, den Ruf einer gelehrten Frau, den sie zu fürchten scheint, von sich abzulehnen; denn ihre Jugendbildung war weit entfernt, eine wissenschaftliche zu sein. Sie erzählte von den Sitten, besonders von der außerordentlichen Gastfreundschaft ihres Vaterlandes, von Reiseabenteuern, die sie gehabt, und von Bekanntschaften, die sie gemacht hatte. Welche Bescheidenheit, welche zarte Weiblichkeit schmückte bis zur kleinsten Anekdote herab alles was sie sagte! Es war eine Freude, zu bemerken, wie schonend sie mit den Berührungen verfuhr, die verletzen konnten, wenn auch der Gegenstand keine Schonung verdiente. Mit einem Worte: die ausgeprägteste Humanität offenbart sich hier.

Aus Gleim's reicher Seele sprudelte Scherz auf Scherz. Göckingk erzählte eine Menge Anekdoten, in

langsamer wohlgefaßter Rede, in der Funken von Witz umherflogen. Göckingk's Amalie saß mir fern; ich konnte mich nur an dem leisen, weichen Laut ihrer Stimme und an dem sanften, freundlichen Blick ihrer Augen erfreuen. Mein Platz war neben der schönen Julie, der wenig mehr, als ein „Ja!“ oder „Nein!“ abzugewinnen war. Doch diese Einsylbigkeit war mir gar nicht unlieb, denn ich konnte mich um desto ungetheilter den Gesprächen der Gesellschaft zuwenden. Die Tafelsitzung dauerte lange, nicht durch Speisen, sondern durch Geistesgenüsse verlängert. Es war Abend geworden. Ich schied. Mein Geist war reicher, mein Herz seliger geworden; denn ich hatte ja ein Göttermahl zu mir genommen. Wie das auf mich wirken mußte, kannst Du Dir denken, da es das erste Mal war, daß ich ein Beisammensein solcher Menschen sah: und solchen Menschen Etwas sein, non minima laus est. Lebe wohl!

Im Januar 1787.

Du fragst mich am Ende Deines Briefes nach der kurischen Gesellschaft. Habe ich Dir denn nicht geschrieben, daß dieselbe Göckingk's Landhaus nur zum Winteraufenthalt wählte, um daselbst den Zeitpunkt ihrer Reise in das Carlsbad abzuwarten? Sie hat längst unsere Gegend verlassen. Wenn Du die Zeitungen fleißiger läsest, so würdest Du besser, als ich, wissen,

wo diese Gesellschaft sich jetzo befindet. Merkwürdig ist das ehrenvolle Aufsehen, welches die beiden Frauen, die Herzogin von Kurland und ihre Schwester, in Deutschland erregen. Personen von solcher Auszeichnung durch Stand und Gestalt sind schon oft an den neugierigen Blicken der Menge vorübergegangen, und haben den allgemeinen Eindruck nicht gemacht. Fürstliche und andere hohe Personen, die unter Ehrfurchtsbezeugungen umher gehen, verstehen selten, oder verschmähen jede, auch die kleinste Mühe, Huldigungen zu erwerben, sie überlassen es dem Ceremoniel, ihnen solche zu verschaffen, die dann gewöhnlich nicht weiter gehen, als jener Zwang reicht. Und nun vollends die fodernde Anmaßung der Halbhoheit! diese schießt immer fehl. Das verständige, wohlgehaltene Selbstgefühl von Würdigkeit und Auszeichnung setzet die Anerkennung voraus, es fühlet sich im Besitze dessen, was jene Anmaßung fodert; und das Gefühl, die Sicherheit dieses Besitzes giebt der höheren Stellung eine Liebenswürdigkeit, die unwiderstehlich ist, indem sie die beleidigende Herablassung in eine anständige, wohlthuende Annäherung verwandelt, und offene Anerkennung zugesteht jedem, auch dem kleinsten Verdienst, das ihr begegnet. Diese Liebenswürdigkeit nun bewahrt das Geheimniß der Begeisterung, welche jene beiden hohen Frauen in Deutschland erregten.

Was ich Dir in meinem vorigen Briefe von den zwei Begleiterinnen der hohen Elisa geschrieben, hat

sich mir in der Folge, nur in höherem Grade, bewährt. Von der liebenswürdigen, geistvollen Sophie mußt Du noch wissen, daß sie auch Dichterin ist, die bessere Verse macht, als ich. Es hat sich zwischen uns ein poetischer Briefwechsel angeknüpft, von dem ich Dir einst vielleicht das Würdigste mittheilen werde. Was die schöne Julie betrifft, so weißt Du schon von ihrem beschränkten Geistesumfange; überdem aber ist sie anspruchvoll, eigensinnig und unbeständig. Eine entscheidende Probe ihres Eigensinnes gab sie bei Gelegenheit einer Reise, welche die Gesellschaft nach Halberstadt unternahm. Das Wetter war unsicher, die Wege schlecht, so ließ sich voraussehen, daß man oft genöthigt sein werde, den Wagen zu verlassen. Die Frauenzimmer hatten sich daher mit angemessener Fußbekleidung versehen, Julchen nicht; sie trat, allen Gegenvorstellungen zum Trotz, die Reise in schwächlichen, seidenen Schuhen an, um in Halberstadt sogleich mit einem geschmückten Fuße aufzutreten. Das Vorausgesehene geschah; bei der nächsten Anhöhe mußte die Reisegesellschaft aussteigen, und die Eigensinnige ließ sogleich beim ersten Schritt einen Schuh im Schlamme stecken, der über den schönen Fuß zusammenschlug. Ich ergriff das Abenteuer, und machte daraus eine Romanze, von der ich Dir den Inhalt in Prosa hier kurz mittheilen will. Ich dichtete nämlich: Ein junger, verliebter Pilger kommt bei Julchens Herzen an und bittet um Einlaß. Er ist ihr nicht würdig genug; sie weiset ihn schnöd' und verdrießlich zurück. Seine Beharrlichkeit läßt nicht nach,

sie mit Bitten und Thränen zu bestürmen. Doch weil auch ein Stein durch fallende Regentropfen zuletzt erweicht wird, so kam es bei Julien auch endlich zu einer Art von Erweichung: sie bewilligte dem armen verliebten Pilger den Einlaß in ihr Herz; aber eigensinnig und unbeständig, wie sie ist, wird sie bald ungeneigt, kälter und kalt. Trostlos verläßt er die grausame Schöne, und weint ihr noch die Drohung zu, daß, wenn er an seinem Jammer sterben sollte, er als nächtlicher Geist ihr erscheinen und für die schlecht vergoltenen Wallfahrten zu ihrem Herzen Genugthuung fordern würde. Er stirbt; die Drohung geht in Erfüllung. Die nächste Nacht zuckt ein bleicher Schimmer durch ihr Schlafgemach, und Töne der Klage begleiten das gräuliche Licht:

Da sieht sie nun, wie an der Wand
Die Blitz' einander trieben,
Und mitten in den Flammen stand
Sehr leserlich geschrieben:
Dich schrecke dies Gesicht, bis Du
Von einem Ort zum andern
Mit zarten Füßen, ohne Schuh,
Zur Pönitenz wirst wandern.

Das Nachtgesicht wiederholt sich: da ist nun kein anderer Rath, sie muß sich zur Wanderung entschließen, doch wagt sie es, solche wenigstens mit einem Schuh anzutreten. Sie geht nicht lange, so bleibt der treulose

Schuh im Schlamme zurück, und läßt den verlassenen Fuß gehen, wohin das Geschick ihn treibt.

Und was uns billig wundern mag,
Wo der Verlust geschehen,
Läßt sich bis heute diesen Tag
Der Mädchenfußtritt sehen.
Da soll's durch dunkler Geister Macht,
Nicht trocknen und nicht frieren;
Da, sagt man, geht um Mitternacht
Ein Schuh im Koth spazieren.

Die schöne Julie ließ sich den Scherz gefallen, und trug ihre schriftliche Beantwortung einer fremden Hand auf.

Tiedge hatte bei dem Eintritte in sein Hauslehreramt die Verbindlichkeit übernommen, sich seinen Zöglingen bis zu deren Confirmation zu widmen. Dieser Verpflichtung getreu verharrte er in seiner bisherigen Stellung bis 1788. Im Frühlinge desselben Jahres schrieb er seinem Freunde Johannes folgenden Brief:

Mein Aufenthalt hier nahet sich seinem Ende. In hellen, prophetischen Träumen schwebt mir schon das neue Leben in Halberstadt vor, unter den herrlichen Menschen, die so hoch stehen im Reiche der Geister. Ich habe noch ein Mal alle meine Lieblingsstellen der hiesigen

Gegend besucht: meinen kleinen Avernussee, in der schauerlichen Bergschlucht; die merkwürdige Wasserhöhle, Neptunsgrotte genannt; endlich die große Laube in dem Garten des Göckingk'schen Landhauses; in diesem Garten aber besonders die Stellen, welche die hohe Elisa und die liebenswürdige Sophie geheiligt und mit ganz jungen Eichen bepflanzt haben. Ich verweilte bei der geweihten Stätte der kleinen Anpflanzung, und heftete, jedoch nur in Gedanken, an einen der Bäume folgende Verse:

Bis zum innersten der Keime,
Welcher in euch lebt und strebt,
Fühlt es tief, ihr jungen Bäume,
Welche Weihung euch umschwebt.

Einst in euern Zweigen wiege
Sich ein Nachtigallenlied,
Wenn der Lenz im vollen Siege
Seiner Kraft dies Thal bezieht.

Wenn daher auf weichern Lüften,
Von dem Morgenstrahl verklärt,
Und berauscht von Opferdüften,
Dieser Götterjüngling fährt:

Dann wird hier im Hain der Musen
Jenes Echo aufgeregt,
Das noch Liedertön' im Busen
Von zwei schönen Seelen trägt.

Vielleicht ist es Dir nicht unlieb, wenn ich Dir meine letzte poetische Arbeit hierbei mittheile. Es ist ein Brief an einen Freund, der Sophien kennt und schätzt.

An Schwarz.

Traurig, traurig liegt die Flur,
Wo Elisa einst gesungen;
Und Sophiens kleine Spur
Hat der rauhe Nord verschlungen!
Mit dem schönen Flügeltanz
Jener nie vergeßnen Stunden
Ist die werthe Spur so ganz,
Als ob sie nie war, verschwunden,
Und entblättert jeder Kranz.

Als die Sonn' hier noch das liebe
Leiermädchen weckte, da
Wischte sie sich jedes trübe
Wölkchen vom Gesicht und sah,
Wie Sophiens Bäumchen schöner,
Immer schöner blühte — bis
All' die jungen Kronen jener
Unhold Nordens ihm entriß.
Täglich wirft die Sonne trüber
Ihren späten Gruß uns zu;
Ging' es an: sie käme lieber
Gar nicht mehr aus ihrer Ruh;
Denn das Thal, aus dem elysisch
Hymnen sie begrüßten, liegt
Nun nicht mehr so paradiesisch
Um den schönsten Quell geschmiegt.

Hin ist hin! die heil'gen Auen,
Wo Urania gewallt,
Freund, erregten Dir ein Grauen,
Sähst Du ihre Mißgestalt.
Wo ich von Sophiens Lippe
Manches holde Wort erlauscht,
Steht das gräuliche Gerippe
Von der Riesenlaub' und rauscht:
Hin ist hin! — vielleicht auf immer,
Was mein Herz doch nie vergißt!
Ach! mir sagen nur noch Trümmer,
Was einst war und nicht mehr ist!
Nein! das Land ist nicht hienieden,
Wo bei wechsellosem Licht
Eine Gottheit unserm Frieden
Ewig grüne Kränze flicht!

Ich höre, daß Sophie eine Versprochene ist: das verdrießt mich; ich weiß nicht warum? Kann mir Deine Divinationsgabe dieses Warum vielleicht erklären, so laß es mich wissen, damit ich dahinter komme, was es mit meinem Verdruß für eine Bewandtniß hat. Vale faveque.

Gleim hatte bereits angefangen, den lebhaftesten Theil an Allem zu nehmen, was Tiedge's geistiges Leben betraf. Er wiederholte seine Einladungen und forderte ihn schon damals zur Sammlung seiner Gedichte auf. So schrieb er ihm unter dem 4. März 1788 nach Eulenstedt:

An Herrn Secretair Tiedge zu Eulenstedt.

Halberstadt den 4. März 1788.

Wir hören und sehen nichts von Ihnen, mein bester Tiedge! wissen nicht, ob Sie lebendig oder todt noch denken an uns? — Wir, Ihre Freunde, fragen einander nach Ihnen, nach Ihren Musen, nach Ihrer Liebe zu uns, keiner kann antworten. Länger können wir in dieser Lage gegen unsern lieben Freund nicht bleiben, — also frag' ich: Was Sie machen? Bester Mann! ob Sie nicht ein Mal wieder Ihre Freunde sehen wollen? Beatus ille etc. hören wir Sie sagen. Gut! Wir wollen auch nicht, daß Sie aufhören sollen auf dem stillen Lande sich selbst zu leben und Ihrem Hagen, Sie sollen nur uns nicht vergessen, sollen nur von Ihrem Glauben an unsre Freundschaft uns Beweise geben, sollen dem alten Gleim die Freude noch machen, ehe er versammelt wird zu seinen Vätern, daß er alle die guten Kinder Ihres Geistes und Herzens, die noch leider in Findelhäusern zerstreut sich aufhalten, beisammen sehe, in einem schönen antiken Gartengebäude, sollen, bester Mann, mit neuen solchen Kindern ihn erfreuen zuweilen; Sie wissen, wie so zärtlich er die alten liebt, mehr, so groß auch Vaterliebe sonst ist, als selbst die eigenen, in Wahrheit weit mehr. Ich kann, mein bester Tiedge, mir als möglich nicht vorstellen, daß ein Genius wie Sie, so schlummre wie Sie schienen; Sie haben geheime

Parnassus Thaten gethan, das laß' ich mir nicht ausreden. — Sie werden uns überraschen, wie ich Sie, sobald die Witterung gelinder wird, in dieser Hoffnung bin, mit Gruß und Empfehlung an Ihren Hagen und sein Haus,

Ihr alter getreuer

Gleim.

Tiedge's Antwort.

Eulenstedt den 16. März 1788.

Schon längst hatte ich ein Paar, wiewohl nicht ganz neue, aber doch sehr erneuerte Gedichte zurecht gelegt, um sie Ihrer Kritik, lieber Vater Gleim, zu unterwerfen. Indessen wollt' ich's doch nicht eher thun, als bis ich die Erinnerungen meiner eigenen Kritik gehört und befolgt haben würde. Dies ist geschehen, und nun sende ich Ihnen den umgearbeiteten Brief an Lina und eine epilogische Epistel zu, die ich meinen sämmtlichen Episteln anhängen will. Ueber beide Stücke erbitte ich mir die ganze Strenge Ihrer Beurtheilung. Auch habe ich unter meinen Papieren das Concept der Epistel an Stamford gefunden. Ich habe sie noch ein Mal durchgesehen und, wie Sie finden werden, Ihre Kritik dabei benutzt. Da sie einmal gemacht ist, so wünsche ich auch, daß sie an ihren Mann kommen möchte. Ich bitte Sie also, lieber Freund, sie, wenn es noch angeht, in dem folgenden Hefte der Berliner Monatsschrift gütigst ab-

drucken zu lassen. Wenn ich das, was ich Ihnen hier vorlege, abrechne, so lebe ich jetzt beinahe in einer gänzlichen Abgeschiedenheit von meinen lieben Musen so sehr, wie von den liebsten Freunden meines Herzens, welche mich, trötz dem beatus ille etc., Halberstadt sehr vermissen lassen. Allein wer kann wider ein Schicksal kämpfen, das bestimmt zu sein scheint, mich zu verfolgen. Glücklich bin ich nicht. Doch vielleicht ist es mein Glück, dies zu sein; das tröstet mich. Wenn ich mich so ohne eine selbstständige Bestimmung als den Nachschieber einer Karre betrachte, so kann sich meine Ruhe an nichts halten, als an dem Stabe:

„Was ist, ist recht.“

Daran glaub' ich so fest als an Gott, und dieser Glaube schimmert mir durch die Wolke, die meinen Blick in die Zukunft, zuweilen wenigstens, umhüllt. Behalten Sie mich lieb, theurer, edler Mann, und empfehlen Sie mich Ihrem und dem hofräthlichen Hause.

Ewig Ihr getreuer und nie ungetreuer

Tiedge.

[Da ich von den hier beikommenden Gedichten nur sehr unvollkommene Concepte habe, so erbitte ich sie mir mit Ihrer Kritik gefälligst wieder zurück.]

Der Briefwechsel wurde eifrig fortgesetzt. Daraus verdienen folgende Schreiben hier mitgetheilt zu werden.

Halberstadt den 6. April 1788.

Sie hätten mir, mein bester Tiedge, die größte Freude, mir und uns allen, die wir den Geburtstag Ihres Freundes feierten, die größte Freude gemacht, wenn Sie meinem Neffen dem Hofrath Ihre Zusage gehalten hätten. Wir lasen beim Mittagsessen Ihren Brief an ihn (es war die beste Schüssel)! Hofften seit der letzten Zeile, bis an den späten Abend, auf Sie: Was doch mag Ihn abgehalten haben? fragten wir einander am späten Abend! O Sie böser, böser Mann, wenn Sie durch keinen Riesen der Nothwendigkeit sich abhalten ließen! Die Epistel war so vortrefflich und die Zusage zu kommen so schön, daß es Jammerschade war, daß ein Kopf und ein Herz, wie des Epistelschreibers und des Versprechers nicht unsre Freude vermehrte, nicht selbst sich Freude machte; Wir waren äußerst munter, unser lieber Grandison Stolberg war wie unser einer fröhlich; unsern Fischer sah ich noch niemals aufgelegter zum Singen, er sang aus dem Stegreif, als ich sagte, daß, vor funfzig Jahren ich die scherzhaften Lieder gemacht hätte, dem alten Dichter den Jubelsang. Der arme noch immer kränkliche Neffe befand sich so wohl, daß er Theil nehmen konnte; man nennte mich den jungen Greis, man fragte, wie man es machte, daß man nicht alt würde? Das Recept verschrieb der alte Dichter:

Warum Anakreon und ich,
Ein lebensfroher Greis

Geworden sind, das weiß
Gott Aesculap, und ich!

Wir waren alle beide
Den Freunden sehr getreu,
Und glaubten alle beide
Nicht eine Teufelei?
Wir nahmen alle beide
Kein Tröpfchen Arzenei
Und uns're Göttin war die Freude.

Kurz wir waren alle vergnügt, übermäßig beinah, Benzler vergaß seine Taubheit, Spitzbart seiner Blindheit, wir sangen in die späte Nacht! zur Strafe, daß sie ausblieben, und unsre Freude nicht noch unmäßiger machten. Wenn nicht ein Gott, ein Mädchen, oder ein König sie abhielt, sollten Sie noch eine so vortreffliche Epistel machen, sollten diese Strafe sich selbst dictiren falls sie selbst im mindesten sich schuldig fänden;

Lieber Tiedge! Sie sind doch wirklich ein kleiner lieber Sonderling, gestehen Sie's nur; Sie hatten ihren Spaß daran, daß Sie die Hoffnung machten und täuschten, nicht wahr? Diesen ganzen Winter nicht einmal Ihre Freunde zu besuchen, nicht einmal dem lebensfrohen Greise die Freude zu machen, den jungen Mann zu sehen, zu dem er das Vertrauen hat, er werde, wenn die alten guten Dichter gestorben sind, den guten Geschmack erhalten, werde sitzen in einem Winkel der Erde, mit seiner Knute die bösen zu züchtigen und mit seinem Lilienstengel die schönen Mädchen zusammen treiben, in

einen Tempel der Unschuld, werde große Dinge thun, nach meinem Tode.

Herr von Hagen ist ein Hexenmeister, ein ganz anderer als die Hexenmeister unserer Zeit. Er hält uns unsern Tiedge an demantenen Ketten; Also, mein Theurer, muß der alte Lebensfrohe, wenn er noch einmal Sie sehen will, wohl Sie besuchen, und das soll geschehen am nächsten schönen Tage, den

Der Stürmer, der April
Uns gönnen will.

Der gute Hexenmeister wird's erlauben und wir wollen sehen wer vergnügter sein wird: Er? oder Ihr alter treuer Gleim?

Halberstadt am 3. November 1788.

Hier sende ich Ihnen, mein bester Tiedge, den halben Nachlaß des Einzigen (Friedrich's II.), — den halben sag' ich, denn außer diesen funfzehn Bänden sind andere vier noch herausgekommen in der Schweiz, und diesen vieren werden eilf andere nachfolgen ohne Zweifel in Paris und London. Diesen halben Nachlaß können Sie behalten, so lange Sie wollen, unter der Bedingung, daß Sie, so gut Sie können, und Sie können so gut, wie kein anderer, eine Epistel alljährlich übersetzen aus ihm, und den Anfang machen mit einer noch in diesem Jahre für Ihren alten Gleim.

An Tiedge.

Halberstadt den 24. Januar 1789.

Eben höre ich, lieber Unbegreiflicher, daß Sie den Nachlaß des Einzigen noch nicht gelesen haben. Diese Nachricht fährt mir wie ein Pfeil ins Herz. Die unsterblichen Werke —

Wenn Tiedge sie nicht liest; nicht Geistes Werk und Wesen
In ihnen treibt, sich der Unsterblichkeit
Der Seele nicht in Ihnen freut,
Von wem dann werden sie gelesen?

Also, mein Bester, sende ich sie Ihnen augenblicklich, damit Sie keinen Augenblick versäumen. Sie können sie behalten, so lange sie wollen, nur bitt' ich keinem Menschen in und außer Eulenstedt zu sagen, daß Sie von mir sie haben, denn ich habe mich genöthigt gesehen, manchen andern sie abzuschlagen.

Uebrigens, mein lieber Unbegreiflicher, was machen Sie? Episteln ohne Zweifel! Sie können nichts besseres machen, aber Sie behalten sie für sich, Sie denken nicht daran, wie viel Vergnügen Sie dem alten Gleim vor seinem, Gott gebe seligen, Ende noch machen könnten. Sie sind wie todt den Musen und ihren Freunden. Diesen ganzen Winter ließen Sie mich hoffen und harren. Sie wissen den Reim auf harren? — Wäre nicht die Kälte so groß gewesen, so hätte ich Sie besucht, nun

ist wieder der Weg so schlimm; indeß ich muß Sie sehen, muß sprechen mit Ihnen vom Nachlaß des Einzigen, muß mich überzeugen, daß Sie mein Tiedge noch sind, wie ich Ihr Gleim.

Tiedge an Gleim.

Eulenstedt den 1. Februar 1789.

Unbeschreiblich, mein theurer edler Gleim, unbeschreiblich haben Sie mich durch die gütige Mittheilung der posthumischen Schriften Friedrich's überrascht. Ich lese sie mit einer wahren oculorum ingluvie, und hänge bald mit Entzücken bald mit Erstaunen an den großen Scenen des allergrößten Lebens, das jemals auf unserm Planeten verlebt ist. Wie viel Gottheit in einem einzigen Menschen! Selbst in seinen Fehlern liegt so viel Erhabenheit, daß sie vielleicht manchen seiner Nachahmer der Gegenwart und der Zukunft reizen möchten, durch deren Adoption ein Friedrich werden zu wollen: und doch waren sie es nur, die ihn mit der Menschheit noch im Zusammenhang erhielten.

Ich lege Ihnen hier eine kleine Epistel bei, die ich in diesen Tagen einem Freunde schrieb. Sie wirft blos im Vorbeigehen ein Paar Blumen auf die heilige Asche des unvergeßlichen Einzigen. Ich bin es zufrieden, wenn Sie, dieses kleinen Opfers wegen, sie etwa in das Journal der Aufklärung einrücken lassen wollen.

Herzlich sehne ich mich, Sie ein Mal wieder von Mund zu Mund zu sprechen. Der böse, böse Weg!

Freund Hagen empfiehlt sich Ihrer Freundschaft: ich aber bin ewig Ihr, wie mich dünkt,

ziemlich begreiflicher

Tiedge.

Tiedge an einen Freund.

Im Jannar 1789.

Den schönsten Gruß zuvor,
Mein Fester, Lieber, Treuer,
Von wegen meiner Leier,
Die sonst zu einer Feier
Leicht keinen Ton verlor;
Die nur in leichten Weisen
Das Glück der Freundschaft singt
Und nie nach größern Preisen,
Als ihrem Beifall ringt.
Vielleicht, daß ich mir Rente
Und Ehr' erschmeicheln könnte,
Wie mancher Versemann:
Doch was sind Ehr' und Rente,
Die man erschmeicheln kann,
Wohl mehr als falsche Waaren
Erkauft für falsches Geld?
Drum laß' ich gern sie fahren
Dem, der sie fester hält.

Das Brod von so viel Garben,
Als Eines Schnitters Hand
Aus einem Tane band,

Läßt Deinen Freund nicht darben
So lange Kopf und Hand
Und Fleiß ihn nicht verlassen,
Und nur der Wunsch, zu prassen,
Nicht in sein Netz ihn fängt,
Der mit Harpyenkrallen,
Wenn wir ins Netz ihm fallen,
An unserm Frieden hängt.

Und wär' ich wohl geehrter,
Spräch' eine Excellenz
Zu meinem Reverenz:
Nun setz' er sich, mein Werther!

Erzogen meinen Lenz,
Und gossen mir die Musen
Ein wenig Fähigkeit
Zu Liedern in den Busen:
So sei sie Dir geweiht!
Schon kränz' ich meine Leier,
Die lang' im Staube lag,
Für Deinen Lebenstag
Zu einer kleinen Feier.

Sie ladet Dich dann ein
Zu diesem kleinen Feste,
Nicht ohne Freud', allein
Ganz ohne alle Gäste,
Und ohne Punsch und Wein.
Denn sieh', mein Lieber, brächten
Die Musen auch was ein:
So wäre für den Wein,
Den unsre Domherr'n zechten,
Mein Beutel doch zu klein.

Die Musen singen, nüchtern
Und kalt, von Lieb' und Wein,
Und schenken ihren Dichtern
Dann auch nichts beſſ'res ein.
Daß Göckingk, der in Gnaden
Bei allen Musen stand,
Den Weg zum Pindus fand
Auf seinen eignen Pfaden,
Die er mit Ruhm betrat:
Das hat der Steuerrath
Sehr sauer auszubaden,
Zu dem er von dem Pfad'
Apoll's, in Wort und That,
Bußfertig sich bekehrte;
Und der mit stärkerm Arm,
Als Delos' Gott, den Harm
Von seiner Ruhe wehrte.

Und dann — wenn ich auch nicht
Das alles ganz entbehrte,
Woran es mir gebricht,
Wein fändest Du doch nicht:
Denn, Freund, der hochgeehrte
Erzschlemmer bei dem Schmaus
Der zwanzig Schüſſeln leerte
Rumpfs Fäſſer sämmtlich aus.

Was ist zu thun? Wir laſſen
Den hohen Schwelger praſſen,
Und sind in Gott vergnügt,
Und freuen uns des Lebens,
Das wahrlich nicht vergebens
Uns aus den Händen fliegt.

Uns zwang die Zeit zu tödten
Die Langeweile nie;
Wir sahen stets zu früh
Sie uns're Laube röthen,
Wo wir, von der Natur
Auf ihrem Schooß erzogen,
An ihrer Hand die Flur
Der Wissenschaft durchflogen,
Bis wir den Silberkahn
Des Halbmonds in der Ferne
So friedlich durch die Sterne
Herüber schiffen sahn,
Als brächt' er nun dem Kummer,
Der lange Schmerzen litt,
Den friedevollen Schlummer
Aus bessern Welten mit.
Wenn wir uns in den Mirten
Der Venus, die so schön
Am Himmel stand, verirrten,
Wo sich vielleicht nur Hirten
Nicht Helden Kränze drehn:
Dann — uns're Seelen flogen
Auf zur Unsterblichkeit,
Als hätten sie, befreit,
Das abgetragne Kleid
Von Staub schon ausgezogen.
Wir schwebten weit, o weit!
Entfernet von dem Gleise,
In welchem selbst der Weise
So manchen Schritt bereut,
Als ob wir von den Lüften
Der Ruhe fortgewiegt,
Von keinem Sturm bekriegt,
Die Milchbahn schon beschifften.

Und manche Thrän' entschlich,
In der die Sterne glimmten,
Wo wir den Platz bestimmten,
Auf welchem schwesterlich
Einst unsre Seelen sich
Vielleicht besprechen würden:
Warum so harte Bürden
Die Schulter Dir verletzt?
Warum auf diesem Runde
Wo sich der Thor ergötzt,
Die schicksalvollste Stunde
Dich feindlich ausgesetzt?
Warum aus Rosenblüthen
Das Glück hier Kränze flocht,
Das jenem Stagyriten
Den Schierlingstrank gekocht?

Ein mühevolles Leben
Nahm meinen Freund an Bord,
Und segelte, bald dort
Bald hier, mit ihm nicht eben
An Blumenufern fort.
Noch war es Lenz. Die Rose
Warf ihren Purpur hell
Auf Deine Unschuld. Schnell
Riß sich der Kummerlose,
Für jede Neuheit warm,
Im leichten Knabenkleide
Der unschuldvollen Freude
Mit Jauchzen in den Arm.
Durch Hymenäenchöre
Gelockt, flog nun das Schiff,
Das noch kein Sturm ergriff,
Zur Insel der Cythere,

Und Nymphen, wonniglich
Und rosig, wie die Jugend
Des Morgens, täuschten dich
Mit einer falschen Tugend.
Dann nahtest Du, gepflegt
Durch Hoffnungen, der Insel
Des Glücks, wo mancher Pinsel
Im Traume hinverschlägt.
Du eiltest zu dem Schirme
Des grünen Ufers; bald
Brach aus dem Hinterhalt
Das wilde Heer der Stürme,
Die Dich mit aller Wuth
Der Todesfurcht umringten
Und um den Biedermuth
Mit Deinem Herzen dingten:
Du aber, hingeruht
Auf Deinem Biedermuth,
Bliebst, trotz den Geißelschärfen
Der Stürme weit entfernt,
Ihn über Bord zu werfen.
Und nun hast Du gelernt,
Dich weniger zu grämen.
Du kauftest Dir vom Glück
Sehr theuer — Dich zurück:
Das andre laß es nehmen!

Was ist der Thor, beehrt
Mit dem Triumph der Blicke
Des Neides? Er gehört
Ganz, was er ist, dem Glücke.

Der Bube, der entzückt
Herab aus seinem Schimmer

Frech auf die Tugend blickt,
Baut seinen Stolz auf Trümmer,
Die er zusammen flickt.
Kein Bube lebt beglückt,
Und schwäng' er sich auch über
Den Biedermann empor;
Denn seine Ruh, mein Lieber,
Ist ein zerbrechlich Rohr.
Laß auch die Schatten schweigen,
Die seine That dem Licht
Entziehn: ein Bösewicht
Hat immer sich zum Zeugen,
Der doch einmal das Schweigen,
Das er ihm jetzt verspricht,
Früh oder später bricht.

Doch wieder zu dem Feste
Zurück zu kommen, Freund,
Das, ohne Wein und Gäste,
Mir doch so schlecht nicht scheint,
So laß Dir kürzlich sagen,
Was Dir Dein Wirth verspricht:
Allein erwarte nicht
Gerichte für den Magen!
Gerichte für den Geist,
Die hier mein Pult verschleußt,
Die sollen Dir behagen!
Hier athmet, Freund — hier reißt
In himmelvolle Schauer
Uns Friedrichs hoher Geist,
Der seine ew'ge Dauer
Nicht glaubt und sie beweis't.
Er weht durch funfzehn Bände
In der Erhabenheit

Der schönsten Menschlichkeit
Sich selbst gleich bis ans Ende.
O, welch' ein Herzensflug!
Wer kam der Gottheit näher!
Kaum daß sein Engel höher
Sein letztes Athmen trug!

Zu solchem Götterschmause
Lad' ich Dich hiermit ein:
Laß aber Lebenspein
Und Grillenfang zu Hause;
Dann wird von Gleim und Schmidt
Ein Nachtisch aufgetragen.
Nun, lieber Sybarit,
Bring einen seltnen Magen
Und Geisteshunger mit!

Gleim an Tiedge.

Den 17. October 1790.

Die Muse der Epistel wohnt,
Du Mann der alten deutschen Sitte,
Bei Dir in Deiner kleinen Hütte.
Wo König oder Kaiser thront,
Da wohnt sie nicht! Auf keine Bitte
Läßt sie sich ein; Besuch von ihr
Erhält man nicht, sie wohnt bei Dir,
Begeistert Dich zu hohen Schreiben
An Gott, an Christus! will bei Dir beständig bleiben!
Dir nur zu Dienste stehn! Du Mann

Der alten deutschen Sitte, kann
Dein Vorwort endlich sie bewegen
Nur einmal auch bei mir zu sein,
So bitte sie um ihren Segen,
Auf meinen Wunsch, er ist nur klein,
Sie könnt' ihn zur Erfüllung treiben!
Ach Gott! Ich möchte doch so gern
An Einen unsrer großen Herrn
Für Dich um eine Pfründe schreiben.

Gleim hatte ein so großes Vertrauen zu Tiedge's poetischem Talente und rhythmischem Gehöre, daß er ihm nicht selten seine Dichtungen zur Durchsicht sendete. Von diesem Vertrauen, sowie von Tiedge's Wahrheitsliebe, giebt nachfolgender Brief Zeugniß:

Eulenstedt, den 19. October 1790.

Hierbei erhalten Sie, lieber Vater Gleim, das Manuscript Ihrer Romanzen, die ich sorgfältig durchgesehen habe. Bei der ersten Romanze: „Leander's und Mariannens zärtliche Liebe" habe ich eine kleine Kritik gewagt, die Ihre Nachsicht, wenn ich geirrt habe, verzeihen wird. Die Strophe heißt:

Er zeigt ihr seine Waaren, schweiget, und spricht
kein Wort.

Der Pleonasmus in diesen beiden Versen schien mir ein wenig anstößig und dabei leicht zu vermeiden zu

sein. Der Vorschlag zu einer Aenderung liegt in dem Manuscripte. Auch habe ich Seite 98 in Ihrem lieblichen „Alexis und Elisa" gleich in der ersten Strophe dieser Seite eine Dunkelheit gefunden, die wahrscheinlich von dem Abschreiber herrührt.

Ich wünsche übrigens, lieber Vater Gleim, daß mir Fehler entwischt sein mögen, und sage Ihnen nur noch den innigsten Herzensdank für die süßen Stunden, die mir das Manuscript beim Durchlesen gegeben hat. Es enthält gar liebliche Stücke; mitunter eins, das nur wie ein leichter Scherz leise kitzelt; manches aber ist eine wahre Biene, die den, den sie trifft, ein wenig unsanft sticht. Ich bin bald wieder bei Ihnen, dann mündlich mehr. Ewig Ihr

Tiedge.

Eulenstedt, den 13. November 1790.

Ja freilich, guter Vater Gleim, sitze ich hier in meinem Eulenneste und fast so blind wie eine Eule beim Tageslicht. Seit meiner Abreise von Halberstadt leide ich an Augenweh: ich kann wenig schreiben, und danke Gott nur die Wohlthat des Denkens, eine Wohlthat, die jene verruchte Brüterei, die der Scherz ihrer lieben und bösen Epistel mir Schuld giebt, in Gnaden von mir abhalten wird. Nein, Herzensvater Gleim, diese Brüterei kommt nicht in meine Seele, die, wenn sie es könnte, gern Licht in alle Seelen hauchen möchte, und

Eintracht, Eintracht! mit allen Wesen um uns her, und besonders mit uns selbst. Ich habe dieser Tage eine Epistel über diesen Gegenstand vollendet, die ich Ihnen gern vorlesen möchte. Ihre goldnen Sprüche sind an der Entstehung dieser Epistel Schuld, sie ist also eine Enkelin von Ihnen. Herzlich! herzlich sehne ich mich zu Ihnen, zu dem sanften Erzieher meiner Musenkinder! aber guter Vater, lägen nur zwischen meinem Wunsche und seiner Erfüllung nicht zwei so große Berge! gewiß dann flög' ich auf Ihr werthes Briefchen, das mir Nachricht giebt von der Krankheit unsers lieben Schmidt, sogleich zu Ihnen, und mit Ihnen zu dem armen Kranken. Ich denke mir, was er leiden muß bei seiner größern Empfindlichkeit. Vielleicht gönnen mir meine finstern Stunden ein Paar helle, um nur ein Briefchen an unsern guten Schmidt aufzusetzen. Bei so viel Dingen, die unserer Ruhe nach dem Leben stehen, hat wahrlich die Philosophie alle Hände voll zu thun, um sie beim Leben zu erhalten: und es würde ihr minder gelingen, wenn nicht zuweilen Ergüsse der Freundschaft, wie die Ihrige, guter Vater, sie stärkten. — Heute über 8 Tage denke ich bei Ihnen zu sein.

Ewig Ihr

Tiedge.

Zweiter Theil.

Im Jahre 1788 ging Tiedge nach Halberstadt, wo er auf das Freundschaftlichste von den Männern seines Herzens aufgenommen wurde. Von hier aus schrieb er den letzten Brief an seinen Johannes Mohr, der ihm bald nachher durch den Tod entrissen wurde. In diesem auf dem Gleim'schen Bibliotheksaale geschriebenen Briefe schildert er den Beginn seines neuen Lebens — wie er seinen Aufenthalt unter den ausgezeichneten Männern dieser Stadt nannte — auf folgende Weise:

Ein neues Dasein hat für mich begonnen,
Es wogt in meinem Herzblut auf und ab;
Schon strahlen alle Lebenssonnen
Mit neuem Glanz auf mich herab!

Hinweg das eitle Weltgedränge!
Nie stör' es meinen freien Liedersinn!
Rauscht, freudetrunkne Dithyrambenklänge,
Durch meiner Lyra Saiten hin!

Rauscht hin, mein seliges Geschick zu preisen:
In vollen Blüthen sie zu sehn,
Die Götterauen, wo die Weisen,
Die Edlen aller Zeiten gehn!

An euren Malen will ich weilen,
Ihr Hohen, die vor Allen Gott erkor:
Weit leuchtend strahlet ihr, wie Feuersäulen,
Den Völkern eurer Tage vor!

Vernehmet meine fromme Feier!
Vernehmt den Schwur, der sich zu euch erhebt!
Ein Fluch zersplittre meine Leier,
Wenn ihr ein Ton, den ihr verschmäht, entschwebt!

Frei! — meine Ketten sind zerschlagen!
Ein Gott! ein Gott hat mich befreit!
Frei! — allen Lüften möcht' ich's sagen!
Frei ist mein Muth! frei meine Zeit!

Kein Lust=, kein Nothgeschrei, mich zu verletzen,
Vom Wuchermarkte schallt zu mir herein;
Hier will ich, reich umgeben von den Schätzen,
Der Weisheit meine Seele weihn! —

Ich fühle schon in mir die Flamme zünden,
Die hoch in allen meinen Pulsen schlägt.
Fleug hin mein Lied, dem Freunde zu verkünden
Das Götterleben, das mich trägt.

Ruhig! ruhig! wirst Du mir zurufen, mein geliebter Freund; aber glaube mir! ich bin's. Es ist eben das Entzücken der Ruhe, das aus meiner Seele Tiefen heraufklingt. Doch ich will in gemäßigtem Tone fortfahren. In der Mitte des Monats Mai kam ich in Halberstadt an. Es war um die Abendzeit, als ich eintraf; ich eilte zu Gleim; freundlich mir seine väterliche Hand reichend, empfing mich der ehrwürdige Mann.

Ich blieb zum Abendessen; da lernte ich zwei Nichten Gleim's kennen, eine ältere und eine jüngere; jene kommt als eine hochgefeierte Liebenswürdigkeit unter dem poetischen Namen Gleminde*) in Johann Georg Jacobi's und Benjamin Michaelis Gedichten vor. Beiden merkt man es an, daß sie unter den Einflüssen des feinsten, heitersten, geistreichsten Sittenverkehrs erwuchsen: denn nicht nur, daß sich um Gleim die begabtesten Männer und Frauen der Stadt und der Gegend versammeln, sondern auch alle Reisende von Bedeutung, selbst Fürsten und Fürstinnen, wenn sie die alte zum Verweilen nicht sehr einladende Bischofstadt berühren, sprechen in Gleim's Wohnung ein. Goethe fuhr achtlos vorüber. Bald nach der Abendmahlzeit ließ mir der ehrwürdige Freund durch seinen Diener meine Wohnung anweisen, ein kleines Zimmer im Hintergebäude seines Bibliothekhauses, seiner Amtswohnung schräg und nahe gegenüber.**) Ich ging bald zur Ruhe und entschlief unter entzückenden Träumen. Mit dem frühesten Morgen eilte ich hinauf in den Büchersaal, wo

*) Sophie Dorothea Gleim, die Tochter seines ältern Bruders, welcher Einnehmer zu Aschersleben war, die liebreiche und treue Pflegerin seines Daseins.

**) Es ist das nämliche einsame Stübchen, welches kurz zuvor ein anderer Jünger Gleim's, Johann David Hartmann, nachmals Professor in Berlin, Bielefeld, Herforden und Holzminden, bewohnt hatte. Siehe Gleim's Leben von Wilhelm Körte S. 212.

ich Dir diese Zeilen schreibe. In welche Tiefe des Reichthums versenkte sich hier mein schwelgender Geist! Die Meisterwerke aller Zeiten und fast aller Völker laden hier zu Genüssen ein, die alle Freuden des Lebens weit hinter sich lassen. Verstummen soll hier meine Muse vor den hohen Geistern, lange ehrfürchtig verstummen, ehe sie es wagt, sich selber vernehmen zu lassen. — So eben tritt Gleim's Diener in den Saal, mich zum Mittagessen einzuladen und mir zugleich den Besuch seines Herrn anzukündigen, der binnen einer Stunde bei mir erscheinen werde. Ich breche also ab, aber schließe den Brief nicht; denn ich muß Dir noch den Festmittag schildern, der mir bereitet ist.

Fortsetzung, — Abends.

Das war ein Mittag! ich fordere alle Feste der Welt heraus, sich mit ihm zu vergleichen! ein Mittag, wie die Götter ihn nur ihren Lieblingen zuwenden. Gleim, der ehrwürdige Alte mit der frischen Jünglingsseele, in der das Feuer der Kriegslieder noch fortbrennt, stellte mit herzlichen Worten mich der Gesellschaft vor; seine beiden Nichten gaben mir das feinste Wohlwollen zu erkennen. Dann bewillkommten mich Nathanael Fischer, Rector der Domschule, und Klamer Schmidt. Jener schlicht und recht, wie sein Name, ein Mann in den mittleren Jahren, mit dem sich die volle kräftige Rüstigkeit des geistigen thätigen Lebens bewegt. Behaglich schaut man in dieses offene, männlich-ernste und menschen-

freundlich heitere Gesicht. Die hohe gewölbte Stirn, wo das dunkele Haar zurücktritt, verkündet den Denker, und seine ganze Haltung offenbart den freisinnigen Mann, der seiner gewiß ist, der feststeht. Man naht sich ihm zutrauenvoll und ist nicht mehr fremd. Einen ganz andern Eindruck als Fischer macht Klamer Schmidt bei der ersten persönlichen Bekanntschaft, einen Eindruck, der ebenso ergreift als anzieht. Seine Haltung ist nichts weniger als kräftig und fest. Weit entfernt von jedem sichtbaren Bestreben, sich geltend zu machen, blickt aus seinem zurücktretenden Wesen die Bescheidenheit bis zu dem Grade hervor, wo sie die Miene der Blödigkeit annimmt: diese Blödigkeit aber ist nur das oberflächliche leise Gepräge, das ihm eine frühe Verwöhnung und mehr noch die Zerstreuung aufgedrückt hat, die an seiner Natur bereits zu einer sehr sichtbaren Erscheinung geworden ist. Ueber sein bleiches, doch wohlgeformtes Gesicht verbreitet sich ein tiefer Ernst, der an Schwermuth grenzt, aber besonders anziehend wird, wenn ein leises Lächeln ihn augenblicklich erhellt. Es ist, als hätten liebeschwärmende Gefühle zarte Spuren in seinen Augen zurückgelassen; man möchte ihn umarmen, wenn er sie aufschlägt. Er ist sehr schweigsam, aber aus den Tiefen seines Gemüthes kommt, was er sagt. Das Gespräch über Tische betraf den heimlich schleichenden Katholicismus, den ich so gefährlich nicht finden konnte, wie er vielen tiefschauenden Männern erschien. Aus tausend und tausend Büchersammlungen, dachte ich bei

mir, rufen ja Stimmen hervor, welche die Feinde des Lichtes und der Wahrheit nicht übertäuben können; auch treten ja die wackersten, kräftigsten Männer jenem Unwesen entgegen, und endlich tausend und aber tausend dem Opferdienste des Rechts und der Wahrheit gewidmete Altäre flammen ja bereits in allen Gegenden der gebildeten Welt: diese Flammen, die da siegreich emporsteigen, vermögen die Gegner nicht auszulöschen, wenn es gleich ihren Werken an Wasserreichthum nicht fehlt. Leise äußerte ich meine Meinung gegen meinen Tischnachbar Schmidt. Aber Herleitungen aus Thatsachen geschöpft, die Fischer aufzählte, der meine Aeußerung bemerkt hatte, erschütterten mein Urtheil nicht wenig und bewiesen, daß es allerdings an der Zeit sei, des Lichtes zu pflegen und mit stets reger Aufmerksamkeit die erworbenen Stützen der besseren Erkenntniß zu bewahren. Außerdem wurde noch Vieles geistreich durchgesprochen, was mir gänzlich neu war und mich die ungeheuren Lücken wahrnehmen ließ, die in meinem Wissen vorhanden sind. Was diese für mich lehrreiche Unterhaltung zugleich so höchst anziehend machte, waren die Witzfunken und Scherze, die darin aufblitzten. Fischer weiß in seinen ernsthaftesten Behauptungen, Erzählungen, Darstellungen einen so leisen Scherzton durchklingen zu lassen, daß sein Ernst durchaus das Wesen der Anmuth gewinnt, und wiederum pflegt er seine fröhlichsten Scherze mit einer solchen Ernsthaftigkeit zu verkleiden, daß sie die Miene der Naivetät

annehmen. Schmidt schien zerstreut und wenn ich ihn ansah, so war es mir immer, als vernähme ich von seinen Lippen ein leises Nachklingen der Töne: „Und, Du! — Vielleicht auf ewig vergißt Luise mich!“ Gleim setzte auf Gleimische Weise feurig, lebendig die Veranlassung auseinander, aus welcher zwischen Lessing und Jacobi jener Widerspruch hervorging, der endlich nach Lessing's Tode in einen Streit zwischen Mendelssohn und Jacobi auslief. Jacobi hatte seit Jahren den Wunsch gehegt, Lessingen näher zu kommen und dessen Freundschaft zu erwerben; denn dieser Mann, der durch die unendliche Vielseitigkeit seines Wissens, durch die Macht und Gewalt seines Geistes und durch die Kraft seines Wortes über die Denker seiner Zeit emporragte, war ihm besonders in Absicht auf Philosophie und Religionswissenschaft bisher ein großes Räthsel geblieben, mit dessen Lösung er sich vergeblich beschäftigt hatte. Im nähern Umgange mit dem wunderbaren Manne glaubte er doch, daß es ihm endlich gelingen müsse, dieser Proteusnatur eine Seite abzugewinnen, wo er sie fassen und festhalten könne. Es war im Jahre 1780, als Lessing in Halberstadt bei Gleim zum Besuche war. Kaum hatte Jacobi davon Nachricht erhalten, so machte er sich auf den Weg und traf in Halberstadt ein. Er begrüßte mit der innigsten Herzlichkeit den ehrwürdigen Gleim; vor Lessing ergoß sich seine Seele in begeisterte Aeußerungen der befriedigten Sehnsucht. Die Ansichten dieser beiden Männer von menschlichen und göttlichen Dingen

standen zu weit aus einander, als daß sie an irgend einer Stelle im Gebiete des Denkens hätten zusammentreffen können. Denn indem Jacobi, obwohl dem Lichte keineswegs abhold, doch gern in den dunkeln Tiefen des Forschens umher fühlte, leuchtete Lessings strahlender Geist mit seiner Fackel überall hin, und sein Scharfsinn durchdrang alle Gegenstände des Denkens, — ob ein ehrbares Vorurtheil oder Gewohnheit und Alterthum sie als unberührbar geheiligt hatten — ihn kümmerte es nicht. Von Jacobi wußte er, daß dieser es darauf angelegt hatte, aus Lessing den eigentlichen Lessing heraus zu forschen. Dieser aber war entschlossen, dem Forscher das Spiel zu verderben: er vermied daher Anfangs in dieser Zusammenkunft jede Gelegenheit, die ein bedeutendes wissenschaftliches Gespräch anknüpfen konnte. Doch gab endlich das bekannte Gedicht von Goethe „Pygmalion" den Anlaß her zu einem Streite, der sich zwischen den beiden trefflichen Männern entspann. In dem Gedichte bietet Pygmalion, seiner Menschenbildung obliegend, kecker und übermüthiger Weise allen himmlischen Mächten Trotz und Hohn. Jacobi tadelte solche Vermessenheit, indem er darin eine arge Verhöhnung alles Heiligen, einen verkleideten Angriff auf das gesammte Religionswesen im Allgemeinen fand. Es lag in Lessing's Eigenthümlichkeit, jede verfolgte Meinung, wenn sie auch durchaus nicht die seinige war, in Schutz zu nehmen, oder auch Sätze und Systeme, die ebenfalls seinen innern Beifall nicht hatten, gegen die An-

maßungen unbefugter Stimmenführer zu vertheidigen, daß es scheinen konnte, er führe nicht der Eroberung, sondern des Sieges wegen Krieg. So übernahm es denn Lessing auch hier, der Anwalt jenes Gedichtes zu sein. Die rasche Beweglichkeit der Ideen zwischen zwei so lebhaften Geistern berührte unter andern Gegenständen auch das System des Pantheismus. Lessing warf sich gegen Jacobi sogleich zum Vertreter dieses Systems auf. Jacobi, redlich wie der Ausdruck seines Gesichtes, und weich wie der Ton seiner Stimme, kam vor der überwältigenden Kraft seines Gegners außer Fassung und gerieth in eine Verstimmung, die auch physisch ihn angriff: er klagte über Kopfschmerz.

Nach Lessing's Tode im Jahre 1783 trat Jacobi auf und behauptete öffentlich: Lessing habe in einem vertraulichen Gespräche das System des Pantheismus nicht nur etwa disputationis causa oder aus Rechthaberei leidenschaftlich vertheidigt, sondern er habe sich unumwunden für einen Anhänger dieses Systems bekannt. Dagegen erhob sich Mendelssohn, der in einer Reihe von Jahren als Lessing's vertrautester Freund in ununterbrochenem literarischen Verkehr mit ihm gestanden und ihn sonach intus et in cute gekannt hatte. Dieser Philosoph bewies nun, daß Lessing überhaupt kein Anhänger und somit auch kein Anhänger jenes Systems gewesen sei, und erklärte Jacobi's Anführungen aus einem angeblich vertraulichen Gespräche für bloße Abfertigungen. Diese Erklärung erregte die ganze Empfind-

lichkeit des sanften Jacobi und es entstand zwischen beiden hochschätzbaren Männern ein Streit, der die Grenzen einer fruchtbaren Erörterung nicht immer fest genug im Auge behielt. — Hier endete Gleim's Auseinandersetzung und mit ihr die Sitzung bei Tische.

Nach Tische vermehrten unsere Gesellschaft zwei Männer aus dem zahlreichen Kreise von Gleim's Hausfreunden: der eine dessen Neffe, Wilhelm Gleim, der andere Benzler, der Uebersetzer des Herodot, Bibliothekar bei dem Grafen zu Stollberg Wernigerode. Jener ein froher, weltfroher Mann, der einen Lebenskreis um sich gezogen zu haben scheint, in welchem die Fröhlichkeit mit Schmetterlingsflügeln umher flattert. Von Benzler erfuhr ich nachher durch Gleim, daß er seine ganze literarische Thätigkeit auf Uebersetzungen englischer Bücher, vorzüglich Predigten, verwende, deren er bereits eine ungeheure Masse zur Welt gefördert haben soll. Er ist klein, sehr taub, hat ein schmales, bleiches, doch einnehmendes Gesicht, das einen denkenden Geist verkündigt. Wenn man in dies Gesicht schauet und weiß, daß der Mann keinen eigenen Heerd in der Literatur hat und sich blos mit einem Transitohandel zwischen England und Deutschland beschäftigt: so fühlt man sich nicht wenig betroffen. Nach einer Stunde ging die Gesellschaft aus einander und Gleim fuhr mit mir zu den Spiegelbergen hinaus. Der Dom-Dechant von Spiegel, dessen Heimgange ein schöner Ruf der reinsten und ausgedehntesten Humanität nachklingt,

hat mehrere nachbarliche kahle Hügel, eine halbe Stunde von Halberstadt, erworben, sie reichlich bewaldet und mit freundlichen Wohnungen besetzt. Auf einer Anhöhe hat der Schöpfer dieser reichen Anlagen sein Grabmal erbaut, wo denn auch wirklich jetzt die Reste seines irdischen Daseins ruhen. Der Tadel, der überall und über Alles, besonders bei erworbenen Auszeichnungen jeder Art gern sein Wort hören läßt, will in der Anordnung dieser schönen Umgrünung einen bestimmten durchgreifenden Plan vermissen; allein wie dem auch sei, wo die Natur mit schaffen hilft, kann nie etwas ganz Mißfälliges hervorgehen. Nur das ist Schade, daß der Eingang zu diesen dichterischen Hainen durch einen Halbkreis der häßlichsten Spaßbilder verunziert ist: es sind angemalte Bildhauereien von Sandstein, unter denen sich der Ungeschmack an einem nach dem Leben dargestellten kleinen Juden ergötzt, wovon das Original in den Straßen der Stadt herumgeht. Gleim hatte mit dem Aufseher der Anlagen zu sprechen. Ich durchstrich unterdessen eine kleine duftige Wildniß; der Pfad, der sie durchschneidet, führte mich zu dem tempelartigen Grabgewölbe, welches sich heilig in der dichten Umschattung verbirgt. Jährlich, wenn der Frühling hier einzieht, singen die Stimmen des Waldes um dies Grabmal Lieder der Auferstehung, der Freude und des Lebens. Ich trat an das Gitter, und durch meine Seele gingen, wie durch eine Trauerharfe, die Worte: „Sein und Nichtsein hienieden! — Wie schmal und kurz ist der Raum,

wo er auch am längsten und breitesten ist, zwischen Beiden! Lebendige Lüfte athmen um die Wohnungen des Friedens, der endlich auch das gequälteste Dasein zur Ruhe bringt. Hier wohnt die Verwesung bei den Gebeinen eines entschlafenen edlen Greises! — So fällt das Laub des verblühten und blühenden Lebens! so fällt es ab und verweset: aber den Stamm des Baumes verpflanzt die ewig schaffende unsichtbare Hand hinüber in einen andern Boden! — So zerstäube denn ungestört hier das gefallene Laub, das vormals umschattete einen würdigen Stamm." Ich verließ die heilige Stelle und Gleim begegnete mir in dem labyrinthisch gewundenen Gange. Wir kehrten zur Stadt zurück, wo wir spät Abends ankamen. — Hier hast Du nun, mein geliebter Johannes, den ganzen Lebenslauf meines ersten Tages in Halberstadt. Aber ich schließe den Brief noch nicht, um zuvor eine Unterredung mit Gleim abzuwarten, die mich mit den Planen bekannt machen wird, denen ich sehnsüchtig entgegen sehe.

In einem späteren Briefe an Johannes Mohr fährt Tiedge fort:

Die Unterredung ist erfolgt. Der erste Plan betrifft die Herausgabe der sämmtlichen Gleim'schen Werke.*)

---

*) Es lag aber in der Individualität des preußischen Tyrtäus, daß jenes Vorhaben, welches erst nach seinem Tode

Die Fabeln machen den Anfang. Das wird gut gehen! Aber der zweite Plan, den Gleim mit mir und durch mich auszuführen gedenkt, ist von ganz anderer Natur. Du würdest ihn, wenn ich Dich rathen ließe, nimmer errathen. Ich kann ihn Dir nicht auseinander setzen; aber wenn ich Dir sage, daß er auf kaufmännische Fähigkeiten gegründet ist und treffende Umschau und kluge Berechnung in Handelsverhältnissen voraussetzt, so weißt Du genug, um Dir meine Verlegenheit bei Eröffnung dieses Plans zu denken. Du wirst Dich noch erinnern, wie ich einst im Scherz Dir sagte, daß ich, angestellt bei einer Kasse, bald kassirt, ja frikassirt werden würde. Gleim mußte mir meine Verwirrung ansehn, denn mein Gesicht mochte sich wohl in eine sehr dumme Miene zusammen gezogen haben. Sein Anblick verfinsterte sich ein wenig, und er sagte mir nach einer kurzen Unterredung: „ich muß in's Kapitel; ein ander Mal mehr davon." Es schmerzte mich tief, daß ich den wohlthätigen Absichten meines Beschützers so wenig zu entsprechen vermochte. Mit schwerem Herzen ging ich zu meinem Schmidt, der schon mein ganzes Zutrauen besaß. Dieser tröstete mich auf eine Weise, die mich vollkommen beruhigte. Die Zeit einer nähern Erörterung jener Angelegenheit kam nicht; der Plan war aufgegeben. Nach einigen Tagen lud mich Gleim wie-

---

sein Großneffe Dr. Wilhelm Körte ausführte, damals nicht zu Stande kam. A. d. H.

der zum Mittagessen ein. Ich traf daselbst mit Fischer, Schmidt, dem ersten Domprediger Streithorst und mit Nachtigall, dem Pro-Rector der Domschule, zusammen. Nachdem ich schon Manches von diesen Männern gelesen, war ihre persönliche Bekanntschaft mir sehr willkommen. Fischer's prosaische Aufsätze, voll von treffenden Gedanken und fruchtbaren Ideen, sind so verständlich, einfach und schlicht vorgetragen, daß sie ohne Anstoß durch die verschiedensten Stufen der Volksbildung gehen. Seine Poesien tragen die Farbe orientalischer Idyllen. Nachtigall hat mehrere Davidische Psalmen metrisch übersetzt, und wo er Spuren eines Wechselgesanges antraf, hat er die im Original versteckte Strophe und Gegenstrophe in der Uebersetzung hergestellt. Streithorst zeichnet sich durch würdige Aufsätze für die Lebensphilosophie aus. Er erzählte die Geschichte eines armen frommen Hirten Klaus. Dieser noch kräftige Greis im achtzigsten Jahre, der jährlich nur fünf Thaler baar einnimmt, übt bei seiner eigenen Dürftigkeit Werke der Wohlthätigkeit von eigner Art. Bei armen Predigerwittwen übernimmt er das Holzspalten und andere noch beschwerlichere Arbeiten, wozu er oft mehrere Tage braucht, und läßt sich, um ihnen den Dank abweisen zu können, einen Groschen für die Arbeit bezahlen. Er hat eine kleine ascetische und homiletische Büchersammlung; aus dieser hält er den Hospitaliten, unter die er aufgenommen ist, Morgens und Abends Vorlesungen. Sein ganzes Dasein ist eine Perlenschnur

edler Handlungen. Wir wollen zu des edlen Samariters Bilde das seinige stellen. Streithorst beschreibt sein Leben, welches erscheinen wird in den „Halberstädtischen gemeinnützigen Blättern", so heißt eine Wochenschrift, die aus der durch Fischer gestifteten literarischen Gesellschaft in Halberstadt hervorgeht. Zu dieser Schrift liefert jedes Mitglied des schreibenden Theiles der Gesellschaft seine Beiträge nicht nur unentgeldlich, sondern ist auch verpflichtet, ein Exemplar zu bezahlen. Der Ertrag ist der Armuth gewidmet, so daß dem Hülfsbedürftigen, wenn er arbeiten kann, durch Arbeit Brod verschafft wird. Ich bin von der Gesellschaft zum Mitgliede aufgenommen und von Fischer zu ihr eingeführt worden. Dieser Verein hat auch dem Andenken des verewigten Dombechanten von Spiegel eine jährliche Todtenfeier gestiftet, die am 17. vorigen Monats den Manen des Unvergessenen auf seinen Bergen dargebracht wurde. Wir zogen hinaus, umgaben das Grabgewölbe und sangen unter sanfter Musikbegleitung mehrere zum Theil vortreffliche Hymnen. Auch ich habe meine Töne dazu gegeben: sie mögen in den Lüften des Ahorngezweiges verhallen. — Hier hast Du nun von meiner Niederlassung in Halberstadt eine lange, vielleicht zu lange und breite Beschreibung. Wir glauben nur gar zu leicht, daß Alles, was uns nahe liegt, auch unsern Freunden so nahe liege.

Der Freund, an den jene Briefe gerichtet sind, wurde dem Freundschaft bedürftigen Tiedge durch den Tod plötzlich entrissen, indem er ihn in vollblühender Gesundheit glaubte, und dieser Verlust hinterließ eine unausfüllbare Lücke in seinem Gemüthe; denn sein Johannes war es ja, der ihn, als beide noch Knaben waren, aus dem Wasser retten half. Folgende Zeilen in dem Buche seiner Erinnerungen bewahren das Andenken seines geliebten Hingeschiedenen:

In die tiefe Nacht hinunter
Dringet unverwandt mein Blick:
Dort ging ein Gestirn mir unter,
Und es kehrt nicht mehr zurück.
Wendet seine milden Strahlen
Andern Seelen zu — und ach!
Meine Seel' in dunkeln Thalen
Schaut ihm einsam weinend nach.

Der Schmerz über den Tod seines Freundes lähmte für eine lange Zeit die Flügel seines Geistes, an den der liederdurstige Gleim fort und fort die dringendsten Anforderungen machte. Aber in seiner trauervollen Seele wachte von Neuem die Idee jenes größern Gedichtes, von welchem in diesen Lebensumrissen schon oftmals die Rede gewesen, wieder auf. Er nahm den ersten Gesang vor, schob Veränderungen ein und vollendete ihn. Dann begab er sich zu Gleim und setzte ihm den Plan seines Gedichts auseinander. „Wie weit sind Sie damit?" fragte Gleim freundlich ungeduldig. „Vollendet ist der erste

Gesang", antwortete Tiedge, „den ich den Vorgesang nenne, weil er vorbereitend ist und die Absicht hat, den Leser in eine theilnehmende Stimmung zu versetzen. Er enthält" — „Lesen Sie! Lesen Sie!" unterbrach ihn Gleim mit sichtbarer Spannung. Er las. Kaum hatte er die ersten acht oder zehn Zeilen gelesen, als Gleim mit Heftigkeit aufsprang, Alxinger's Bliomberis, den er zufällig in der Hand hielt, auf den Tisch warf und zornig sagte: „Was wollen Sie damit?" — Ihn hatte der Anfang des Gedichtes: Was ist Wahrheit? — sogleich dergestalt empört, daß es ihm gänzlich an der Ruhe fehlte, das Ganze oder auch nur ein Wort des Verfassers darüber zu hören. „Was ist Wahrheit", fragt Ihr Gedicht — „daß der Himmel blau ist, wenn's nicht regnet. Das ist Wahrheit! Wozu soll es dienen, ehrwürdige stehende Wahrheiten wankend machen zu wollen, zu bezweifeln. Die Krätze der Zweifelei, der Krittelei und der Dünkelei ist über unsere neuen Schriftsteller gekommen, die Alles bekritteln und verdächtig machen, die auch das Heiligste nicht verschonen, was ehrwürdige Vorfahren gestiftet haben, die Alles besser wissen, die, wenn sie könnten, die Welt einreißen möchten, um sie nach ihren phantastischen Grillen zu bauen. Das ist der verruchte Geist, der die französische Revolution hervorgebracht hat und ihre Gräuel gern über die ganze Erde schleppen möchte. Die Poesie soll die Menschen aufheitern, zufrieden machen mit dem was da ist; aber keineswegs ist ihr aufgetragen, Unzufriedenheit,

Mißvergnügen und Zweifel zu erregen." So zürnte er fort, bis glücklicher Weise sein Schreiber eintrat und er zum Schreibtische ging. Tiedge nahm die Gelegenheit wahr, sich unvermerkt dem Sturme zu entziehen. Der Unglückliche war wie zerschmettert; denn es war das erste Mal, daß er den Mann, den er so innig liebte, der ihm so hoch stand, in solcher Aufwallung erblickte. Mit zerrissenem Herzen ging er zu seinem Schmidt, schilderte diesem den Sturmauftritt und konnte noch immer keine Fassung wieder gewinnen. „Lassen Sie das gut sein", sagte Schmidt, „und beruhigen Sie sich. Schon diesen Abend wird das Gewitter vorüber gezogen sein und morgen ist der Himmel wieder blau. Es ist übrigens merkwürdig", fuhr er fort, „wie unser herrlicher Gleim Alles, was ihm mißfällt, was seinen Zorn aufregt, mit der französischen Revolution in Verbindung zu bringen weiß. Aber nehmen wir den sonst so edeln, großherzigen Mann, wie er nun einmal ist! und lassen Sie es sich nicht anfechten, wenn er zu Zeiten ausruft: „ich habe keine Feinde! meine Freunde bringen mich um's Leben." Indessen bei Tiedge hatte die Verletzung seines Gemüthes zu tief gefaßt, als daß er die Nachgefühle der Verwundung so leicht hätte verschmerzen können; auch blieb Etwas haften, das sich nicht vertilgen ließ und dem Umgange mit dem lieben heftigen Manne die Fessel einer gewissen ängstlichen Behutsamkeit anlegte. Tiedge machte seinen Klamer mit dem Plane und der Einrichtung seines Gedichtes bekannt und ließ ihn den

Vorgesang lesen. Schmidt behielt das Manuscript zum nochmaligen Durchlesen zurück. Indeß war dem Verfasser die Ausarbeitung seines Gedichtes, das er mit hoffnungsvoller, gleichsam ahnender Liebe im Herzen trug, durch den Gleim'schen Widerspruch um so mehr verleidet worden, da dieser Widerspruch überdies noch durch die Erinnerung an die Einwendungen verstärkt wurde, welche das Unternehmen schon früher bei seinen Studiengenossen gefunden hatte. Schmidt suchte den geschlagenen Muth seines Freundes wiederum frisch zu beleben und behauptete, daß er die Idee seines Werkes als eine Eingebung, als einen heiligen Beruf zu betrachten habe, dem er sich nicht muthlos entziehen dürfe. Das war das Argument, welches gleichsam eine Zauberwirkung in der Seele des Trostlosen hervorrief. Er faßte den Entschluß und versprach seinem Schmidt, sich durch keine Bedenklichkeit, woher sie auch rühren möge, an seiner Idee irre machen zu lassen.

Wie stand nun aber das Verhältniß zwischen Gleim und Tiedge? An Gleim's Seite war daran nichts verschoben. Der Himmel war wieder blau ohne alle Spur des vorhergegangenen Sturms. Gleim trat am nächsten Morgen mit der heitersten Miene freundlich scherzend in Tiedge's Zimmer, zog eine große Anzahl kleinerer Gedichte aus der Tasche, größtentheils Spott- und Schimpfgedichte auf die Helden der französischen Revolution und las. Bei Diesem und Jenem forderte er seinen jugendlichen Freund zu Verbesserungsvorschlägen

auf, welche dieser mit ängstlicher Vorsicht aussprach, Gleim aber mit der größten Bereitwilligkeit aufnahm und eintrug. Eine schöne Morgenstunde, die mit einer freundlichen Einladung zum Mittagessen endete! — „Eschenburg ist gestern angekommen", sagte Gleim; „den, nebst einigen andern Freunden, die Sie schon kennen, werden Sie diesen Mittag bei mir finden." — „Das war wiederum ein Mittag, schrieb Tiedge Abends in sein Erinnerungsbuch, „der vollauf würdig ist, mit einem helleren Punkte bezeichnet zu werden. Die Gesellschaft bestand aus Nathanael Fischer, Klamer Schmidt, einigen Andern und dem Hofrath Eschenburg, dem trefflichen Uebersetzer des Shakespeare. Die Bekanntschaft mit diesem Manne war mir höchst erfreulich. Schon die Oberfläche seiner Erscheinung hat etwas so Einnehmendes, daß man sich zu ihm hingezogen fühlt. Seinen Umgang schmücken die feinsten Sitten, in die er aus der Fülle seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit einen bedeutenden Inhalt zu legen weiß; ein klarer, durchaus vorurtheilsfreier Geist, der unter den weichsten Formen eines Hofmannes die unbeugsamste Rechtlichkeit birgt, die strengste Wahrheitsliebe, die, wenn sie auch mit catonischem Ernste hervortritt, dennoch die mildernde Form nicht verletzt. Dieser Gelehrte würde den oft wiederholten Gallicismus zurecht weisen, der die deutschen Gelehrten der Pedanterei bezüchtigt. Das Gespräch war lebhaft, anziehend und geistreich. Vor Allem nahm Eschenburg meine Aufmerksamkeit in Anspruch. In

Allem, was er vorbrachte, bewunderte ich das Treffende seines Ausdruckes; vorzüglich aber ergötzten mich die feinen sinnreichen Wendungen, mit welchen er seine Abweichungen von den Gleim'schen Behauptungen und Meinungen durchzubringen verstand; insonderheit war dies der Fall, wenn zufällig das Wort auf einen Helden der französischen Revolution fiel, den Eschenburg nicht so schwarz finden konnte, als eine vorgefaßte Meinung ihn darstellte. Ueberhaupt war die französische Revolution das finstere Gespenst, das dem menschenfreundlichen Gleim überall in den Weg trat, wo von Politik die Rede war. Im Ganzen umfaßte das Gespräch eine große Mannigfaltigkeit von Gegenständen, denen einzelne dazwischen gestreute Anecdoten eine liebliche Würze gaben. Eschenburg erzählte, in welchen argen Verstoß gegen die höfische Vorsichtigkeit der gute Hofrath Ebert an der herzoglichen Tafel zu Braunschweig gerathen sei. Mirabeau hatte in seinem Buche über die preußische Monarchie seines Aufenthaltes in Braunschweig erwähnt und bei dieser Gelegenheit das Leben der Herzogin cynisch genannt. Diese hatte das Werk Mirabeau's gelesen. Sie fragt während der Tafel den guten Ebert, was das Wort cynisch bedeute. Ebert beginnt seine gelehrte Erklärung und fährt endlich damit heraus: „cynisch heißt demnach hündisch, unreinlich, des Sittenschmutzes Uebermaß." — Der Herzog lächelte, die Herzogin sah auf ihren Teller und die Hofleute wußten keine Form, keine Miene zu finden, ihre Verlegenheit zu verstecken."

So weit die Worte des Erinnerungsbuches. Wir kehren zu der Erzählung zurück.

Tiedge ging mit frischem Muthe an die Ausgabe der Gleim'schen Werke. Mit den Fabeln sollte der Anfang gemacht werden. Tiedge sammelte, ordnete und theilte den Vorrath in drei Bücher. Er hatte dazu bereits die Vorrede gemacht. Aber die häufigen Einreden des Verfassers, die Wandelbarkeit seiner Bestimmungen, überhaupt seine Wunderlichkeiten, und endlich das dem Verleger zugemuthete, obwohl einem edlen Zwecke zugedachte hohe Honorar: Alles dies zusammen genommen legte dem Herausgeber unüberwindliche Hindernisse in den Weg, an denen das Unternehmen scheitern mußte.

So ging denn auch der zweite Plan auseinander, den Gleim auf Tiedge's Wirksamkeit gestellt hatte. Dieses schmerzte den Letzteren tiefer seines ehrwürdigen Freundes, als seiner selbst wegen, denn welche Störungen dieser auch durch seine Wunderlichkeit in den Fortgang des Geschäftes gebracht hatte, so glaubte Tiedge doch sich als die Hauptursache des mißlungenen Planes ansehn zu müssen, indem er sich einen gänzlichen Mangel an kaufmännischer Geschäftskunde vorzuwerfen hatte, einen Mangel, der in den Verhandlungen mit den Buchhändlern über diese Angelegenheit augenscheinlich hervortrat; denn es fehlte nicht viel, daß er mit einem schlauen Verleger einen Contract über die Gleim'schen Werke abgeschlossen hätte, der den Verfasser nicht nur um alles

Honorar gebracht, sondern ihm auch einen bedeutenden Zuschuß aufgebürdet haben würde. Das Gefühl, seinem edlen Freunde Gleim in keiner Rücksicht nützlich sein zu können, trübte seine Seele, ließ keinen unverkümmerten Genuß seines Daseins zu ihr gelangen und hemmte das Fortstreben seines Geistes.

Nach dem Verlauf einer geraumer Zeit trat einstmals frühmorgens Klamer Schmidt in Tiedge's Zimmer, zeigte ihm ein Journalheft und sagte: „Sehen Sie da! Diese Zeitschrift heißt „Journal für Aufklärung," von Riem und Fischer in Berlin: da habe ich den Vorgesang zu ihrem Gedichte „Was ist Wahrheit," abdrucken lassen, wie Sie sehn, mit der unten gesetzten Note, daß die antwortenden Gesänge nachfolgen sollen. Diese Note hat die Absicht, durch das Versprechen, welches sie dem Publikum giebt, Sie zu binden, sich von der Ausführung des Ganzen nicht wieder abwendig machen zu lassen." — Tiedge erschrak und erwiederte: „Was wird Gleim sagen, wenn er das Gedicht hier findet?" — „Er wird es nicht finden," antwortete Schmidt; „die Zeitschrift wird hier nicht gehalten; und ist dereinst das Ganze fertig, so wird er anders urtheilen. Gehen Sie muthig und frisch an die Arbeit! Wenn Sie tüchtig Wort halten, wenn Sie erfüllen, was der Plan Ihres Gedichtes verspricht: so wird Ihr Werk Freunde finden, die durch ihren Beifall, durch ihren Dank Ihnen manche trübe Stunde vergelten werden." —

Diese Ermuthigungen des Freundes hoben den trauernden Freund empor aus der dumpfen, kalten Verschattung, die sich wie ein halbnächtlicher Nebeltag über sein ganzes Wesen hingelagert hatte. — „Ich will aufstehen," sagte er zu seinem Schmidt, „aus meiner Versunkenheit zu einem rüstigen Beginn meines Werkes. Aber es soll nicht den Titel führen: „Was ist Wahrheit?" denn dieses unselige Wort hat schon in Halle meiner Idee Anfechtungen zugezogen, und nun vollends, da das Gleimische Ungewitter darein geschlagen hat — der Titel muß fort! Das Gedicht soll „Urania" heißen." „Der Name wird sich finden!" sagte Schmidt, „schaffen Sie nur das Kind erst zur Welt."

Die Worte des Freundes verfehlten ihre Wirkung nicht. Tiedge faßte wieder Muth. Seine Lieblingsidee kehrte mit allen Freuden des holdesten Wiedersehens zurück; er griff in die Saiten und mit einem freudigen Erguß entquoll ihnen der zweite Gesang: „Es ist ein Gott!" er hielt ihn aber lange verschlossen im Pulte, feilte und besserte daran, bis er glaubte, daß seine Arbeit fertig genug sei, zu bestehen vor einem befugten, redlichen Urtheil. Endlich las er seinen Gesang in der literarischen Gesellschaft vor. Als er geendet hatte, erhob sich ein allgemeines lautes Beifallsgeräusch, welches in dieser Gesellschaft nicht nur eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, sondern auch statutenmäßig ausgeschlossen war. Gleim kam vor Allen zuerst ihm mit

einer Umarmung entgegen. Man verlangte für den nächsten Sonnabend eine Wiederholung. Von einem solchen Erfolge fühlte sich Tiedge um so mehr durchdrungen und erhoben, da er ihn in keiner Rücksicht erwarten konnte. In seinem Geiste war es wieder hell, und in sein Gemüth kehrte Freudigkeit des Lebens und Versöhnung mit sich selber zurück, so frei von allem Nachgefühl, als wäre über die nächste trübe Vergangenheit eine Welle des Vergessenheitsstroms hingefahren und hätte zugleich der Gegenwart ein schöneres Dasein verliehen. In dieser Umstimmung begann er den dritten Gesang seines Gedichtes, und ordnete die innere Oekonomie der drei letzten. So hatte sich nun Alles um ihn recht freundlich wieder gestaltet, nur die treibende Sehnsucht nach einer sichern Ruhestätte, auf die der Hauptzweck seines Lebens gestellt war, fand hier keine Aussicht; denn die Erwerbung einer Präbende, bei irgend einem der vielen Halberstädtischen Stifter, wohin er Anfangs nicht hoffnungslos seine Augen gerichtet hatte, war an solche Bedingungen geknüpft, die weit über den Bereich seines Vermögens hinaus lagen. Auch peinigte ihn fortwährend der Gedanke, daß es ihm unmöglich blieb, seinem ehrwürdigen Freunde Etwas zu sein, das angemessen wäre dem, was dieser ihm war. Unter verschwiegenen Kümmernissen, die störend auf seinem Gemüthe lasteten, schlichen seine Tage bis zu Ende des Jahres 1789 vorüber. Um diese Zeit gelangte zu ihm der Antrag einer Stelle bei der landräthlichen Behörde in einem der

Kreise des Fürstenthums Halberstadt*). Der Gehalt, den die Stelle anzubieten hatte, war gering, und die übrigen Bedingungen waren nichts weniger als anlockend. Er hatte dort mit Gegenständen zu thun, die ihm von Herzen verhaßt waren: dahin gehörte besonders das Verhältniß, worin die landräthliche Behörde zu den militairischen Ansprüchen stand, welche angewiesen waren, ihre Ergänzungsmannschaft vom platten Lande durch landräthliche Verfügungen einziehen zu lassen. Der Landrath hatte die Ansprüche der Militairs, nach den darüber sprechenden Gesetzen, zu prüfen; dagegen nahm, bei seinem damaligen Uebergewichte, das Militair wenig Anstand, seine Ansprüche in Anmaßungen zu verwandeln. Der Landmann sträubte sich und versuchte Alles, auch das Gewagteste, sich dem Soldatenjoch zu entwinden. Wer die heutige musterhafte Verfassung und Stellung des preußischen Heeres kennt, worin der gemeine Krieger nicht mehr als ein seelenloses Instrument, sondern so gut wie der Officier als ein ehrsames Mitglied des Ganzen betrachtet und behandelt wird, der mag es kaum glauben, daß Alles das vormals nicht so gewesen. Doch gab es eine Zeit, wo im preußi-

*) Es war dies bei dem originellen Landrath von Hagen, dessen Kreissecretair er mehrere Jahre hindurch war. Aber das Trockene des Administrationsdienstes, wo das Ausheben, Messen und Untersuchen der Recruten ein Hauptgeschäft war, konnte dem Dichter nicht zusagen.

schen Heere, zwar nicht ohne die rühmlichsten Ausnahmen, der Officier mit gehaltloser Aufgeblasenheit einher trat, der gemeine Dienstmann aber aller Berufungen auf Schirmgesetze der Menschlichkeit beraubt und hingegeben war der Willkür, der Härte, der Grausamkeit des Officierstandes, wo selbst der alternde Krieger unter Schimpfreden und Mißhandlungen eines adeligen Knaben verstummen mußte. Wer jemals Augenzeuge solcher Auftritte gewesen, wird den Widerwillen gerechtfertiget finden, mit welchem Tiedge auf die Stelle hinblickte, die mit dem damaligen Soldatenwesen ihn in Berührung bringen mußte. Dem Allen ohngeachtet aber fühlte er sich bewogen, das ihm angetragene Amt anzunehmen. Er verließ also im Jahre 1789 sein geliebtes Halberstadt und die theuern Freunde, mit denen er jedoch in seinem neuen Wohnorte, der nur zwei Meilen von ihnen entfernt war, in fortwährender Verbindung blieb.

Die erste Arbeit, die seine Stelle ihm auferlegte, war die Angelegenheit eines Landmannes, der Soldat gewesen, und dem sein Hauptmann beim Exerciren durch einen Stockschlag die rechte Hand zerschmettert hatte. Die Heilungsversuche hatten sein kleines Vermögen von einigen Morgen Acker aufgezehrt; und so verarmt kam er, um bei der landräthlichen Behörde Hülfe und Unterstützung in seiner unverschuldeten Armuth zu suchen. Der späte und endlich geringe Erfolg, den die Verwendung für den Unglücklichen hatte, war keineswegs geeignet, über die Wirksamkeit dieser Stelle ein erfreuliches

Licht zu verbreiten. Tiedge fühlte sich sehr verlassen. Nur die Briefe seiner Halberstädtischen Freunde streuten freundliche Lichtpunkte zwischen seine trüben und lästigen Stunden. Auf eine launige Epistel dieses seines väterlichen Freundes erwiederte er ebenfalls in gebundener Rede:

An Gleim.

Den 14. November 1790.

Ja, Freund, hier sitz' ich! hier
In meinem Eulenneste!
So fern von jedem Feste
Der Musen und von Dir,
Und zehre von dem Reste
Der Weisheit, die Du mir
Mitgabst in Deinen Sprüchen,
Du mein Pythagoras:
Sie hat, so oft auch Haß
Und Unmuth mich beschlichen,
Dann immer mit der Welt,
Die keinen Frieden hält,
Mich wieder ausgeglichen!
Man rett' aus dem Gewühl,
Wo Schwärmerein ihr Spiel
Bunt durch einander schlangen,
Den Sinn nur: Nicht zu viel
Von Menschen zu verlangen!
Könnt' unser Herz wohl ruhn,
Wenn's diesen Schutz nicht fände?
Und doch hat beide Hände
Die Weisheit voll zu thun,

Daß sie mit aller Mühe
Das wild umwogte Schiff,
Wenn's der Orkan ergriff,
Ans grüne Ufer ziehe.
Doch bleibt es immer Pflicht:
Die Herzen zu den Stufen
Des Altars, wo das Licht
Der Wahrheit flammt, zu rufen,
Und, wie man kann, mit Muth
Zu dämmen an der Fluth,
Die Menschenwohl verheeret.
Wer Freuden, unentehret
Von frechem Uebermuth,
Wer Liebe, ungestöret
Vom Neid, der nimmer ruht,
Wer Menschen, unempöret
Von Haß und Sectenwuth,
Bei Menschen sucht, begehret
Zu viel von ihrem Muth,
Der von den stillen Siegen
Des Herzens sein Gesicht
Wegkehrt, als ob sie nicht
Auch ihren Lorbeer trügen.
Was kann den Menschen noch
Vor Menschenwuth verstecken?
Der Tiger schont denn doch
Der ihm verwandten Flecken!
O Lieber, kennst Du noch
Ein schwärzer Ungeheuer,
Als Zwietracht, die dem Schleier
Der tiefsten Höll' entkroch?
Kennst Du die Menschheit noch,
Die, daß sie Gott auch schände,
Die blutbespritzten Hände

Zu seinem Himmel hebt?
Nicht schaudert und nicht bebt,
Ja nicht einmal erröthet,
So oft sie, rachevoll,
Zu ihm um Rache betet,
Die würgen helfen soll.

Rom würgt' an dem Altare
Des Vaterlands und bald
Erschien in der Tiare
Die heilige Gewalt;
Und Stolz und Dummheit kamen
Mit ihrer Heiligkeit,
Und opferten, geweiht
Dem Himmel, nun im Namen
Des Himmels Menschen auf!

Wer hemmt den wilden Lauf
Der Wuth? Im Reiz der Neuheit
Steigt dort ein Altar auf;
Sie weihten ihn der Freiheit,
Wer baut' ihn? — Tyrannei!
Mit blutigem Verbrechen,
Der Menschheit Hohn zu sprechen,
Und Sclavenfessel brechen,
Ist wahrlich zweierlei!
Und dennoch opfert Südens
Und Westens Taumelschaar
Auf jenem Blutaltar
Ein Glück, das Frucht des Friedens,
Frucht der Gesetze war!
Ja bringen nicht auch Söhne,
Die Deutschlands Schooß gebar,

Doch einzeln nur, ihm Töne
Der Lobposaune dar?

Stürzt von dem Zaubersessel
Der Dummheit Tyrannei!
Noch spinnt sie an der Fessel
Der Geistessclaverei;
Zerreißt sie — und seid frei!
Der Wahrheit baut Altäre!
Und heiligt sie, und freut
Euch dann der edlen Zähre
Der bessern Menschlichkeit!
In diesem Heiligthum
Blüht, vom Gesetz bewacht,
Der Freiheit schönste Blume:
Im kalten Hauch der Nacht
Nur wird sie immer welker,
Bis sie der Fuß zertritt. —
Im Finstern gehn die Völker
Nicht einen freien Schritt;
Sie gehn, und gehn nicht weiter;
Gegängelt von dem Zwang
Sich aufgedrungner Leiter,
Gehn sie den Zirkelgang.
Viel Fürsten könnten werther
Des Vaternamens sein,
Als sie es sind, allein
Macht sie nur aufgeklärter,
So werden sie's auch sein!
Was machte Friedrichs Staaten
So blühend? That es nicht
Die schönste seiner Thaten?
Er ließ in seinem Licht
Die Dummheit sich verrathen!

Gesetz und Freiheit traten
In einen Bund, und sahn
Zufrieden ihre Söhne,
Wie Eines Liedes Töne,
Sich Einem Ziele nahn.
Die Vollmacht der Gesetze
Beschützt die Freiheit nur,
Nicht aber die Geschwätze,
Die schon, von Flur zu Flur,
Des Aufruhrs Saamen streuen.
Wer wird die Stelle weihen,
Wo Eintracht, unverwaiſ't,
Darf ihren Oelzweig streuen?
O, könnt' ich ihren Geist
In alle Herzen hauchen,
Dann sollt' auf keiner Flur
Der Altar der Natur
Von Menschenblute rauchen!

Du siehst denn, Vater Gleim,
Ich brüte manchen Reim,
Den Du verzeihst: ein Brüter
Des Aufruhrs, dieser Pest,
Die schon auf ihrem Nest
Auch manchen Freiheitswüther
In Deutschland brüten läßt,
Nein, Freund, ein solcher Brüter
Der Freiheit werd' ich nie!
Doch warum rufen sie
So laut in die Gemüther
Des Aufruhrs Feldgeschrei?
Wie? sind sie denn nicht frei?
Wo sind auf deutschen Fluren
Die fürchterlichen Spuren

Des Keim's der Tyrannei?
Beweisen denn die Schreier
Nicht selbst durch ihr Geschrei
Am besten, daß nichts freier
Als ihre Freiheit sei?
Wer's wagen darf, so frei
Den Herrschern in die Ohren
Zu rufen: „Ihr seid schlecht!
Ihr seid Usurpatoren!"
Der hat gewiß nicht Recht!

Ach! kannst Du sie versöhnen,
Freund, so versöhne sie
Doch mit der Harmonie
Der Eintracht, der sie höhnen!
Und hast Du sie versöhnt,
Zum Frieden sie geführet,
Wo Dich der Lorbeer krönt,
Der solchem Sieg gebühret:
Dann lade zu dem Wein
Bei Deinem Musenfeste,
Aus seinem Eulenneste
Den Grillenfänger ein!

Tiedge.

Ein Schreiben von Gleim forderte ihn auf, ein Trostlied zu singen dem trostlosen über den Tod seiner Verlobten trauernden Stamford. Tiedge begann sogleich in der nächsten Nacht und endete in der folgenden die im zweiten Bändchen seiner Werke (dritte Auflage) befindliche, an Stamford gerichtete Elegie und sandte sie an Gleim, der sie seinem Freunde Stamford zukommen ließ.

Vielleicht dürfte es den Lesern nicht unwillkommen sein, von diesem merkwürdigen Manne in diesen Blättern einige Nachricht zu finden. Das Schicksal desselben gehört zu den seltenen wunderbaren Fügungen, die aus kleinen, hoffnungslosen Anfängen die größten und erhabensten Entwickelungen hervortreten lassen. Hier war es ein Gegenstand von höchst gemeiner Natur, der die erste Wirksamkeit zu Stamford's Erhebung und Glanz in Bewegung setzte. Ueber seine Geburt, wer seine Eltern gewesen, wo sie gelebt haben: über das Alles ruht ein unaufhellbares Dunkel. Er gab sich für einen Engländer aus, welches auch der Name andeutet. In den Jahren siebzehnhundert und etliche siebenzig kam er hülfsbedürftig nach Hanover. Die Handöverische Regierung sandte ihn nach Ihlefeld, wo er bei der dortigen Ritteracademie als Lehrer der Mathematik und der französischen Sprache mit einem sehr geringen Gehalt angestellt wurde. Da lebte er in dunkler Zurückgezogenheit, bearbeitete logarithmische Tafeln und ließ zuweilen kleine geistreiche Gedichte in den Vossischen Almanach einrücken. Diese Gedichte machten Gleimen aufmerksam auf den Verfasser, dessen Stellung in Ihlefeld er bald auskundschaftete. Die Nachrichten aber, die von dorther über Stamford einliefen, waren unbestimmt und überhaupt nicht geeignet, Gleim's Aufmerksamkeit für ihn zu unterhalten; Stamford schwand aus seinem Gedächtnisse. Später kam Gleim auf einer Reise nach Nordhausen, und wurde durch ein Versehen in ein schlechtes Wirths-

haus geführt, wo man ihm kein Abendessen bereiten konnte. Ihm wird ein verdorbener ekelhafter Hering vorgesetzt; unwillig darüber, beschließt er weiter zu reisen; nun fällt ihm die Nähe von Ihlefeld, Stamford's Wohnort, ein; dahin fährt er noch denselbigen Abend und übernachtet daselbst. Den folgenden Morgen schickt er zu Stamford, und es erscheint vor ihm in ärmlicher Bekleidung ein junger Mann, dessen ganze Haltung eine gedrückte Lage verräth. Aber was dieser junge Mann sprach und mit zarter Bescheidenheit vortrug, war voll Geist, kündigte eine vielseitige Bildung an, und flößte Vertrauen und Zuneigung ein. „Haben Sie etwas Neues gemacht?" fragte ihn Gleim. — „Eine kleine unbedeutende Fabel, „das Wagenrad," antwortete Stamford, und trug sie aus dem Gedächtnisse vor. Das rechte Hinterrad eines Wagens wurde von einem Hunde kläffend verfolgt. Das linke Rad sagte: Nachbar, warum duldest du den Kläffer hinter dir? Das Rad erwiederte: laß hinterrücks den Kläffer bellen, wagt er es aber vorwärts mir in den Weg zu treten: dann schmettere ich ihn nieder in den Staub. „Bravo!" sagte Gleim. „Kommen Sie zu mir nach Halberstadt." — „Sehr gern, erwiederte Stamford, „wenn sich dort eine Aussicht für mich eröffnen sollte." — Gleim erinnerte sich, daß der Herzog von Braunschweig einen Lehrer der Mathematik für die jungen Offiziere seines Regimentes suche: er schrieb daher sogleich nach seiner Zurückkunft an den Herzog, und empfahl ihm zu dieser Stelle seinen Stamford.

Der Herzog ging auf die Empfehlung ein, und Stamford kam nach Halberstadt. Bald fand sich aber, daß die Offiziere, die keine Schüler sein wollten, nichts lernten. Der Herzog wünschte nun von Stamford sich zu befreien, und empfahl ihn für das Corps de génie seinem großen Oheim dem Könige von Preußen. Der Monarch ließ Stamford nach Potsdam kommen, und bediente sich seiner bei dem Bau der Festung Graudenz. Nachher wählte er ihn zum wissenschaftlichen Erzieher des dereinstigen Kronprinzen. Nach des großen Königs Tode, überließ Friedrich Wilhelm II. diesen geschickten Prinzenführer seiner erlauchten Schwester, der Erbstatthalterin von Holland, zum Instructor ihrer beiden Prinzen. So kam Stamford nach Holland, und gewann in kurzer Zeit das Vertrauen des Erbstatthalters sowohl als der Erbstatthalterin in so hohem Grade, daß er bald alleiniger Führer der beiden Prinzen wurde, die er auch späterhin auf Reisen begleitete. Er stieg von Stufe zu Stufe und vereinigte dann die beiden obersten Befehlshaberstellen der Land- und Seemacht in seiner Person. So geschah es demnach, daß Stamford aus einer unbequemen niedrigen Stellung zu dem Gipfel einer glänzenden Wirksamkeit empor stieg.

Wir kehren zu der durch die vorstehende Einschaltung oben abgebrochenen eigentlichen Erzählung zurück. Stamford hatte das von Tiedge an ihn gerichtete Trostlied freundlich aufgenommen, und schrieb ihm darüber folgende Worte: „Ich danke Ihnen, lieber Tiedge, für

die Theilnahme, die Sie mir in Ihrem poetischen Sendschreiben zu erkennen geben. Das Gedicht hat einem verwundeten Herzen wohlgethan, indem es Erinnerungen einer schönen Vergangenheit feiert. Ich wünsche Ihnen irgendwo zu begegnen. Meine Reise mit den beiden Prinzen von Holland führt mich in Ihre Nähe. Durch unsern gemeinschaftlichen Freund Gleim werde ich Sie wissen lassen, an welchem Orte wir uns, ohne große Unbequemlichkeit für Sie, sprechen können. Ihr, u. s. w."

Nach Verlauf einiger Monate bekam Tiedge von Gleim einen Brief, der ihm meldete, daß Stamford am Charfreitage (1790) gegen Mittag in dem Kloster Huisburg eintreffen werde, um daselbst den Verfasser des an ihn gerichteten Trostliedes zu sprechen. Tiedge fand sich an dem bestimmten Tage im Kloster sehr zeitig ein, und ging, da die erwartete Gesellschaft noch nicht angekommen war, in die Kirche, wo die Charfreitagsceremonien verrichtet wurden, und weil ihm diese weder Erbauung noch Unterhaltung gewährten, so schrieb er in seine Tafel das im dritten Theile seiner Werke befindliche Gedicht „an Christus."

Bald nach beendigtem Gottesdienste, gegen eilf Uhr, kam Stamford mit den beiden Prinzen in Gleim's Begleitung auf den Klosterhof gefahren. Gleim begrüßte seinen treulosen Freund Tiedge, wie er sich scherzhaft ausdrückte, mit der gewohnten Innigkeit. Stamford, nach einigen Höflichkeitsbezeigungen gegen den Prälaten,

wendete sich mit einer herzlichen Umarmung zu Tiedge und sagte ihm in Beziehung auf das ihm gewidmete Gedicht die feinsten, verbindlichsten Worte. Stamford war damals in den mittleren Jahren, ausgezeichnet durch den würdigsten Anstand, und durch ein Ehrfurcht gebietendes Ansehen. Der denkende Ernst seines Gesichts gab der Feinheit und Milde seines Umganges eine überraschende Liebenswürdigkeit. Wenn uns die edle Freundlichkeit einer hohen ernsten Gestalt anblickt, so ist das gleichsam ein Sonnenaufgang für das Gemüth. — Nach einem kurzen Spaziergange in dem schönen abteilichen Garten ging man zu Tische. Tiedge bekam seinen Platz neben dem Briten. Da knüpfte sich zwischen Beiden eine freundschaftliche Verbindung an, die zu einer schönen Entwickelung gereift sein würde, hätte die Zeit der politischen Stürme, die ihre Zerstörungen überall hintrug, nicht auch in dieses Verhältniß ein allmäliges Verstummen gebracht. Das Gespräch während der Mahlzeit betraf Politik, und nichts als Politik, die seit den Gräulscenen in Paris bei Tiedge keine Theilnahme mehr fand. Bald nach Tische trennte sich die Gesellschaft, Stamford mit seiner Begleitung kehrte nach Halberstadt zurück, und Tiedge in seine Verbannung.

Die flüchtige Bekanntschaft mit dem ausgezeichneten merkwürdigen Manne warf gleichwohl einen dauernden Lichtstrahl in die Einöde seines Lebens, welches sich wie in einer Vorschule der Entsagung, in einem Kreise, zum Theil harter Polizeiverordnungen durchaus

unselbstständig bewegte. Solche Verordnungen waren z. B. Kornausfuhrverbote. Hier mußte der Dichter, obwohl nur sehr entfernt, Theil an Strafvollziehungen nehmen, die eine ganze Familie zu Grunde richteten. Ein Gesetz, wo der Uebertretungsfall in der natürlichen Freiheit zu nahe liegt und zu reizend erscheint, ist immer ein Messer in der Hand eines Kindes; und die Vervielfältigung der Verbotgesetze ist eine Vervielfältigung der Pforten zur Sünde.

Zu den unangenehmsten Obliegenheiten seiner Stellung gehörten die Cantonbereisungen und die Einlieferung der Recruten an die Regimenter; da geberdeten sich die Eltern der jungen Leute, die zur Einstellung verlangt wurden, oft nicht anders, als ob ihre Söhne zu einer Strafanstalt abgeführt würden. Auftritte der Art setzten Tiedge's Mitleidsgefühl dergestalt in Bewegung, daß er dadurch zu einer seiner Stellung entgegengesetzten Theilnahme hingerissen werden konnte, die mit Gefährdung seines eigenen Friedens ihn bedrohte. So erlaubte er sich ein kühnes Wagstück, als der Sohn eines Predigers H. in M., ein Jüngling von ansehnlicher Gestalt, der sich der Landwirthschaft gewidmet hatte, zum Soldatendienst einberufen wurde. Der Vater war außer sich, die Mutter gerieth in Verzweiflung. Tiedge sandte durch einen Eilboten an den Vater ein Schreiben, das sogleich den Entwurf einer Bittschrift an den Minister von Wöllner enthielt, von welchem das damals so heftig bestrittene Religionsedict ausgegangen war. Der Ent-

15*

wurf setzte den Nachtheil auseinander, der für das Ansehen des Geistlichen, mithin der Religion selbst, daraus erwachsen müßte, wenn der Geistliche in Absicht seiner Familie zu dem Bauernstande herabgezogen werde. Hiernächst gab das Schreiben dem bedrängten Vater den Rath, seinen Sohn sogleich in das nahe Ausland entfliehen zu lassen, und sodann die Bittschrift nach dem beigefügten Entwurfe an den Minister von Wöllner eiligst abzusenden. Alles geschah; der Erfolg war, daß der Sohn des Predigers H. vom Soldatendienst losgesprochen und zugleich ein allgemeines Gesetz erlassen wurde, nach welchem die Predigersöhne, nicht nur wenn sie sich den Studien, sondern auch wenn sie sich der Landwirthschaft oder dem Handelsstande widmeten, vom Militairdienste ausgenommen sein sollten. Der junge H. hatte indessen, geschreckt durch die, obwohl beseitigte, Gefahr, aus seiner Laufbahn gerissen zu werden, eine solche Abneigung gegen sein Vaterland gefaßt, daß er sich nach Dänemark begab, wo er bei einem wohlhabenden Gutsbesitzer die Stelle eines Gehülfen in der Landwirthschaft übernahm. Der junge H. war ein wohlgebildeter, gesitteter Jüngling, sein Herr hatte eine einzige Tochter: was war natürlicher, als daß H. der Schwiegersohn des Hauses und ein glücklicher Mann wurde. — Jener Rath zur Flucht des Recruten würde, wäre er entdeckt worden, für den Rathgeber von den verderblichsten Folgen gewesen sein: diese Betrachtung machte es ihm vollends klar, daß seine Stellung keine bleibende

Stätte für ihn sein konnte, und dies um so weniger, als sie auch in der Zukunft ihm keine Aussicht zu einer festen, seinen Kräften und seiner Sinnesart angemessenen Wirksamkeit anwies, wo er selbstständig, frei und freudig arbeiten könnte für den Zweck, wohin alle seine Wünsche, seine Sorgen gerichtet waren. Aber wohin? — wohin sollten seine Gedanken sich wenden? Endlich kam ihm die Idee, Theilnehmer an einer gangbaren Zeitschrift zu werden. Indem er diesen Gedanken mit Geist und Gemüth umfaßte, wußte er nicht, daß die unsichtbare Hand, die unsere Schicksale lenkt, den Zweck seines Lebens ihm bereits aus den Augen gerückt hatte. Während er dort eine Mutter tröstete, ward ihm von dem Engel des Todes die eigene theuere Mutter entführt. Er hatte nichts von ihrer Krankheit erfahren; um desto zerstörender überfiel ihn dies traurige Schicksal und hemmte alle Thätigkeiten seines Geistes, alle Kräfte seines Gemüths. O Verhängniß, rief er aus, warum versagst Du so grausam die Erfüllung dem frömmsten der Wünsche! Trostlos und schweigend irrte er in des Waldes Einöde umher, bis der Schmerz sich auflös'te in dem Thränenguß, den folgende Zeilen enthalten:

Du Fromme ruhst in Deines Gottes Frieden,
Der trocknete Dir alle Thränen ab;
Du hast errungen, was hienieden
Das harte Leben Dir nicht gab.

Ein Traum, der mich so kindlich froh begrüßte,
Verschwand aus meiner Gegenwart!
Verstummt nur, meine Lieder in der Wüste,
Die mein verarmtes Herz umstarrt!

Nach einem Kranze flogen meine Schwingen,
Und nun — zerfallen ist der Weihaltar,
Dem ich ihn freudig darzubringen
Froh jugendlich begeistert war.

So war es denn Verhängniß meines Lebens,
Von fern nur mein gelobtes Land zu schau'n:
Du Himmlische, so strebt' ich denn vergebens,
Ein Friedenshüttchen Dir zu bau'n.

Fern ab von diesem öden Staube,
An dem der dunkle Nebel graut,
Dort haben Engel eine Laube
Von Palmenschatten Dir gebaut!

Dies arme Herz, was kann es noch umfassen,
Das Dich, o Dich! Du Heilige vermißt?
Wenn solche Seelen uns verlassen,
Dann fühlen wir, wie arm dies Leben ist.

Ach furchtbar ist des Lebens Offenbarung,
Zum Erdenpilger spricht es durch den Schmerz:
„Reich wird und reicher die Erfahrung,
Und arm und ärmer wird das Herz.“

Durch finstre Schatten gehen meine Stunden,
Doch diese Schatten sind geweiht!
Ihr Tröster, laßt mir meine Wunden!
Sie sprechen ja von einer schönen Zeit!

Und diese mahnt an die geliebten Stellen,
Wo, Dulderin, Dein stiller Wandel ging,
Als noch um meine Lebensquellen
Ein Lenz voll Morgenblüthen hing.

Geheiligt ist, wo Du gewandelt,
Wo Du gelitten hast, der Raum;
Wo eines Engels Fuß gewandelt,
Geleuchtet hat, da schwebt ein Himmelstraum!

Zu Deinen Spuren, Fromme, will ich treten;
Du weihtest sie zu Tempelstellen ein!
Da will ich Dein gedenken, weinen, beten,
Und näher Deinem Himmel sein!

Den Verlassenen umgab nun eine trübe Gegenwart; und wenn er auf die Zukunft hinsah: dann war's ihm, als streife sein Blick über eine endlose Wüste dahin. So arbeitete er kalt und theilnahmlos sein Tagewerk ab, worin er, seiner Stellung nach, weder Gutes stiften, noch Schlimmes, wenn es darauf ankommen sollte, verhindern konnte. Das einzige von ihm bewirkte Gute, die Rettung des jungen Predigersohnes, deren wir oben erwähnten, stand im Widerspruche mit seinem Verhältnisse, und er traute sich nicht zu, gefährlichen Wiederholungen der Art widerstehen zu können. Mit jedem Tage ward ihm seine Stellung drückender und widerwärtiger: er entsagte und kehrte 1791 nach Halberstadt in die Arme seines väterlichen Freundes zurück.

Aus dieser Zeit stammen Gleim's und Tiedge's einfach schöne Lieder an die Freundschaft, wovon hier eine Probe ihre Stelle finden mag.

Gleim an Tiedge. 1791.

Wer Freundschaft auf Verstand und Geist und Tugend gründet,
Die gegen allen Sturm besteht,
Und Einen, Einen Freund, nicht Zweie, sucht und findet,
Und an der lieben Hand des Einen Freundes geht,
Wohin sein Gott ihn führt, und Herz an Herz verbindet,
Und dahin, wo die That ein Herold nicht verkündet,
Den Samen seiner Tugend sä't,
Der findet einen Schatz, am Werth dem großen gleich,
Den ein Eroberer wie Ruhm und Ehr' erhöbe; —
Semiramis selbst, glaub' ich, gäbe
Für solchen Schatz ein Königreich!

Tiedge an Gleim.

Ja, mein Gleim, den Freund zu finden,
Den, von keinem Glanz gerührt,
In des Lebens stillen Gründen
Tugend uns entgegen führt;
Der mit Wahrheit auf den Lippen
Jeder ärmlich stolzen Pracht
An den kläglichen Gerippen
Täuschender Idole lacht:
Ja, mein Gleim, das ist das große
Letzte Ziel der Seligkeit,
Welches unsre Ruh', im Schooße
Dieser wandelbaren Zeit,
Mit Olivenlaub bestreut.

Freundschaft! Freundschaft! O, ihr stolzen
Weltbezwinger, kennt ihr sie,
Diese edle Harmonie,
Welche, Geist in Geist verschmolzen,
Menschen Menschlichkeit verlieh?
Nein, ihr kennt sie nicht! Ihr schieltet
Sonst nach fremden Kronen nicht!
Götter wärt ihr, und verspieltet
Kronen eurer hohen Pflicht
Ach! in Menschenschlachten nicht!
Ja, ihr stiegt von euren Thronen,
Suchtet Freund', und bötet dann
Mehr noch, als ein Astrakan,
Willig den Gliphästionen
Eurer stillsten Stunden an.
Gieb mir Deine Hand, mein Trauter!
Komm zur Aue, wo so mild,
Wie Dein Lied, und sanft und lauter,
Wie Dein Herz, die Quelle quillt:
Daß ich auf der schönen Aue
Dir den Friedenstempel baue,
Dem Dein Herz entgegenschlägt,
Den die Muschelquell' umflüstert,
Die nach Deinen Tönen lüstert,
Wenn sich Deine Laute regt.
Da will ich Dir Treue schwören
Unterm grünen Tempeldach!
Niemand, Niemand soll uns hören
Als der kleine Muschelbach.

Deines Freundes Außenseite
Lächelt zwar nicht wie der Scherz,
Der im Graziengeleite
Rosen in Dein Leben streute;

Ach sie zeugt von manchem Schmerz,
Der mich mit der Freud' entzweite!
Doch birgt diese Außenseite
Wohl ein treues gutes Herz.

Die deutsche Monatschrift bei Vieweg in Berlin war durch Nathanael Fischer's Thätigkeit so eben zu Stande gekommen. An dieser Zeitschrift nahm Tiedge nicht nur als Mitarbeiter, sondern auch als Mitherausgeber Theil.

In diesem ruhigen Verhältnisse lebte er nun bis zum Jahre 1792. Da ward ihm der Antrag gemacht, der Gesellschafter und Reisebegleiter eines jungen Herrn von Stedern zu werden. Dieser junge Mann von den edelsten Gemüthsanlagen, war mit einer liebenswürdigen Gattin vermählt, und hatte zwei hoffnungsvolle liebliche Töchter. Unter den Bedingungen, die man dem Gesellschafter anbot, war für Tiedge's Entschließung vorzüglich diejenige entscheidend, welche, wenn sich nach gewissen Jahren das Verhältniß auflösen sollte, für die Aufopferungen an Zeit und für die Zurücksetzung anderweitiger Bestrebungen und Aussichten, eine dauernde Schadloshaltung versprach. Sonach übernahm er jene Stelle, die in der Persönlichkeit des Gegenstandes, dem er sich widmen sollte, mit nicht geringen Schwierigkeiten, Entsagungen und Beschwerden verbunden war. Der junge Mann, dem er sich hingab, war der einzige Sohn seiner Eltern, der letzte Sprößling eines altadeligen Geschlechtes, der Erbe eines reichen Lehnvermögens. Seine

Kindheit war mehr umschmeichelt als erzogen worden. Die fernere Leitung seines Jugendlebens hatte mehr in einer gefälligen Begleitung seiner Neigungen, als in einer Anregung seiner geistigen und gemüthlichen Kräfte bestanden, und so war der heilige Trieb zur Selbstthätigkeit frühzeitig in ihm erstickt worden, und sein ganzes Seelenvermögen erlag unter einer solchen Erschlaffung, daß er, um zu einigem Lebensgenusse zu gelangen, einer starken sinnlichen Aufreizung bedurfte. So war es denn geschehen, daß er sich Verwöhnungen und Genüssen hingegeben, welche die sonst kräftige Natur frühzeitig zu Grunde zu richten drohten. Die Aufgabe des Gesellschafters bei dem Manne war nun: auf solche Zerstreuungen und Unterhaltungen zu sinnen, die geeignet waren, jenen Verwöhnungen entgegen zu wirken. Leider kamen alle Rettungsversuche zu spät. Das zu bekämpfende Uebel war schon zu tief eingedrungen; es hatte seine Zerstörung vollendet. So starb ein junger Mann, der eigentlich nicht gelebt hatte, im ein und dreißigsten Jahre seines Alters, und hinterließ zwei liebenswürdige hoffnungsvolle Töchter und eine an vielfachen körperlichen Leiden siechende edle Gattin, die bei seinem Hinscheiden sich in einem fast undurchschaubaren Labyrinthe von Geschäften befand, die, da kein Sohn vorhanden war, den Lehnbesitz vom Allodialvermögen zu sondern hatten, und folglich in der Seele der trauernden Wittwe die schmerzhaftesten Erinnerungen hervorrufen mußten.

Tiedge's Aufenthalt in diesem Hause hatte kaum

18 Monate gedauert. Es fehlte also noch viel an jener den Anspruch an eine Schadloshaltung bedingenden Zeit. Ungefördert, zurückgestellt vielmehr, fand er sich nun in dem Falle, eine verlorne Zeit zu beklagen, die überdies noch die früheren literarischen Verbindungen großentheils aufgelös't hatte. Da gelangte unerwartet zu ihm ein Ruf, der ihn aber freilich aus seinen geliebtesten Verhältnissen hinwegführte. Durch einen seiner vertrautesten Freunde, den Prediger Lebrun bei der französischen Colonie in Halberstadt, hatte Tiedge einen hochstehenden Mann in Berlin gewonnen. Dieser ließ ihm durch jenen Freund eine bedeutende Stelle in der Provinz anbieten, welche durch die Zerreißung und Vertheilung Polens dem Königreiche Preußen zugefallen war. Tiedge zögerte nicht, die dargebotene Stelle anzunehmen.

Nachdem die Sache völlig zu Stande gekommen war, eröffnete er der Wittwe seine Entschließung. Mit sichtbarer Bewegung sagte sie: „So wollen auch Sie die Verlassene verlassen? Sie sehen mich unter einer Last von drängenden Umständen erliegen, in einem Gewirre von Geschäften verwickelt, die mein Herz immer von Neuem zerreißen. Auch fühle ich, mir steht eine Krankheit bevor. Bleiben Sie! Helfen Sie mir meine Kinder erziehen. Ich weiß, was Sie thun, wenn Sie bleiben, weiß aber auch, was ich zu thun habe." — Die lieblichen Kinder waren gegenwärtig. Tiedge konnte nicht widerstehen, er blieb, und abgebrochen wurden

die Verhandlungen in Berlin. Tiedge begab sich in ein Gedränge von Unruhen und Unannehmlichkeiten, von denen einige ihn unmittelbar verletzend berührten: so mußte er unter Andern beschwören, aus der ihm anvertraut gewesenen Bibliothek des Verstorbenen kein Buch entwendet zu haben. Dagegen fand er in der Beschäftigung mit den allerliebsten Kindern und in dem Umgange mit der würdigen Mutter hinreichende Vergütung. Die Persönlichkeit dieser edlen Frau war einfach und anspruchlos, ihr Verstand nicht glänzend, aber gesund, treffend, und daher ihr Urtheil stets in der Fassung, den Bewegungen ihrer Gemüthskräfte die vernunftmäßigste Richtung zu geben. Sie übte im Stillen eine weit verbreitete Wohlthätigkeit aus. Die Stille war das Element, worin sich ihre Tugend bewegte. Aber die Vorsehung schien bestimmt zu haben, diese Seele durch die empfindlichsten Prüfungen ihres Muthes hindurchgehen zu lassen.

Nicht lange nach des Gatten Tode verlor sie auch ihre Mutter. Dieser Schlag traf sie ganz unerwartet, und somit um desto erschütternder. Was ihre Ahnung vorausgesehen, erfolgte: sie verfiel in eine sechs Monate lange Krankheit. Um die Vollständigkeit ihrer Genesung zu befördern, ward eine Ortsveränderung, eine Reise vorgeschlagen. Tiedge begleitete sie nach Magdeburg. Da war es nun ihr erstes Geschäft, ihren letzten Willen zu verfassen, worin sie Tiedge's Schadloshaltung auf die edelmüthigste Weise bestimmte; sie that dies

unter dem Geheimniß solcher Veranstaltungen, daß Tiedge davon nur eine unbestimmte Sage vernahm. Sie war überdies noch behülflich zur Erwerbung einer kleinen Präbende, die er späterhin seinem jüngern Bruder abtrat.

Für Tiedge war der Aufenthalt in Magdeburg auf eine politische Weise merkwürdig. Lafayette saß um diese Zeit (1794) in Magdeburg gefangen. Dieser ebenso ausgezeichnete Mensch als freisinnige Staatsbürger und Feldherr; der Amerika zur Freiheit verholfen, war der Pariser Blutregierung, mit der er nicht einverstanden sein konnte, entronnen, in der Hoffnung, auf deutschem Boden Theilnahme und Gastrecht zu finden. Statt dessen ward er, sobald er die Grenze betreten, verhaftet und von Kerker zu Kerker geführt. Groß und allgemein war die Aufregung, welche dieses Mannes Schicksal in allen Ländern Europa's, besonders in England, die edelsten Männer in Bewegung setzte. In London waren einige bedeutende Freunde Lafayette's auf den Einfall gekommen, die Sache des verfolgten Helden mit der lautesten Anklage vor das Weltgericht der öffentlichen Meinung der Völker zu bringen. Zu dem Ende hatte ein Franzose, ein gewisser d'Agrain, ein langes Gedicht verfertigt; er nannte es eine Heroide. Der Dichter läßt darin seinen Helden Lafayette selbst auftreten. Dieser schildert nun mit den lebhaftesten Farben die Tage seines Unglücks im Gegensatze mit den Tagen seines Ruhms, und klagt die Grausamkeit an, die den

Schutz, den er angerufen, ihm versagt und dafür mit der Schmach eines Gefangenen ihn belegt hatte. Dieses Gedicht war bestimmt, weit umher zu tönen; wiederhallen sollte es von allen Zungen, aus allen Idiomen der Völkerschaften Europa's. Archenholz in Hamburg hatte den Auftrag, den deutschen Uebersetzer zu wählen; er schrieb an Tiedge. Dieser sogleich bereitwillig, verlangte das Manuscript, welches mit der nächsten Post eintraf. Beide Briefe von Archenholz erhielt Tiedge erbrochen, und der Magdeburgische Postmeister ließ ihm sagen, daß er sich zu ihm bemühen möchte, damit er ihm den Grund der Brieferbrechung mittheilen könnte. Tiedge achtete wenig darauf, folgte der Einladung nicht und machte sich eifrig an die Arbeit. Ohne Zweifel hatte man Abschrift von dem Briefe nach Berlin gesandt; denn von dorther war von diesen politisch-literarischen Bewegungen und von Tiedge's Theilnahme daran eine Nachricht, wahrscheinlich voll Uebertreibung, an Gleim gelangt; dieser schrieb an seinen unbesonnenen Freund und Clienten einen mißbilligenden, heftigen Brief, der ihn für den ersten Augenblick bestürzt machte. Nicht lange darnach erhielt er einen Besuch von einem alten Gönner, dem Konsistorialrath K.— Dieser trat ihm sogleich mit der Aeußerung entgegen: „Sie übersetzen ein Buch, welches Ihnen eine bedenkliche Aufmerksamkeit zugezogen hat. Die polizeiliche Beobachtung Ihrer Person wird bis jetzt noch von einer feinen Schonung begleitet." Auf Tiedge, der sich seines arglosen Her-

zens bewußt war, machte diese Eröffnung keinen sonderlichen Eindruck. Er vollendete sein Werk. Indessen nahm die ganze Sache eine Wendung, die alle Weiterungen abbrach. Tiedge war kaum fertig mit seiner Arbeit, so bekam er von Archenholz ein Schreiben, worin dieser ihm meldete, daß die Befreiung Lafayette's im Rathe der Mächtigen beschlossen sei, und daß es mithin der Bemühungen seiner Freunde nicht ferner bedürfe. — Ob das Originalwerk von d'Agrain zur literarischen Welt gekommen, davon hat der deutsche Uebersetzer nie etwas erfahren, er selbst behielt seine Uebersetzung im Pulte. Um aber doch unsere Leser einigermaßen bekannt zu machen mit dem Geiste, aus welchem jene sogenannte Heroide hervorgegangen, so dürften vielleicht einige Proben der deutschen Uebersetzung hier an ihrem Orte stehen. Das Gedicht beginnt:

In dieser Kerkergruft voll grauser Dunkelheit,
Die schon seit Jahren Nacht auf meine Ketten streut;
Hier, wo ich kaum noch bin, hier schrecklich eingegittert,
Wo scheu zu mir herein der schwache Lichtstrahl zittert,
Wo Tyrannei mich hält in diesem Schreckensort,
Hier sterb' ich lebend hin und lebe sterbend fort!
Die Tage, welche Qual! sie stehn wie angebunden!
Und wie ein Leichenzug entschleichen hier die Stunden
Der schlummerlosen Nacht in dieser Kerkergruft;
Und Langeweile haucht der Athem dieser Luft.

Ich ein Gefangner! ich! warum? ich wollte retten,
O Recht und Menschlichkeit, schaut her! mein Lohn sind Ketten!

Warum empört mich das? — Die Ketten sind mein Kranz!
Gab nicht das Unglück stets der Tugend ihren Glanz?
Camillus, Phocion, ihr theilet mein Verderben!
Ich that, was ihr gethan, wie ihr werd' ich auch sterben!
Jedoch Verwesung düngt! Wo Lavaströme glühn,
Befruchtet sich das Land und Enna's Fluren blühn.
Die Blitze schuf ein Gott den Luftkreis zu erheitern,
Tyrannen sind bestimmt, um unsern Geist zu läutern." —

Hier schließt sich füglich eine sehr rührende Stelle des Gedichtes an. Nachdem der Dichter seinen Helden über verschiedene Gegenstände, besonders über das Schicksal seiner Freunde, sich hat verbreiten lassen, fährt er fort:

So Lafayette — er sprach's. — Ein Blick voll Seelenruh,
Voll Himmelsharmonie flog den Gestirnen zu.
Nacht war es, dunkle Nacht, und schwarze Schatten spannen
Noch schwärz're Laster ein, die Frevelthaten sannen.
Der Mond ging einsam auf, beschimmerte den Rand
Des Kerkergitters, wo der hohe Dulder stand.
Und wie ein Tröstungsblick im Freundesangesichte,
Hing Lafayette's Aug' am stillen Mondeslichte.
Da hob aus tiefer Nacht sich seine Seel' empor,
Es rief ein ahnendes Gefühl aus ihm hervor:
Wie, seh' ich dort vielleicht die Blicke meiner Theuern
Mit mir die Zärtlichkeit der Wechselahnung feiern?
Ach Wahn! ein süßer Wahn, ein täuschendes Gesicht!
Ein Traum! — Ist Alles Traum, und nur mein Elend nicht? —
O Schrift! Die Seele kann ja noch in Deinen Zeichen
Weit über Land und Meer die ferne Seel' erreichen —
Doch diesen Trost hat mir die Grausamkeit geraubt:

Dies stumme Herzgespräch ist mir nicht mehr erlaubt;
Mein Herz hat keinen Weg, den Lieben zuzueilen!
So rinne denn mein Blut unförmlich hin in Zeilen!
Und spreche: Gattin lies! o lies die Züge hier!
Es ist ein blutig Wort! o lies, es kommt von mir!

Noch eine Stelle in diesem Gedichte scheint uns nicht unwürdig hier angeführt zu werden; sie spricht über Staatsneuerung, Gesetzverfassung und Criminalgesetzgebung folgende Worte:

Naht euch, und betet an in Themis' Tempelhain!
Naht euch, ihn vom Gespinnst Arachnens zu befrein!
Nur — habt ihr Bess'res nicht dem Volke zu verheißen,
So waget, Altes nicht vermessen einzureißen.
Doch streben sollen wir nach Themis' reinstem Licht,
Erreicht ihr Höchstes auch die Erdenweisheit nicht!
Gesetzgebung — was kann ihr hohes Ansehn stützen?
Religion! Nur sie kann jedes Scepter schützen.
Durch ihren weisen Mund sprach Solon Recht herab
Auf Völker, denen er durch sie Gesetze gab;
Sie war der Weg, auf dem das Ziel die Solons fanden,
Das Band, womit sie Erd' und Himmel einst verbanden.
Religion — nur sie giebt dem Gesetze Kraft,
Die Kraft, wodurch sie Eins aus Millionen schafft,
Wodurch sie Titel, Rang und Stand vom Bürger trennet,
In Ahnenmännern nur den Bürger anerkennet.
Ihr Gleichheitsmänner, reißt die Menschen nicht vom Schooß
Gewohnter Sitten, reißt sie nicht vom Namen los!
Was leerer Zufall ist, darf nie zur Wuth entflammen!
Ob wir vom Cyrus her, ob wir vom Cäsar stammen,
Was thut es? — Das Gesetz weiß nichts von Arm und Reich,

Von Titeln, von Geburt: vor ihm ist Alles gleich.
Doch diese Gleichheit wagt verschiednen Fähigkeiten,
Verschiednen Wesen, nie ein Richtmaß anzustreiten;
Natur haßt Einerlei, sie liebt das Farbenspiel,
Im Wechsel selber ist die Einheit doch ihr Ziel.
Seht ihre Welten dort, die durch die Himmel flammen;
Sie nahn einander nie und wandeln stets zusammen.
Zu dieser Harmonie führt uns ein Himmelsruf,
Sie war das Bild, wornach der erste Staat sich schuf.
Es sei denn das Gesetz, wie Gott, des Frevels Rächer,
Doch grausam, wird es selbst am Frevler zum Verbrecher.

Was seh' ich? ach! mein Blut kocht auf! was seh' ich dort!
Weg Rabenstein und Rad! weg das Gerüst zum Mord!
Was soll der Galgenpfahl? soll er das Laster schrecken?
Er wird ein scheußlich Graun, nie Tugendsinn erwecken.
Europa, dein Gesetz, dein Blutgesetzbuch war
Ein Kind der Hölle, die Torturen uns gebar;
Die Neugier strömt und drängt herbei, um mit Entsetzen
An Missethäterpein sich schmerzhaft zu ergötzen.
Ein gräßliches Gepräng', das man im Angesicht
Des Sünders aufführt, schleppt den Sünder zum Gericht!
Fluch dem Barbarengräul! wer wird ihm endlich wehren,
Den Schöpfer im Geschöpf so pomphaft zu entehren?
Wenn, o Gerechtigkeit; wenn Deinem Schmerz einmal
Ein Opfer fallen muß: so fall' es ohne Qual!
Kein unberufner Blick sei Zeuge, wo der Rächer
Den Frevel straft! o ehrt den Menschen im Verbrecher.
Der Griechen Themis — nur verhüllt — vergoß sie Blut.
Macht die Gesetze sanft: ihr macht die Menschen gut.

Der Gehaltreichthum dieses episodischen Beiwerks wird hoffentlich dessen weitläufige Anführung nicht miß-

fällig scheinen lassen. Wir kehren hiermit zur Erzählung zurück.

Nach Verlauf eines Jahres begleitete Tiedge seine Freundin auf das Land, wo diese in einer ungemein schönen Gegend am Unterharze in der Nähe von Quedlinburg sich eine ländliche Wohnung bereitet hatte. Diese Gegend bildet ein reizendes Thal, durch welches die Bode rauscht. Die berühmten Höhenpunkte: die Roßtrappe, der Hexentanzplatz und die Ruine der Lauenburg stehen umher. Um diese einsame Ruine wandeln Geistertritte von Sagen der Vorzeit. Hier lebte Frau von Stedern, wie der schwankende Zustand ihrer Gesundheit es gebot, in strenger Zurückgezogenheit sich, ihren beiden lieblichen Töchtern und einer Pflegetochter. Gewöhnlich begann der Tag dieses Familienkreises mit einem Morgenliede, das die älteste Tochter zum Klavier sang; die übrigen Stunden nahmen bestimmte Beschäftigungen, besonders das lehrende und lernende Erziehungsgeschäft in Anspruch, wobei Tiedge die Mutter unterstützte. Die beliebtesten Erholungen gewährte der Reichthum der schönen Naturumgebung. Der Abend war der Lesung unterhaltender und unterrichtender Schriften gewidmet, wobei die ältere Tochter in ihrem zehnten Jahre schon das Leseamt übernehmen konnte. Einzelne Züge aus diesem kleinen Familienleben hat Tiedge in seinem Frauenspiegel in den Charakter der Melida verwebt.

Im Jahre 1795 unternahm Frau von Stedern zur

Erhebung ihrer körperlichen Kräfte abermals eine Reise. Tiedge begleitete sie nach dem Landgute eines Verwandten in der Nähe von Göttingen. In Göttingen sah er den ehrwürdigen Blumenbach, dem das große Naturleben seine Tiefen aufgeschlossen, und den trefflichen Heeren, vor dessen hellem Geiste sich der Lebensverkehr alter und neuer Völker bewegt. Er besuchte den wackern Althof, der späterhin als königlicher Leibarzt in Dresden mit ihm vereint noch manche schöne Stunde der Erinnerung verlebte. Bei diesem edlen Freunde Bürger's, der dessen Lebensbeschreibung geliefert hat, fand Tiedge damals einen sehr genußreichen Abend. Mit einer Beredsamkeit, welche die Freundschaft eingiebt, trug Althof aus Bürger's Leben, besonders aus den leidenvollen letzten Tagen desselben höchst anziehende Mittheilungen vor. Durch den Lyriker Dr. Karl von Reinhard, der Bürger's literarischen Nachlaß besorgt hat, wurde Tiedge mit dem Buchhändler Dietrich in Göttingen bekannt, in dessen Verlag er eine kleine Sammlung epistolarischer Gedichte gab, die er später, verändert durch Weglassungen und Zusätze, in die Bände seiner bei Renger in Halle herausgekommenen sämmtlichen Schriften vertheilte.

Von dieser genußvollen Reise kehrte Tiedge mit seiner Freundin in die Stille der ländlichen Wohnung zurück. Da entstand manches Gedicht, welches er der Aufnahme in die Sammlung der letzten Ausgabe seiner Schriften nicht unwürdig fand; nur für die endliche

Vollendung des ihm zunächst am Herzen liegenden Werkes, für die „Urania“, wollte sich nimmer die rechte Zeit finden, obgleich dieses Werk in einer lichten Gestalt ihm immerdar vorschwebte.

In diese Zeit fällt nachstehendes Gedicht:

An Herrn von Knesebeck.

Freund, ich bin denn nun der Frohe,
Der sein eignes Hüttchen hat,
Dem er endlich müd' und matt,
Mattgejagt entgegen flohe!
Wie die Stille will ich nun,
Fern von jedem Schaugerüste,
Hinter traulichem Geniste
Meines Fensterweinstocks ruhn!
Jeden Natterbiß der Sorgen
Siehst Du mir nicht weiter an;
Ich bin vor dem Sturm geborgen,
Der mich hier nicht treffen kann.
Darum finde denn fortan
Hier der Abend und der Morgen
Einen frohen heitern Mann,
Der von Narr'n nicht mehr gestoßen
Hier die Ketten von sich warf,
Hier, wo er vor keinem Großen
In den Staub sich werfen darf,
Weil, mit Wenigem zufrieden,
Er sein eigner Großer ist,
Der von allen Unterschieden,
Diesem Quell des Zanks hienieden,
Wenig hört und nichts vermißt.

Letzte selige Gewährung
Meiner Wünsche! nimmer stört
Mich nun weiter die Entbehrung,
So die reiche Welt uns lehrt!
Und mein stilles Leben schändet
Ihre goldnen Lehren nie,
Diese Lehren, welche sie
Reichlich mir hat zugespendet.
Lange Zeit verstand ich nicht,
Was sie denk' und wie sie's meine;
Sieh'! da ging mir's auf, wie Licht:
Nun verbarg sich's länger nicht,
Was sie sei und was sie scheine?
Selbst ihr freundlichstes Gesicht
Ist ein Rollenschmuck der Bühne,
Ja sie selbst ist lauter Miene,
Schauspiel, was sie thut und spricht;
Spielerein sind ihre Schätze,
Ihre Weisheit ist Geschwätze,
Wahrheit ein gemaltes Licht.
Ihr Getrieb' ist ein Gewälze
Leerer Dinge her und hin,
Kalte Form heißt Lebenssinn;
Ihre Riesen macht die Stolze!
All ihr Thun ist freilich seicht,
Aber diesen leeren Dingen
Bis ins öde Herz zu dringen,
Ist dem Späher doch nicht leicht:
Denn der Mensch, wie ich zum Heile
Meiner Ruh zu spät erfuhr,
Ist im Buche der Natur
Nicht die leserlichste Zeile.
Wenn man aber einmal sieht,
Wie das Wesen immer seichter

Sich durch tausend Formen zieht,
Dann ist freilich auch nichts leichter,
Als zu fliehn, was selbst entsteht,
Was nie warm ins Leben quillet,
Was den bessern Durst nicht stillet,
Der im innern Menschen glüht.

O wie selig! stilleselig
Ist das Herz, das sich allmälig
Dem Geräusch entwunden sieht!
Als Dein Freund, der innigfrohe
Zu der kleinen Hütte flohe,
War sein erstes Feierlied:

„Hüttchen, wo der Friede thronet
Auf dem kleinsten Lebensthron;
Werthes Hüttchen, das der Sohn
Der Zufriedenheit bewohnet,
Sei gegrüßt in Deiner Ruh!
Deine Ruh ist mir beschieden!
Meine Seele fliegt dem Frieden
Deines sichern Obdachs zu!
Abgelöst sind mir die Bande
Der geräuschevollen Welt,
Die fortan mich nicht mehr hält;
Ihre Ehr' und ihre Schande
Gelten meistens gleiches Geld!
Nun hast Du mich; und ich hülle
Mich so gern in Deine Stille:
Diese sei nun meine Welt!“

Freund, aus stürmevollen Tagen
Bin ich endlich in die Ruh
Dieser Hütt' hineinverschlagen;

Und ich bring' ein Herz ihr zu,
Das die Flut der Ding' umtrieben,
Welche, wie Du weißt, nicht ruht;
Sie, die mehr, als Heldenmuth,
Als die Weisheit aller Sieben
Griechenlands am Ende thut.
Das was gut war, ist geblieben;
Und was nicht, das hat die Flut
Weit mit sich hinweggetrieben.
Alles Ding ist wozu gut.
Diese Wahrheit lernt' ich lieben;
Nur mit leichtempörtem Blut
Ihre Weisheit auszuüben,
Will Erfahrung, Zeit und Muth.
Vieles riß die Flut darnieder,
Und verlohnt's die Mühe: nun
Hand an's Werk! ich bau' es wieder;
Lohnt es nicht: so laß ich's ruh'n!

Junger Aar, indeß Dein Flügel
Sich der hohen Luft vertraut,
Und von einem Traubenhügel
In des Rheines glattem Spiegel
Sich Dein junger Lorbeer schaut;
Und indeß Du die Gefilde,
Wo die Schlacht verwest, durchirrst,
Von dem feierlichsten Bilde
Deiner Pflicht durchschüttert wirst,
Tiefgedankenvoll den Scenen
Des Entsetzens Dich entschwingst,
Und im Schutze der Kamönen
Thaten thust und Thaten singst,
Thaten, die vom hellen Stempel
Edler Menschlichkeit geprägt,

Wahrheit selber in den Tempel
Ihres Gottesdienstes trägt.
Kurz, indeß beim Lärm des Schalles
Deiner Kriegsmusik dies alles
Sich in Deiner Seele regt:
Sitz' ich hinter Weinlaubblättern,
Wie verschanzt, und höre kaum
Kaum ein Wort noch von den Göttern,
Die in ihrem Lebensraum
Wenig schaffen, viel zerschmettern;
Sieh! da sitz' ich, um den Traum
Meiner Tage zu durchblättern!
Diesem Traume kann ich trau'n;
Denn er ist schon eingetroffen,
Und er läßt mich, was ich hoffen
Kann und soll, im Spiegel schau'n;
Predigt durch die Spur der Schmerzen,
Welche jeden Friedensbruch
Zwischen mir und meinem Herzen
Strafend rächten, mir den Spruch:
Willst Du glücklich sein, so stelle
Lebenswahrheit an die Schwelle
Deines Herzens! sie allein
Sei die Wächterin! sie lasse
Sonder Prüfung nichts hinein,
Dann nur kannst Du frei und Dein,
Und ein König, selbst im Fasse
Jenes Sonderlinges sein,
Königlicher, als auf Erden
Irgendwo ein freier Mann
Durch sich selbst es immer werden,
Und, trotz Andern, bleiben kann! —

So verschloß ich allen Grillen
Und mit ihnen auch dem Schmerz
Allen Zugang in mein Herz,
Lebe frei, und such' im Stillen
Zwar nichts Neues aufzubaun,
Minder noch mich zu vergrößern;
Meine Sorg' ist nur: zu bessern
Den vorhandnen kleinen Zaun;
Meiner Pflanzungen zu warten,
Und im kleinsten Lebensgarten
Mit bescheidnem Selbstvertraun
Mich von neuem anzupflanzen.
Fehlt mitunter Sonnenschein
Oder Thau — ich denk' im Ganzen
Doch so ziemlich zu gedeihn;
Denn man kommt in seinem Boden
Immer noch erträglich fort,
Wenn der Fleiß nur hier und dort
Weiß, das Unkraut auszuroden.

Weiter streb' ich nun nicht vor!
Hier im Thale bleib' ich stehen,
Welches ich vor allen Höhen
Mir zur Ruhestatt erkor!
Willst Du den Zufriednen sehen,
Der sich aus der Welt verlor?
Willst Du sehen, wie er immer
Mehr in sich hinein sich baut?
Wie er ab von Form und Schimmer
Nur nach Lebenswahrheit schaut?
Und nur diese — diese Braut
Seines Herzens küßt? und immer
Seliger sich ihr vertraut?
Durch sie und für sie die Trümmer

Seiner Ruh zusammen baut?
Willst Du hören, wie er immer
Mehr und mehr Zusammenlaut
Mit sich selbst zu werden stritte?
Freund, so komm in meine Hütte,
Die dem Herzen voll genügt,
Diesem Herzen, dessen Bitte
Höher nicht als seine Hütte,
Diese niedre Hütte, fliegt;
Wo die Seele, die dem Harme
Kräftig ihre Ruh' entrang,
Siegend in die weichen Arme
Des errungnen Friedens sank!

Keine schimmernde Konsole
Zeigt Dir meine schlichte Wand;
Um den niedern Deckenrand
Läuft das mit der Lenzviole
Leichtdurchwirkte Blumenband.
Vor dem Fenster schlingt die Rebe
Mir ein dämmerndes Gewebe,
Daß es gegen Sonnenbrand
Meine Mittagsstunde schütze;
Ja es flüstert meiner Ruh,
Wenn ich da so heimlich sitze,
Selbst die leichtern Reime zu.
Und die schönen Ranken ziehen
Sich so zärtlich, wie der Sinn
Liebevoller Sympathien,
Zu dem Nachbarweinstock hin,
Welcher die, nur wenig Schritte
Abgelegne, kleine Hütte
Meines frohen Gleim's umschlingt,
Wo der heiterste Lyäus

Um die Lieder des Tyrtäus
Seinen grünen Thyrsus schwingt.
Mit in diesen Kranz verschlungen
Hat mein Klamer Schmidt vertraut
Für die schönsten Feierungen
Seine Klamersruh' gebaut.
Wie idyllisch! wie vertraut!
Wahrlich, nirgend wohnt' ich lieber!
Von den beiden Freunden rauscht
Liederklang zu mir herüber,
Wenn mein Ohr am Fenster lauscht.
Klein sind meine Fensterflügel;
Dennoch kommt der Silberschein
Von des Mondes hellem Spiegel
Gern durch sie zu mir herein;
Auch besucht im Rosenschein
Mich die junge Morgenröthe,
Schön, als ob durch Lieb' entführt
Sie zu ihrem Schäfer träte,
Den ihr Aether-Kuß berührt.
So wie ich nichts Hohes treibe,
So entstrahlt auch meiner Wand
Keine hohe Spiegelscheibe,
Von Venedig hergesandt;
Und kein weit entferntes Land
Lieferte zu meinen Tischen,
Meinen Stühlen theures Holz,
Um in des Besitzers Stolz
Eine fremde Welt zu mischen.

Meine Welt, die eingeengt,
Wie ich lange sie erharrte,
Dicht um mich herum sich drängt,
Ist das kleine Land der Karte.

Die vor meinem Schreibpult hängt.
Ruhig strömen da die Quellen,
Fort von Zeit auf Zeit vererbt,
Ohne daß ein Held die Wellen
Ihrer Flüsse blutig färbt.
Nicht so da, wo Du jetzt wandelst,
Wo das Feld der Schlachten ist;
Wo Du sein mußt, was Du bist,
Siegen hilfst und menschlich handelst.

Menschlichtapfer sein ist groß!
Von der Menschheit riß der Wüther
Macedoniens sich los.
Menschlich sei der Held, nicht blos
Ein zerstörender Gebieter!
Menschlichgroß war Heinrich! groß
Sank er vor dem Bösewichte,
Der ihn mordet', in den Schooß
Der vergeltenden Geschichte.
Sonst — was ist's, ein Held zu sein,
Kann man sich der Seifenblasen
Einer Zeitungsehre freun?
Kann man sich auch glücklich rasen?
Und was kostet solch ein Held
Seiner Zeit und seinem Volke?
Er ist eine Donnerwolke,
Die Verderben in sich hält.
Kostete dem Mann der Tonne
Alexanders eitles Glück
Nicht schon einen Sonnenblick?
Auch verlangt' er nur die Sonne,
Die der Held ihm nahm, zurück.
Geben kann der Held so wenig,
Aber nehmen viel! Ein König,

Mit der Seele Cäsars, raubt;
Sicher ist vor ihm kein Winkel,
Den die Armuth sicher glaubt;
Und vor seinem wilden Dünkel
Fällt so manches bess're Haupt.
Nur die tollste Tollheit glaubt,
Lebenslust aus Blut zu läutern
Und ihr Dasein zu erweitern,
Wenn sie fremdes Dasein raubt.

Doch wir wenden von den Scenen
Des Entsetzens unsern Blick!
Bittend wünschen Gleim's Kamönen
Und Dein Tiedge Dich zurück,
Der so gern im frohen Blick
Dir sein Herz entgegen brächte,
Dir so gern die Einsamkeit
Seiner Hütte zeigen möchte,
Wo er Dir ein Plätzchen weiht!
Leis umruhet von dem Segen
Ihrer Stille, flieget Dir
Mit Geräusch an ihre Thür
Keine Dienerschaft entgegen;
Mich nur findest Du in ihr!
Diese ländliche Umgrünung
Wär' auch dazu viel zu schlecht;
Meine einzige Bedienung
Ist mein treuer Stiefelknecht.
Kurz und gut! Die Hütt' ist enge;
Doch besuchen mich darin
Gern die Musen der Gesänge.
Dazu kann viel frohen Sinn
Eine kleine Zelle fassen,
Wo hinein der Friede zieht,

Der den Sälen hoher Basen,
Wie wir wissen, oft entflieht.
Friede läßt sich nicht erprassen;
Aber ungerufen hilft
Er dem armen Hintersassen,
Der sein Schilfdach neu beschilft.
Bauet unter hohe Bäume
Nur die Freud' ihr Zeltchen hin?
Nein! Die sanfte Pflegerin
Unsrer schönsten Lebensträume
Braucht nicht große weite Räume,
Sie verlangt nur reinen Sinn!
Wisse, daß in meiner Klause
Nicht der Raum der Freundschaft fehlt!
Zu dem Wiedersehungsschmause
Hab' ich schon den Platz erwählt,
Wo es sich so gut erzählt,
Weil's so traulich ist. Und haben
Eure Waffenstreiferei'n
Nur die schönen Gottesgaben
Nicht so ganz vertilgt am Rhein:
Freund, so soll uns hier der Wein
Unsers Vaterlandes laben,
Und zum Scherze Witz verleihn!
Viel hab' ich schon jetzt, allein
Wie viel mehr werd' ich noch haben,
Nenn' ich Dich erst wieder mein!
Frag' bei allen Fürstenhäusern,
Curien und Hütten an;
Frag' den hocherlauchten Mann
Unter seinen Lorbeerreisern:
Leicht erspäht Dein Auge dann
Einen reichen, einen weisern,
Aber keinen frohern Mann.

Das war meine letzte Bitte:
Froh zu sein in meiner Hütte:
Diese Bitt' ist nun erfüllt!
Letzte selige Gewährung,
Welcher diese Ruh entquillt,
Die den Seufzer der Entbehrung,
Wie ein trübes Nebelbild
Oeder Tag', in die Verklärung
Des beseeltern Lebens hüllt!

Alles wird erfüllt, mein Lieber!
Und was nicht Erfüllung fand,
Nun das geht mit uns hinüber.
Drüben ist ja noch ein Land,
Welches, ob wir's auch nicht schauten,
Nie aus unsern Seelen wich;
Mond und Sterne lassen sich
Manches Wort davon verlauten!
Jedes ist ein Unterpfand
Des nicht ausgezahlten Lebens.
Nein, wir hoffen nicht vergebens!
Drüben, Freund, ist noch ein Land!

Tiedge.

In dieser stillen Beschränkung erhielt Tiedge einen Besuch von Dohm, der sich nach einer ländlichen Friedensstätte umsah, wo er, ermüdet von dem Treiben politischer Geschäfte, ausruhen und den Wissenschaften leben könne. In seiner Schrift: „über bürgerliche Verbesserung der Juden," welche sich einer vernachlässigten, verachteten, niedergetretenen Nation annimmt, hatte Tiedge bereits diesen ausgezeichneten Schriftsteller lieben und

schätzen gelernt. Es war ihm daher von ungemeinem Werthe, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen. Dohm war auf einer Reise begriffen, um irgendwo in den schönen Harzgegenden ein bequemes Landgut zu finden. Tiedge begleitete ihn. Um einen Mann durch und durch kennen zu lernen, muß man mit ihm reisen.

Dohm's äußere Persönlichkeit, obwohl sie keine ungewöhnliche Erscheinung darstellte, hatte gleichwohl etwas ungemein Anziehendes, das sogleich bei der ersten Bekanntschaft Zutrauen und Achtung einflößte. Der gestreckte, etwas hagere Körper und das bleiche längliche Gesicht, beide zeugten von einer geschwächten Gesundheit und erregten in Jedem, der mit ihm in Berührung kam, ein mit inniger Zuneigung gemischtes Mitleidsgefühl. Der denkende Ernst auf der Stirn dieses würdigen Mannes ward gemildert durch einen Ausdruck der Seelengüte, die sich in Allem, was er sprach oder schrieb, zu erkennen gab. Wie zwanglos er sich auch bewegte, so war seine Haltung doch immer mit dem Adel einer feinen, hochgebildeten Seele bezeichnet. Sein Umgang war lehrreich und gedankenvoll. Seine Besonnenheit, sein tiefes umsichtiges Eindringen in die Gegenstände seiner Behandlung ging zwar einen langsamen Gang; ja er war oft lange schwankend in seinen Entschlüssen und Entscheidungen; war er aber einmal zu einem Ergebniß seiner Forschungen gelangt, so stand er unerschütterlich fest. So wie der Gang seines Denkens, bewegte sich auch der Strom seiner Rede, langsam und

tief; dafür aber war auch sein Vortrag, er mochte erzählen, oder Ideen entwickeln, ein Vollendetes, ausgezeichnet durch Klarheit, Bestimmtheit und Ruhe. Sein Ausdruck war immer gewählt, nicht gesucht, sein Styl daher fließend, gefällig, ohne Gefallsucht und Schmuck.

Aber Dohm verstand auch scherzhaft zu sein; und — war in den Ergüssen seiner Laune besonders dadurch belustigend und ergötzlich, daß der Schalk in seinen Scherzreden die ernsthafteste Miene annahm. Doch vorzüglich unterhaltend und belehrend waren für mich Dohm's politische Gespräche. Diese belehrten mich unter andern, daß die erste Theilung Polens nicht, wie fast allgemein geglaubt ward, von Preußen, sondern von einer andern Macht ausgegangen sei, welche zuerst und ohne Weiteres ein Stück der polnischen Republik ihren Staaten einverleibt, und dadurch Preußen und Rußland eingeladen habe, gleichfalls sich Ländertheile von Polen zuzueignen. Und so sei die erste, wie auch die zweite Zerstückelung Polens zu Stande gebracht worden. Die letzte und gänzliche, auf Potemkin's Vorschlag erfolgte Zerreißung dieses alten sarmatischen Staates sei aber von Friedrich auf das Beharrlichste abgelehnt und verhindert worden. Solches erhellt aus einem Briefe von Görz, dem damaligen preußischen Gesandten in Petersburg. Als dieser des Königs Verwerfung jenes Plans dem mächtigen Potemkin überbracht, habe dieser geäußert: „er wundere sich, daß der König solche romantische Ideen (von politischer Rechtlichkeit) hege." Und

somit sei denn erst nach Friedrichs Tode dieser politische Todtschlag einer ganzen kräftigen Nation zur Ausführung gekommen, durch eine seit der Römerzeit und unter christlichen Mächten unerhörte That, die ganz Europa mit Entsetzen und Abscheu erfüllte. Hiernächst machte Dohm seinen Reisegefährten mit seinen literarischen Zwecken bekannt, unter andern mit einem Entwurfe eines Werkes unter dem Titel: Geschichte der Politik, worin er beabsichtigte, von dem österreichischerseits versuchten Ländertauschhandel mit Baiern und dem dadurch veranlaßten einjährigen Kriege eine unbefangene reine Ansicht zu geben, und dann den wahren Hergang der Sache der polnischen Theilungsangelegenheit aus den unmittelbarsten Quellen, aus den Gesandtschaftsacten, die der preußische Botschafter Görz in Petersburg gesammelt, nachzuweisen.

Bei seiner Rückkunft von dieser kleinen Reise fand Tiedge seine Freundin auf dem Krankenlager. Sie genaß langsam. Um der ärztlichen Pflege näher zu sein, beschloß sie, ihren ländlichen Aufenthalt mit einer Stadtwohnung in Quedlinburg zu vertauschen, welches sie im Jahre 1797 bewerkstelligte. Kaum aber hatte sie dort sich eingerichtet, so legte sie sich und starb. Herzzerreißend war es, die beiden ausgezeichnet liebenswürdigen Kinder ganz verwaist zu sehen. Sie wurden in Pension gegeben.

Tiedge fühlte sich nun plötzlich wieder einsam, aus der gewohnten Stille herausgetrieben in ein ungewohntes

und haltloses Dasein. Eine gänzliche Betäubung bemächtigte sich aller Kräfte seiner Thätigkeit. Er entschloß sich zu einer Reise, und ging im März 1798 über Berlin nach Frankfurt an der Oder, zu seinem jüngern Bruder, dem Baccalaureus an der sogenannten Oberschule daselbst. Dort machte er Bekanntschaft mit dem Sprachforscher Haynatz und dem Mathematiker Huth. Die Gegenden des Oderthales sind nicht ohne reizende Punkte. Tiedge durchwanderte sie. Vorzüglich anziehend für ihn war die Insel in der Oder, wo es ihm ein angenehmes Schauspiel gewährte, frühmorgens die Heerden zur Weide dahinüber und Abends wiederum zurück schwimmen zu sehen. Vor Allem aber liebte er den schönen Eichenwald am rechten Ufer des Flusses. Dahin trieb ihn oft eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Stille der friedsamen Natur; da schrieb er auf seine Tafel: „Mit andachtvoller Seele begrüße ich diese grünen Tempelhallen, über die der ewige Tempel sich wölbt. Fern vom Geräusch der Tage wohnet einsam hier die Natur, die Tochter, die Priesterin Gottes, die Vermittlerin zwischen ihm und den Menschen. Ihre Lüfte gehen leise wie Friedensengel durch diese Stille, sie sprechen näher zu meinem Herzen, Worte der Tröstung, Worte der Liebe — sie sprechen von Gott.“ — Aus diesen Gedanken entstand das im zweiten Theile der Sammlung befindliche Gedicht:

An die Natur.

Hinweg von mir verfolgende Gefühle
Von Druck und Pein!
Nimm Du mich auf in Deine frische Kühle,
Du stiller Hain!
Nichts weiß ich hier in dieser grünen Halle
Von Selbstverlust,
Bin mein und eins mit Dir, Natur, und falle
Dir an die Brust.
Du sprichst, ich bin's, die jene lichten Kerzen
Des Himmels hält;
Ich trag auch Dich so fest an meinem Herzen,
Wie eine Welt.
Du mögest hin durch Nacht und Stürme wandern,
Dich halt' ich, Sohn,
Mit einem Arm, und hange mit dem andern
An Gottes Thron! u. s. w.

Die Nähe von Kunnersdorf erzeugte in Tiedge den Wunsch, den merkwürdigen Kampfplatz zu besuchen, wo Friedrich einen bereits errungenen Sieg verlor. In einer Mühle wurde ihm erzählt, daß ein Mädchen, in eben der Mühle am Fenster sitzend, und ihren in den Kampf mit fortgerissenen Geliebten betrauernd, von einer durch das Zimmer an ihr vorüber fahrenden Kugel getödtet worden sei. Tiedge ging zu dem Prediger des Orts, einem höchst gefälligen Manne. Dieser zeigte ihm einige russische Geldstücke, die man in den beim Ackern zum Vorschein gekommenen Kleidungsresten gefunden. Solche Auffindungen gaben den Bauern die

Veranlassung, die weiten Gräber aufzuwühlen. Der wackere Geistliche führte seinen Gast auf dem großen Kampfplatze belehrend umher. Zuerst zeigte er ihm die auf einer beträchtlichen Anhöhe aus jener Zeit noch herüber grünende hohe Fichte, wo während der Schlacht Friedrich gestanden, und den Kampf lenkend, seine Befehle hierher und dorthin gesendet haben soll. Von dieser Höhe streckt sich, wie eine unabsehbare stumme Wüste, das Schlachtfeld hinab. Nun ging es zu der Sumpfstelle, wo der tödtlich verwundete Kleist gelegen. Dann umwanderte Tiedge an der Seite seines gefälligen Führers noch einige aufgerissene, große Gräber. Es war Abend geworden; die Dämmerung, das düstere Licht des ersten Mondviertels, und die auf den Hügeln umher stehenden schwarzen Fichtengruppen — Alles dies gab der stummen Gegend etwas Geisterhaftes, das die Einbildungskraft erhitzte. Tiedge fühlte sich wunderbar ergriffen: es war ihm, als stünde er mitten in den Schauern jener Nacht, die den blutigen Tag mit ihren Finsternissen bedeckte. Er sah in einiger Entfernung, und wie es ihm schien, an dem Rande eines der offenen Gräber, eine einzelne junge Fichte, die sich dunkel, wie eine Schattengestalt, im Abendwinde bewegte: da kam ihm, in Beziehung auf jenes Müllermädchen, der Gedanke:

Schattest Du dort, arme Mädchenseele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schattest Du dort um die Todtenhöhle
Durch das Nachtgraun Deiner Finsterniß?

Ueberhaupt bewegten sich hier durch seine Seele die Empfindungen und Gedanken, die das Gedicht: „Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf“ ausdrückt.

Im Herbste dieses Jahres begab sich Tiedge nach Berlin. Hier gelang es ihm, die Bekanntschaft des schon sehr unzugänglich gewordenen J. J. Engel zu machen, wo er in der Folge oft zwei jüdische Gelehrte antraf, David Friedländer und Benbavid: dieser ein Anhänger der Kantischen Philosophie, jener ein Schüler Mendelssohn's. Man pflegt sich in der Ferne von einem Schriftsteller fast unwillkürlich aus seinen Schriften ein Bild seiner Gestalt zu entwerfen. Ein solches Phantasiebild von Engel hatte auch Tiedge sich zusammengesetzt. Sehr überrascht war er daher, zu finden, daß das freie zierliche Bild seiner Vorstellung zu dem leibhaften Engel einen auffallenden Gegensatz darstellte. Da sah er nun einen starkbeleibten Mann mit einem vollen, runden, etwas erhitzten Gesicht und großen schwarzen Augen, der, aus der Mittagsruhe erwachend, im Schlafrock halb liegend in einem geräumigen Armstuhl saß, von wo aus er den Eintretenden mit einer ernsten Kopfneigung begrüßte. Doch löste sich diese fremdliche Bewillkommung bald in annähernde Mittheilungen auf. Engel wurde lebhaft, erzählte vieles aus seinem Umgange mit Lessing und Ramler, und würzte seinen Vortrag, der an sich schon anziehend war, mit merkwürdigen Anecdoten: da zog sich denn zuweilen ein gefälliges geistiges Lächeln über das rothe Gesicht.

Engel's rednerische Darstellungsweise, sein Styl, die geschickten Wendungen und Uebergänge, die feinen Züge, mit einem Worte: seine geistige Persönlichkeit, auf dem verhältnißmäßigsten, zierlichsten Gliederbau beruhend, schwebt mit großer Leichtigkeit rasch und heiter dahin. Seine äußere Gestalt hingegen war schwerfällig, unbehülflich und bewegte sich mühsam. Engel war der Kantischen Philosophie, mit welcher Tiedge selbst erst durch Bendavid bekannt geworden war, sehr abgeneigt und zog im Ernst und Scherz wider sie zu Felde. Er hatte eine Leichenrede auf dieselbe gemacht, die mit vieler Laune gewürzt, aber nicht zum Druck bestimmt war. Er trug diesen Scherz meisterhaft vor. Es ist wahr, der Verfasser der „Mimik" sprach, wie er schrieb, und erzählte unübertrefflich. Bei jeder Regung seiner Gefühle verbreitete sich eine solche Lebendigkeit über sein Gesicht, daß seine geistige Persönlichkeit ausschließend die Aufmerksamkeit an sich zog, und Tiedge's Phantasiebild mit der Erscheinung des festruhenden Insassen des breiten Lehnstuhls sich bald vollkommen vertrug, indem er während des Gespräches den begeisternden Genius immer heller aus den großen glänzenden Augen hervorleuchten sah. Tiedge fand in der Folge seine lehrreichsten und genußvollsten Stunden in Berlin bei Engel. Göckingk war mit Amtsarbeiten so belastet, daß er den Verkehr mit Freunden fast gänzlich aufgeopfert hatte.

Für einen kranken Freund in Berlin übernahm Tiedge die Besorgung einer Zeitschrift: „die Ephemeriden."

Das Geschäft des Herausgebers dieser Schrift war nicht auf die Zusammenstellung fremder Beiträge beschränkt, sondern er hatte vielmehr den ganzen Inhalt zu liefern, der in bloßen Uebersetzungen kleiner französischer Romane und Erzählungen bestand; in dieser Einrichtung mußte Tiedge fortfahren, wenn sein Freund nicht an dem festgesetzten Honorar einbüßen sollte: und somit nahm diese Beschäftigung seine Zeit dergestalt in Anspruch, daß er nur einzelne Musestunden eigenen Arbeiten zuwenden konnte. Da begegnete es ihm, daß er eine aus Meißner's „Skizzen" in's Französische übergetragene Erzählung in's Deutsche zurück übersetzte. Ein Fremder, mit dem er zufällig in der Verlagshandlung der von ihm besorgten Zeitschrift zusammen kam, fragte den Verleger: „Was für einen dummen Uebersetzer haben Sie denn für Ihre Ephemeridenfabrik? Da hat der unwissende Mensch eine in das Französische übersetzte Meißnersche Erzählung zurück übersetzt." Dieser Mißgriff verleidete ihm die ganze Arbeit. Indeß erreichte sie nach einigen Monaten mit der Verlagshandlung selbst ihre Endschaft.

Im Frühlinge 1799 erhielt Tiedge von dem würdigen Hofrath Becker in Dresden, dem Herausgeber des nach ihm genannten Taschenbuchs, eine freundliche Einladung. Er machte sich sogleich auf den Weg. In Dresden kam ihm zu der ungestörteren Muse die Stimmung, seine Urania wieder vorzunehmen. Er vollendete daselbst den sechsten Gesang.

Nach einem Aufenthalte von etwa zwei Monaten, trat er seine Rückreise nach Berlin an. Er ging über Halle; dort wurde er durch den anmuthigen Erzähler A. G. Eberhard mit dem Besitzer der Rengerschen Buchhandlung, dem redlichen Schiff, bekannt. Die zufällige Wendung eines literarischen Gesprächs gab die Veranlassung, daß Tiedge im Hause seines späterhin ihm sehr werth gewordenen Freundes einen Gesang seiner Urania vorlas. Schiff wünschte den Verlag dieses Werkes: es wurde gedruckt, und zur Messe gebracht. Die Aufnahme im Publikum war günstiger, als Tiedge erwarten konnte In demselben halben Jahre wurde eine zweite Auflage veranstaltet, welche Tiedge noch in Halle besorgte.

Gleim, damals schon sehr krank und schwach, schrieb ihm darüber unter dem 3. December 1802 aus Halberstadt folgende freundliche Worte:

„Ihre Urania, liebster Freund, ist ein Beweis für die Unsterblichkeit. Ein sterbliches Wesen konnte solch ein unsterbliches Werk nicht hervorbringen. Es freut mich, daß die zweite Ausgabe so bald nothwendig gewesen ist, und klage, daß ich diese neue nicht selbst lesen und mit der ersten nicht vergleichen kann. Möchten Sie die Feile nur recht behutsam gebraucht haben! Bis in den vierten Gesang bin ich nur erst gekommen. Unterm Vorlesen wünscht' ich, daß Sie unserem großen Christian Wolf in zwei schönen Versen ein schönes Denkmal möch-

ten gesetzt haben. Die Rengersche Buchhandlung könnte wohl einen alljährlichen Preis zur Erhaltung seines Andenkens und seiner Weisheit aussetzen!

Zu Naumburg hatte der alte Sänger froher Lieder auch einmal einen sehr fröhlichen Tag. So gut aber ist es ihm nicht geworden, daß er jemals in seinem Leben einer Weinlese beigewohnt hätte. Lassen Sie doch ja ihre Muse die Ihrige besingen. Sie sahen, liebster Freund, den alten Sänger in seiner Kraft, jetzt sehen Sie ihn in seiner Schwachheit. Seit dem 2ten August vorigen Jahres bis auf den heutigen Tag, waren seine Nächte schlaflos, und seine Tage wie die, von welchen Hiob sagte: sie gefallen mir nicht! Jeder war gleich einem Sterbetage. Mein und Ihr Gott prüft seinen Sänger sehr hart. Wir wollen der Körperschwäche aber doch nicht unterliegen. So viel, liebster Freund, — ach! es ist so wenig! — von Ihrem Freunde, dem

alten Gleim.

Als Nachschrift fügt er hinzu: „Unser Schmidt hat mich lange nicht besucht. Seine drei Schritte von ihm zu mir thut er so selten, daß ich bittere Klagen über ihn zu führen nur allzugerechte Ursache habe:

Die Freundschaft ging in ihren Tempel —
Und fand ihn leer,
Fand keinen Priester, fand der Spinnen
In ihm ein Heer!

Diese Klage zu klagen zwang mich die, der ich so ungern klage, — meine liebe mir allein treu gebliebene mitleidige Muse."

Tiedge's Antwort.

Berlin, Bischofstraße Nr. 22., den
15. Februar 1803.

Ihr letzter Brief, mein hochgeliebter Vater Gleim, hat die trübe Stimmung meines Gemüthes unendlich vermehrt. Ein düsteres und doch sanftes Wort spricht aus jeder Zeile in das Innerste meines Herzens hinein. Mußte das heiterste, harmoniereichste Leben dahin kommen, in solche Töne auszubrechen! und mitten unter diesen trauernden Tönen welche Geistesruhe! O! welch' ein Beispiel geben Sie Ihrem Freunde, geben Sie mir, der nicht immer der Versuchung widerstand, sein Schicksal hart zu nennen. Schon seit länger als einem Jahre tragen Sie das Loos eines sonneleeren Lebens. Wahrlich keine härtere Prüfung konnte über den heiligen Sänger der fröhlichsten Lebensfreude kommen. O! möchte doch alle Sonne Ihres Geistes die Nacht zerstreuen, die jetzt Ihre Tage umgiebt! Möchten die schöneren reicheren Erinnerungen wie tröstende Geister aus der Vergangenheit hervortreten, um die dürftige Gegenwart auszustatten! Ach dann — mit wehmüthiger Freude fühle ich's — dann wird vielleicht auch der Geist mancher

Stunde erscheinen, der meinen Namen nennen wird; und Sie werden ihn nicht zurückweisen, werden väterlich hold ihn begrüßen. Und die Stunden, wo das verlassene Talent an Ihrer Hand sich aufrichtete — die werden, die müssen jetzt, empfundener als jemals, gleich süßen Nachhallen eines schönen Tages, in Ihre gegenwärtige öde Stille herüber tönen. Wie viel danke auch ich Ihnen! wie viel! Edler Mann! Wenn meine Urania mit einem glücklichen Tone zu Ihrem Herzen spricht: o dann fühlen Sie darin eine unsterbliche Vergangenheit, die von Ihrem Geiste, von Ihrem Herzen beseelt war. Ihr Brief sagt mir, daß Sie mit diesem Werke meines Herzens zufrieden sind: o theurer, unvergeßlich theurer Freund! haben Sie es gefühlt, welche hohe Belohnung Sie mir dadurch zuerkannten? Haben Sie Dank dafür. Dank für jedes holde Wort der Liebe. Jetzt höre ich — erst jetzt, da ich fast gar nicht ausgehe, daß Sie krank — sehr krank sind. Diese Nachricht erschüttert mich bis in das Innerste meines Gemüthes. Ich bitte Sie auf das dringendste, lassen Sie mir doch durch Freund Bote nur ein Paar Zeilen schreiben, wie es Ihnen geht. Ich bin sehr unruhig. Nur um ein Paar Zeilen bittet

Ihr Tiedge.

Bis zum Jahre 1803 lebte er fast ununterbrochen in Berlin. Um diese Zeit besuchte die Herzogin von Kurland diese Königsstadt. Auch ihre Schwester, die hoch-

gefeierte, durch ihre Schrift gegen den mystischen Betrüger Cagliostro so berühmt gewordene Elisa von der Recke kam zu gleicher Zeit in Berlin an. Von Göckingk, ihrem gemeinschaftlichen Freunde, in dessen Hause zu Wülferode bei Ellrich, wie früher erwähnt worden, Tiedge im Jahre 1784 die allgemein Verehrte kennen gelernt hatte, erhielt er die freundschaftliche Aufforderung, die edle Frau zu besuchen, die er zwar seit mehr als 16 Jahren aus den Augen verloren, für deren hohe Tugend aber sein Herz die reinsten Huldigungen bewahrt hatte. Wie gern hätte er sie wieder gesehen; aber er konnte die Furcht, irgend einem Etikettengeschöpf des kurischen, halbdeutschen, halbitalienischen Hofes bei der Schwester der Herzogin zu begegnen, nicht überwinden, indem er sich seines, gegen Fürstenprunk so grell abstechenden, Mangels an Lebensgewandtheit nur zu lebhaft bewußt war: und somit ließ er sich, nicht ohne Schmerzgefühl, zurückhalten, der Göckingk'schen Aufforderung zu entsprechen. Späterhin, als er erfuhr, daß die von ihm so hochverehrte Frau sehr leidend sei, und seinen Besuch gewünscht habe, so fragte er nach keiner Rücksicht weiter, er ging zu ihr, gewann ein Paar gehaltreiche Stunden und speiste mit ihr zu Mittag. Schön und erhebend waren diese Stunden des Wiedersehens, aus welchem bald ein ganzes Leben unzertrennlicher Freundschaft hervorgehen sollte. Da sie in der Mittagsstunde die bequemste Zeit fand, sich mit Tiedge zu unterhalten: so wurde dieser von ihr eingeladen, ihr täglicher Tischgast zu sein.

Das war die Zeit, die einen hellen Lichtstrahl in seine verfinsterten Tage warf. Seine Gesundheit war angegriffen. Die edle Frau, deren kräftiger Geist mit unausgesetzten Körperleiden kämpfte, und welche schon zwei Winter in Dresden, diesem schönen Elbflorenz, welches die Natur so wie die Kunst zu ihrem geliebtesten Tempel erkoren zu haben scheint, im Umgange mit dem genialen Kapellmeister Naumann, mit von Racknitz, Becker, Meißner, Körner und andern Männern von Verdienst zugebracht hatte, schlug ihm vor, in ihrer Gesellschaft den Gebrauch der böhmischen Bäder zu versuchen. Höchst willkommen war ihm dieser Antrag. Im Frühlinge 1803 reiste Frau von der Recke nach Teplitz; Tiedge, der zuvor einige literarische Angelegenheiten zu ordnen hatte, folgte ihr einige Tage später nach. In Teplitz machte er die Bekanntschaft mit dem geistreichen Schriftsteller Meißner, der in Prag als Professor der Aesthetik angestellt war. Dieser Mann stand zu jener Zeit in der schönsten Blüthe seines Skizzenruhms. Diese Art von Schriftstellerei war damals neu, und hat ihrem Chorführer mehr Aufmerksamkeit gebracht, als seine späteren historischen Schriften. Unendlich reich an Anekdoten, fremden und eigenen witzigen Aus- und Einfällen, würzte er der Gesellschaft manches schöne Mittagmahl. Er hatte sich solchen Scherz- und Witzbelustigungen dergestalt hingegeben, daß sich seiner Physiognomie ein gewisses ironisches Lächeln, ein satyrischer Zug stereotypisch eingeprägt hatte. In Prag

mochte wohl mancher bedeutende Mann auf ihn hinweisen: hic niger est, hunc tu Romane caveto! Bei dem Allen aber war ihm ein Gemüth von den reinsten, würdigsten Gesinnungen keinesweges abzusprechen. Er war ein frommer Sohn, ein vortrefflicher Gatte, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund und was dies Alles umfaßt: ein vernünftiger Christ. Auch sagte man von ihm, daß er seinen Sarkasmenverkehr seit geraumer Zeit in die Schranken der Mäßigung zurückgezogen. Er verdankte diese Sinnesänderung dem Einfluß seiner hohen Freundin Elisa, deren Billigung oder Mißbilligung ihm nach seiner Versicherung mehr galt, als alle Urtheilstribunale der Welt.

Mit Meißnern durchwanderte Tiedge alle die reizenden Punkte der schönen Teplitzer Bergflur. Die Neuheit der Erscheinungen machte auf Letzteren einen mächtig ergreifenden Eindruck. Alles sah er in einem reizenden oder gar heiligen Lichte, wie z. B. die Prozessionen, die unter feierlichen Gesängen durch die Stadt zogen, und den Neuling mit der tiefsten Rührung erfüllten. Ein satyrischer Blick von Meißner hätte beinahe den begeisterten Tiedge verletzt; aber er ließ sich enttäuschen, und der Anblick des Halbgöttercultus vor den Heiligenbildern wies vollends seine Ansichten zurecht.

Nach einem Aufenthalte von drei Wochen kehrte Meißner nach Prag zurück und Tiedge folgte der Frau von der Recke nach Carlsbad, in das reizende Felsenthal, welches in einer erstaunenswürdigen Fülle mitten in der

Stadt seine geheimnißvollen warmen Heilquellen ergießt. Tiefer als hier hatte sich Tiedge noch von keiner Naturbildung ergriffen gefühlt. In einem Briefe an einen Freund in Dresden sagt er: „Eine schönere Natur als die Teplitzer, so schön die auch ist, umfängt mich hier in Carlsbad: jene ladet zu Auswanderungen ein, um ihren Reichthum uns sehen zu lassen, diese hat ihre Herrlichkeiten dem Beschauer gleichsam vor die Thüre hingestellt. Die Häuser scheinen zierliche Abtheilungen einer einzigen großen Gartenwohnung zu sein, die in einem unermeßlichen Lusthaine ruht, den reizende Spaziergänge durchschneiden, und prachtvolle Felsenspitzen, mit Fichtenkronen geschmückt, umgeben. Als ich am ersten Morgen meines Hierseins früh hinaustrat in's Freie, da standen als Zeugen der Herrlichkeit Gottes in frischer Morgenbeleuchtung vor meinen begeisterten Blicken die Höhen umher: die Laurentiuskapelle, der Hirschsprung, und vor Allen der auf einer Bergunterlage ruhende Kreuzberg, der sich majestätisch erhob, wie ein Altar des Herrn, an welchem die Natur ein glänzendes Morgenfest hielt. Die Natur hat Alles gethan, diesen Badeort mit reizenden Umgebungen zu schmücken; was aber Nachhülfe von Menschenkräften auffordert, kann nur langsam vorwärts gehen; denn die Regierung thut für Carlsbad nichts; die Gemeinde muß Alles aus ihrem Stadtvermögen bestreiten. Die Einwohner sind ein gutmüthiges, zufriedenes, heiteres Völkchen, wie ich noch keines angetroffen habe. Sie

kommen freundlich, dienstfertig und uneigennützig den Wünschen der Fremden entgegen. Es ist aber sehr zu befürchten, daß die Verführungen, welche eben die Fremden mitbringen, die guten Kinder der Natur aus ihrer einfachen Lebensweise heraus, und zur Aufwandsliebe verlocken werden: dann ist es freilich um kindliche Sitteneinfalt, Uneigennützigkeit und Unschuld geschehen! Noch bunter und zahlreicher, als in Teplitz, ist hier das Menschengewühl. Drei Viertel dieser Menschen erwarten Erlösung von körperlichen Gebrechen in den Heilquellen. Die Andern suchen hier in dem Müßiggangwechsel Erleichterung eines andern Uebels, welches sie mit Langerweile verfolgt. Diese Unglücklichen bedenken wohl nie, daß sie mit dem Worte „Gestern" den Todestag eines Tages bezeichnen, und wenn sie vom morgenden Tage reden, daß sie von einem Almosen sprechen, von dem es ungewiß ist, ob es ihnen das Schicksal zuwerfen wird." —

Von Carlsbad ging es nach Franzensbrunnen, dem vollständigsten Gegensatze von Carlsbad. Die nachbarliche, durch Wallensteins Ermordung berühmte Stadt Eger, in deren Gebiete der Heilquell entspringt, hat Alles gethan, diesen Badeort zu einem angenehmen ländlichen Aufenthalte umzuschaffen. Weit umher Sumpf und Moorwüste. So heilsam die besagte Quelle ist, so heillos ist im Herbst und in feuchten Sommertagen die Luft, welche die unreinen Ausdünstungen des Sumpfes aufnimmt.

Nach Beendigung ihrer Badekur ging Frau von der Recke zu ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland, auf deren Landgut Löbichau im Herzogthume Altenburg, und Tiedge kehrte nach Berlin zurück.

Im folgenden Jahre machte er wiederum mit ihr die Reise in die böhmischen Bäder, bei welcher Gelegenheit er in Franzensbrunnen mit Herder zusammen kam. Wer kennt nicht diesen großen Mann, wer kennt nicht die Feinheit und Vielseitigkeit seines Geistes, die gehaltreiche Leichtigkeit und Anmuth seines Witzes, den Umfang seines Forscherblickes, die Hoheit seines Ideenschwunges und seiner Beredsamkeit Fülle? Wer kennt überhaupt nicht dieses Genius Macht und Gewalt in der Wirksamkeit, womit er unterhaltend, belehrend und aufregend hervor trat. Aus seinen Ideen zur philosophischen Geschichte der Menschheit schöpfte der Professor Ritter in Berlin die Idee zu der so glücklich gearbeiteten vergleichenden Geographie. Wenn wir Herdern eine leidenschaftliche Polemik in seiner Metakritik nachzusehen haben, so ist ihm dagegen die sanfte Vermittelung anzurechnen, mit welcher er den Streit zwischen Voß und Heyne besänftigte. Alles, was er erfaßte, behandelte er mit einer gewissen begeisterten Lebhaftigkeit; daher Mendelssohn behauptete: Herder sei ein dichterischer Philosoph, und ein philosophischer Dichter. Soll darin ein Tadel liegen? Wenn Platon's Beispiel Etwas zu bedeuten hat, so dürfte jene Behauptung wider ihren Willen vielmehr eine Belobung, als einen Vorwurf

enthalten. Zu den Auszeichnungen dieses Geistes gehörte die vielleicht weniger allgemein bekannte Eigenthümlichkeit, daß er oft in dem Gebiete der Erfahrung oder des Denkens einen geringfügigen Gegenstand aufnahm und aus demselben eine geistreiche Unterhaltung zu entwickeln verstand. In Beziehung auf die Gesellschaft in Franzensbrunnen war er die Seele des geistigen Verkehres. Er las seinen „Cid“ vor; und wenn sich gleich eine andere Art des Vortrages dieses vortrefflichen Gedichtes denken ließ, so war doch die seinige anziehend und angenehm. Die schöne Zeit dieses Zusammenseins ging zu Ende; Elisa von der Recke ging wiederum zu ihrer Schwester nach Löbichau, und Tiedge unternahm auf Veranlassung dieser seiner Gönnerin im September 1803 in Gesellschaft seines welterfahrenen Freundes Rosenstiel, nachmaligen Directors der königlichen Porzellan-Manufactur zu Berlin, eine Reise nach Dresden, Nürnberg, Regensburg und von da, die Donau hinab, nach Wien.

Die Fahrt von Regensburg die Donau hinunter wollte Anfangs ihre Berühmtheit durchaus nicht rechtfertigen. Auf beiden Seiten sind die Ufer öd' und flach. So langweilig und eintönig ging es endlich noch am Strande der Niederpfalz vorüber, wo diese das linke Ufer des Flusses berührt. Höchst unerfreulich war dem Reisenden der Anblick der kläglichen Dorfhütten dieser ärmlichen Landschaft. Schifffahrende Bettler, das Crucifix in den Händen, kamen daher gerudert, und bettelten

mit Jammergeheul das Reiseschiff an. Gegen Linz erheben sich die Ufer und verschönern die Landschaft; auf beiden Ufern reizt der Anblick des Reichthums, womit Natur und Menschenhände zu wetteifern scheinen, diese Gegend zu schmücken. Die Seele des Reisenden erhob sich wieder, und gab sich den Empfindungen hin, welche der Wechsel von der Armuth zum Reichthum einflößt. Bei Linz pflegen die Schiffer anzulegen. Tiedge durchwanderte einen Theil dieser Stadt, die auf einer reizenden Anhöhe am Ufer der Donau liegt, und deren innere Ausstattung vollkommen den Schönheiten der Umgebung entspricht. Ansehnliche Gebäude zieren die Straßen, und Alles, was dem Blicke des Reisenden begegnete, zeugte von Wohlstand und behaglichem Lebensverkehr. Mit dem Frohgefühl, das von solchen Erscheinungen ausgeht, setzte Tiedge seine Reise bis Wien fort. Nur an den österreichischen Zollstätten erfuhr er eine etwas unfreundliche inquisitorische Behandlung, die sich auch in Wien noch fortsetzte. Tiedge, in der Einfalt und Unbefangenheit seines Herzens, konnte nicht begreifen, welche Veranlassung eine solche Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt haben könne, womit man nur einen Menschen verfolgt, an dem irgend ein arger Verdacht haftet. Aber das von der französischen Revolution erzeugte Gespenst des Argwohns, besonders gegen Schriftsteller, umschlich damals beinahe alle Fürstensitze der europäischen Welt. Auch Tiedge konnte von den Beunruhigungen dieses Nachtgeistes nicht verschont bleiben. Ein würdiger

Freund, der Hofstaats-Secretair Joseph Friedrich Freiherr von Retzer, setzte seine Bürgschaft für ihn ein, und ihm wurden in Wien schöne genußreiche Tage zu Theil. Aus dem zahlreichen Kreise von gebildeten Männern, welche damals die Kaiserstadt bewohnten, fesselten Tiedge vor Allen Johannes Müller, Deutschlands großer Historiker, und der schon erwähnte Freiherr von Retzer, der geistvolle Dichter.

Von Wien begab er sich nach Prag. Daselbst weilte er einige Tage bei der erhabenen Schwester seiner Freundin — der Herzogin Dorothea von Kurland, von wo er an Jene schrieb: „Hier mitten unter der freundlichsten Umgebung am Thronsitze der fürstlichen Huld, fühle ich mich wie in einen Himmel hineingezaubert. Der Genius der höchsten Liebenswürdigkeit, der Ihre erhabene Schwester, diese regierende Fürstin aller Herzen, überall begleitet, scheint hier tausend stille Zeugen zurückgelassen zu haben, mit denen mein Gemüth sich unterhält. Jede unangenehme Empfindung ist draußen geblieben, bis auf die, daß ich diesen reizenden Aufenthalt voll schöner Beziehungen so bald wieder verlassen muß.“ —

Von Prag reiste er über Dresden, wo er den genialen Hofmaler Anton Graff und die Wittwe des berühmten Kapellmeisters Naumann kennen lernte, dann über Leipzig nach Halle, wo er in dem Hause des Buchhändlers Schiff, des Besitzers der Renger'schen Verlags-Buchhandlung, eine liebevolle Aufnahme fand,

und daselbst die Herausgabe seiner Elegieen und vermischten Gedichte besorgte.

Nach Berlin zurückgekehrt, machte er nach einem kurzen Aufenthalte im Sommer des Jahres 1804 von dort eine Reise nach Braunschweig. Dieser Reise verdankte er die persönliche Bekanntschaft mit Leisewitz und Trapp. Der Auszug eines Briefes, den Tiedge von Braunschweig nach Berlin schrieb, mag schildern, wie diese Männer ihm damals erschienen: „Trapp ist ein kleiner, scharfblickender Mann. Seine Verdienste um die Erziehung der Jugend sind allgemein anerkannt; minder bekannt dürfte das Talent der Laune sein, womit er reichlich begabt ist. Die kleine Schrift, unter dem Titel: „Theologischer Beweis, daß der damals durch seine Ketzerei berüchtigte Dr. Barhdt an dem Erdbeben in Calabrien Schuld sei," sprudelt von launigen Einfällen und Witz. Dies wenige Bogen starke Werkchen ging zu seiner Zeit nicht unbemerkt vorüber; jetzt ist es vergessen. Die Deutschen sind der schalkhaften Ironie, wenn gleich nicht abhold, doch weniger hold als die Engländer. Der im Leben und in Schriften naive Musäus lebt unübertroffen fort in seinen Mährchen: wie wenig ist noch die Rede von seinen „physiognomischen Reisen!" einem Werke, welches unbedingt mit der Humoristik der Engländer wetteifern kann. Jean Paul Richter hat seine allgemeine Anerkennung mehr seinen gefühlvollen Darstellungen, als den dazwischen geschobenen launigen Stellen zu danken; nur Wilhelm von

Schlegel hat diese besonders ausgehoben und über jene gesetzt. Schade, daß Trapp sein Talent der Ironie nicht bedeutendern Gegenständen zugewendet; indeß sollte doch sein Name, wenn von deutschen Humoristen die Rede ist, nicht unbemerkt bleiben. Die Freundschaft zwischen ihm und mir war schnell gemacht. Aber Leisewitz trat mir entgegen mit einem kaltscheinenden, wortkargen Ernst, der den herrlichen Mann der Verkennung preisgeben muß, wenn dem oberflächlichen Eindruck ein Urtheil eingeräumt wird. Auf ein solches Urtheil, und hiernächst auf seine Gewohnheit, mit einer lakonischen Abfertigung zu verwerfen, was ihm verwerflich erschien, gründet sich wahrscheinlich der Ruf, daß er mit dem Publikum grolle, weil die Hamburger Bühne seinem „Julius von Tarent" den Preis versagt habe. Aber wie ist es denkbar, daß eine so edle Seele, ein so kräftiger selbstständiger Geist, ein Mann wie Leisewitz, mit dem Publikum zürnen könne, weil ein Paar Menschen in Hamburg sein Trauerspiel nicht verstanden? Sein „Julius" war nämlich mit Klinger's „feindlichen Brüdern" und Schink's „Gianetta Montaldi" in den Wettlauf der von dem Hamburger Theater eröffneten Preisbewerbung getreten. Klinger erhielt den Preis und Schink das Accessit. Schink hat nachmals oft selbst gestanden: „daß es leichter sei, ein Preisaccessit in Hamburg zu gewinnen, als einen Julius von Tarent zu schreiben." Schiller sprach immer mit Begeisterung von diesem Meisterwerke der tragischen Muse, das

in unserer Literatur fort und fort leben wird. Wer sich durch die Außenseite eines ausgezeichneten Mannes nicht abschrecken läßt, dem begegnet in unserm Leisewitz eine edle freie Menschennatur. Klarheit, Unbefangenheit des Geistes, Kräftigkeit des Gemüths, Großartigkeit der Gesinnungen, tief eindringende Lebensansichten, und endlich ein würdiges Selbstgefühl: Alles dieses offenbart sich in seiner Schöpfung des „Julius." —

Wir kehren zu der erhabenen Elisa zurück. Diese hatte während des Winters von 1803 auf 1804 Berlin zu ihrem Aufenthalte gewählt.

Unter den Männern, welche hier den geistreichen Zirkel ihres Hauses ausmachten, und von denen wir nur Biester, Rosenstiel, Nicolai, Friedländer, Bendavid, von Rohr und Parthey nennen, war auch, nach seiner Zurückkunft nach Berlin, Tiedge. Sein weiches Dichtergemüth, verbunden mit der zartesten Empfänglichkeit für alles Hohe, Schöne und Edle, so in der Wissenschaft als Kunst, gewann ihm bald die Aufmerksamkeit der seltenen Frau, welche — ein wahres Muster zarter Weiblichkeit — den Geist und die Charakterstärke eines Mannes besaß.

Er fühlte sich allgewaltig hingezogen zu dieser im steten Umgange mit geistreichen und hochstehenden Personen geprüften Kraft; denn seine Unerfahrenheit im Praktischen des Lebens sehnte sich nach einer Stütze; die angeborene Heftigkeit seines Temperaments bedurfte der

dämpfenden Mahnung, alle seine Schritte der leitenden Freundeshand.

Tiedge ward Elisa's Hausgenosse und Gesellschafter. Bald waren sich Beide einander unentbehrlich! Eine und dieselbe Freude an der Dichtkunst beseelte Beide, eine gleiche Aufopferung für Menschenwohl war ihr Streben, gleiche Liebe zum deutschen Vaterlande begeisterte sie zu Gesang und That, und eine und die nämliche Denk-, Sprech- und Handlungsweise, sowie eine gleich freisinnige Ansicht über Gott, Religion und Unsterblichkeit schlang immer fester und fester das Band des Vertrauens und der Freundschaft um ihre Seelen.

Elisa's Hauptwerk „der entlarvte Cagliostro" (Berlin, bei Nicolai, 1787. 8) war erschienen und hatte im In- und Auslande eine ungewöhnliche Sensation gemacht. Ihre bald darauf folgende Schrift „Etwas über Stark" (den des Krypto-Katholicismus und des Jesuitismus verdächtigen Oberhofprediger zu Darmstadt) hatte sowohl dessen Angriffe, als Schlosser's witzigen und scharfsinnigen Spott entwaffnet; das harte Opfer ihrer eigenen Bloßstellung als frühere Anhängerin der Magie und Mystik war mit großartiger Selbstverläugnung öffentlich dargebracht. Die Wahrheit hatte gesiegt. Ihre schriftstellerische Wirksamkeit, dem eigenen Entschlusse gemäß, war zu Ende. — Da kam, als sie eben krank darnieder lag, zu ihr die Trauerbotschaft, daß aus dem Kreise ihrer lebenden Freunde auch Christoph Friedrich Neander, der würdige Verfasser

der „geistlichen Lieder" (Riga, 1766 — 74) geschieden sei, dem sie den wichtigsten Antheil an ihrer späteren geistigen und sittlichen Bildung verdankte.

Nicht konnte sie den theuren Lehrer, der ihr frommes Gemüth, als es von dem Verstande verlockt in eine schwankende Stimmung gerathen war, aus dem Labyrinthe des Zweifels hindurch auf die klare Sonnenhöhe der Vernunft in die Arme des Glaubens geführt hatte, dahin scheiden lassen aus dem irdischen Dasein, ohne sein Gedächtniß zu feiern.

In einem Krankheitszustande, dessen Genesung die Aerzte nur in Bedingungen zu finden glaubten, deren Lösung außerhalb der Grenzen ihrer Kunst lag, beschrieb Elisa von der Recke das Leben Neander's und entwickelte den Charakter des frommen Weisen aus den Schriften, Reden und Handlungen mit solch' einer inneren Wahrheit, wie nur Liebe, Dank und Verehrung dem Geiste einzuflößen im Stande sind, und unwillkürlich gestaltete sich das anspruchlose Lebensgemälde in eine Form, aus der, wie aus einem klar dahinfließenden Quell, sich das Bild ihres eigenen schönen Lebens zurückspiegelte.

Zur Herausgabe dieses Denkmals bot Tiedge die Hand, ein Umstand, welcher aus Versehen auf dem Titel: „Bruchstücke aus dem Leben C. F. Neander's" (Berlin, 1804. 8.) nicht bemerkt ist. Er besorgte, nicht ohne mancherlei Verdruß über die Saumseligkeit des Typo-

graphen, den Druck, und Parthey übernahm die Sorge für den Einband, nachdem das Werk vollendet war.

Jeder, der diese einfachen Blätter lieset, wird sich überzeugen, wie frühe die edle Dulderin auf der höchsten Stufe der Selbstveredlung angelangt war, von wo aus dem Sterblichen nicht nur eine Frage an das Schicksal, sondern ein ungetrübter Blick in die räthselhafte Welt von Diesseits und Jenseits vergönnt ist. — Die phantasiereiche Elisa feierte die Erinnerung an ihre Todten nicht mehr, wie sonst, unter Gräbern, oder in der Wolkengegend mystischer Träume, sondern in der geweiheten Tempelstille des Herzens, wo ein frommer Glaube, eine gottergebene Zuversicht, ein ächter Christussinn waltet.

Auf Tiedge's Feuergeist hatte die Seelenruhe seiner hohen Freundin schon jetzt höchst vortheilhaft gewirkt. Er fühlte sich wie von geheimnißvollen Banden der Verehrung umschlungen, wie gebannt an ihre Nähe. Mit wahrem Entzücken nahm er daher das Anerbieten an, die Leidende nach Italien zu begleiten. Die Aerzte, welche den Hauptsitz ihres mannigfach zusammengesetzten Uebels in dem Nervengeflecht, diesem geheimnißvollen Vermittlungsorgane zwischen Leib und Seele, fanden, schlugen nämlich ein wärmeres Klima, wie das Italiens, vor, von dem sie sich in Verbindung mit dem Gebrauche der Dampfbäder auf Ischia und der Seebäder bei Neapel oder Castelamare die vielleicht noch einzig mögliche Heilung versprachen.

Tiedge war noch in Berlin bei seinen Freunden Nicolai und Parthey, als ihm Elisa von Löbichau aus den Vorschlag machte. Voll Begeisterung darüber schrieb er am 14. Mai 1804: „Ach, theure Freundin, welche Aussicht eröffnen Sie mir da! Mit Elisa durch das Paradies von Europa vielleicht zu wandern — welch' ein Genuß! Ich sage vielleicht, denn außer Elisa's Herzen und dem, was ihm gleicht, kenne ich keine Zukunft mehr. Heute feiere ich meinen letzten Abend in Berlin, und wo könnte dies heiliger geschehen als bei Amalia *). Parthey wird dort sein; und nun wissen Sie, theure Elisa, daß uns heute manches süsse und manches traurige Andenken beschäftigen wird. Wie Christus unter seinen Jüngern werden Sie unter uns sein und unsere Seelen werden bei Ihnen und mit Ihnen sein! Vor zwei Tagen hörte ich in der Singakademie das Vaterunser (von Naumann) — Gott! Welche Töne! Nie — nie habe ich so etwas empfunden. Bei einigen Stellen war es mir, als dränge ein Feuer durch alle meine Adern." —

In Begleitung einer liebenswürdigen Pflegetochter, der Frau von der Recke, der jetzigen Frau von Griesheim, Wittwe des verdienstvollen herzoglichen Kanzlers in Coburg, wurde die Reise im August 1804 angetreten. Der Weg ging über Bayreuth, München und Tyrol. In München machte Tiedge die Bekanntschaft mit Aloys

*) Gemahlin des Dichters Leopold Friedrich Günther von Göckingk, Geheimen Oberfinanzrathes in preußischen Diensten.

Sennefelder, dem Erfinder der Steindruckerei. Diese anfangs dürftige und unscheinbare Entdeckung soll ein Kind der Noth sein. Diese Mutter hat schon eine große Nachkommenschaft schöner Erfindungen zur Welt gebracht. Die Stadt, die jetzt mit würdiger Anstrengung zu einer höheren Bedeutsamkeit aufstrebt, und ein Tempel der Wissenschaften und Künste geworden ist, hatte damals in sich und ihrer Umgebung wenig anziehende Punkte. Dagegen machte Salzburg schon bei der Annäherung auf den Reisenden einen angenehmen Eindruck, indem die Stadt auf den Stufen einer mit üppiger Waldung bekränzten Anhöhe sich gleichsam zu einer Thronbesteigung erhebt. — „Und in welcher begeisternden Hoheit," sagt Tiedge in einem Briefe vom 26. September 1804, „tritt hier die Natur auf! Im Angesicht dieser Majestät sinkt Alles, was ich bisher von Großartigkeit der Naturbildungen sah, in's Kleinliche nieder! Mit anbetenden Gefühlen versenke ich mich in die Tiefen dieser Fülle. Wir haben hier Wanderungen durch Gegenden gemacht, wohl schöner, als die Lustgärten, in welche der Alte vom Berge seine Anhänger in der zur Sinnlosigkeit gesteigerten Trunkenheit versetzen ließ, um ihnen zum Lohn für ihre Anhänglichkeit das zukünftige Paradies vorzuspiegeln. Ein steter Wechsel von kräftigen Wiesen, Fruchtfeldern, und über alle Beschreibung lieblichen Höhen; im Hintergrunde himmelansteigende Berge, von deren Gipfeln Wasserfälle herabhängen, wie silberne Seile, welche die Phantasie hinauf ziehen

in das Gebiet des lebhaftesten Wolkenverkehrs. Bei dem schönen Wetter, das uns begünstigte, hatte auch einer der höchsten Berggipfel, den die Einwohner den „Vater Watzmann" nennen, seinen Nebelschleier abgeworfen, so daß seine Umrisse klar hervor traten. Da scheint die Natur einen Thron errichtet zu haben, von wo sie die Wunder ihrer großen Schöpfung umher überschaut. Während sie aber über diese Gegend einen solchen Zauber von Schönheit ausgegossen, so hat sie dagegen mit kargen Händen einen großen Theil der Menschen ausgestattet, die auf diesem Boden leben. Wohin der Wanderer seine Schritte lenket, begegnen ihm gräßliche Mißgestalten mit ungeheuren Kröpfen. Aber das schlimmste Uebel dieser Gegend ist der Cretinismus, der hier in mehreren Abstufungen erscheint. Die Cretins auf der untersten Stufe haben von den Menschen nichts als die Gestalt, der sogar die Sprache versagt ist. Ihren Hunger drücken sie aus durch ein furchtbares Geschrei, und verschlingen Alles, was sich zermalmen läßt. Die Uebrigen sind stumpfsinnig, mehr oder minder verstandlos. Das Traurigste ist die große Anzahl dieser Elenden, die sich zu der ungeheuren Menge Bettler, besonders in Berchtesgaden, gesellen und mit Geheul die Fremden anfallen. Man hat mich versichert, daß mit solchen Geschöpfen ein ganzes Dorf bevölkert sei, welches in einem kalten feuchten Thale liegt, wo die Sonnenstrahlen nur selten hinab dringen. Damit wäre ja schon ein Wink gegeben, der Quelle des Uebels

nachzuspüren, und Mittel dagegen in Anwendung zu bringen.

„Zu erfreulicheren Begegnissen — fährt der Brief fort — tritt man in das Tyrol. Dieses Land bietet dem Anblick gleichsam eine Wiederholung Salzburgischer Landschaften im vergrößerten Maßstabe dar. Sie haben die Schweiz gesehen; sie werden in mir nachfühlen, wie es mich ergriff, als ich die gewaltigen Massen der Riesenfelsen vor mir aufthürmen und ihre Wasserströme hinschütten sah. Schimmernde Cascaden, von Alpenhäuptern herab zitternd, scheinen silberne Bänder zu sein, die aus den Wolken hernieder flattern, als ständen Götter daneben, um den beschränkten Menschen hinaufzuziehen, wo das Leben größer und weiter sich entfaltet. Ganz Tyrol ist eine Kette von ehrfurchtgebietenden Wundergestalten, — eine Gallerie höchst genialischer Arbeiten der Natur. Aber eine ganz andere Menschenwelt ist es, die sich hier in dem Schatten der Bergwälder bewegt. Keine Schaar von Bettlern heult hier dem Wanderer entgegen. Der Fremdling fühlt sich sogleich einheimisch und behaglich unter einem Völkchen, das treuherzig und kindlich arglos in urväterlicher einfacher Sitte fortlebt. Von vordringender Aufwandliebe, die so verderblich und so ansteckend ist, keine Spur! Der Tyroler arbeitet mit fröhlichem Fleiße seinen Werktag ab, und feiert frommkatholisch seinen Sonntag. Was in dem Mangel an Fruchtland die Bergflur ihm versagt, ersetzt er durch Gewerbsinnigkeit, die freilich in der Gem-

senjägerei gegen die Verbotgesetze des Fürstenrechts der Regierung hart anstößt. Keine Erscheinung ist herzerhebender, als die: ein glückliches Volk zu sehen und von einem Fürsten zu wissen, daß er dem Volke vergönnt glücklich zu sein. Es ist seiner Regierung nicht gewohnheitlicher Weise, sondern von ganzem Herzen mit einer Anhänglichkeit zugethan, welche die milde väterliche Verwaltung vollkommen verdient, indem sie die Freiheiten und Rechtsame Tyrols bestehen läßt, ohne sie auf irgend eine Weise zu verkümmern, wie sonst wohl von andern Regierungen geschehen ist. Unser Weg nach Botzen war eine Lustfahrt durch reizende Weingärten. Jeder Hügel, an dem wir vorübergingen, war mit traubenreichen Reben umgürtet. Auf einer Abstufung des hohen Brenners sah ich zum ersten Mal in ihrer Pyramidenform die pinus pinea; sie steht da gleichsam wie ein Vorposten des südlichen Landes. Dann kamen uns hinter Botzen schon milde Lüftchen entgegen, begrüßende und einladende Boten aus dem hesperischen Garten. So ging es fort bis Trident, merkwürdig durch das Concilium, welches nach einem siebzehnjährigen Leben hier seine letzten Tage beschloß. Ich trat in die Domkirche und betrachtete mit Gefühlen der Wehmuth die Stellen, wo die heiligen Väter gesessen, die sich im Namen Gottes hier recht tüchtig gezankt hatten. Du erhabener göttlicher Nazarener, dachte ich bei mir selbst, hättest du damals hier gewandelt, würdest du dieses Geschlecht nicht zum Tempel hinausgejagt haben,

wie du die Käufer und Verkäufer aus Zions geheiligten Hallen vertriebst? Mir war es, als hörte ich noch an den Wänden den gräßlichen Fluch wiederhallen, womit der christliche Erzbischof von Lothringen die letzte Sitzung beschloß. „Verflucht!" rief er mit lauter Stimme, „verflucht seien die Ketzer." — „Verflucht! verflucht!" stimmten die der Religion und Liebe geweiheten Seelenhirten mit ein. In der heitersten Empfindung, die mir Tyrol mitgegeben, trat ich aus dieser waldigen Felsenwelt hinaus in die offenere Schöpfung, in den wohlgepflegten endlosen Feldgarten, den die weite lombardische fruchtbare Ebene darstellt. Zwischen Rebenhügeln, Wiesen, Fruchtfeldern, prächtigen Villen, durch kleine Flecken und Städte mit freundlichen Wohnungen zog sich unser Weg hin, und wir erreichten nach einer Reise von drei Tagen am 24. September Verona." — So weit die briefliche Erzählung.

In Verona, dieser damals halb österreichischen, halb französischen Stadt, wurde Rasttag gehalten. Frau von der Recke ordnete hier ihre Tageblätter, die sie ihrem Reisegefährten vorlas, ihm dadurch manche Abendstunde verschönte, und manches bittere Gefühl aus seiner Seele verdrängte; denn hier hatte er die ersten Spuren des Elends angetroffen, welches die gallischen Verkündiger der Völkerglückseligkeit nach Italien brachten. Die Etsch theilte die größere Hälfte der Stadt den Franzosen, die kleinere den Oesterreichern zu. Jene seufzte, ausgesogen und erdrückt unter dem Sklavenjoch der fran-

zösisch-republikanischen Freiheit. Die Reisenden besuchten die sogenannte Arena, das ist, die große Ruine des alten Amphitheaters, von welchem die eine Seite der Ringmauer, sammt den bis zu ihrem obersten Rande aufsteigenden marmornen Sitzen noch steht. Von Verona wurde eine Reise nach Venedig gemacht. Auf dem Wege dahin traten noch häufiger die Spuren der Verheerung hervor, welche die Jünger aus der Schule der Menschenrechte ihren Fußtapfen hier eingedrückt hatten. Villen, mit königlicher Pracht ausgestattet, lagen dort und hier unter ihren Trümmern begraben. Den Uebermuth der venetianischen Nobili hat ein anderer Uebermuth gedemüthiget, der den ihrigen an Frechheit weit übertraf. Die Reisenden kamen über Vicenza, auf einer schönen Straße, zwischen üppigen Wiesen und sammetgrünen Reisfeldern, nach Padua, dieser durch ihre Universität vormals so berühmten Stadt. Sie gewährte den Reisenden einen düstern Anblick, an welchem jedoch die glänzenden Erinnerungen der Vorzeit haften. In diesen Erinnerungen strahlet vor Allen Galileo Galilei hervor, dem Pabst Urban VIII. seinen Scharfsinn und den hellen Blick in die große Natur nicht verzeihen konnte, weshalb Galilei sein Verdienst, den Sonnenhimmel aufgeschlossen zu haben, in einem dunkeln Kerker abbüßen mußte. Auch die Namen Ariost, Tasso und Petrarcha sind leuchtende Sterne in den Annalen dieser Stadt. Hinter Padua ward die Fortsetzung des einförmigen Weges, der über Sumpfstellen geht, uner-

freulich. Am Ausfluße der Brenta in das adriatische Meer schifften die Reisenden sich ein, und in Zeit von einer Stunde schwammen sie schon in den Wasserstraßen Venedigs. Nirgends traten das Jetzt und das Vormals so schmerzhaft vor die Seele des Reisenden, als in Venedig. Das große kräftige Leben dieser Stadt schien ihm jetzt nur noch ein schwindsüchtiges Athmen zu sein.

Bei seiner Zurückkunft in Verona fand Tiedge von dem wackern Israeliten David Friedländer in Berlin ein Schreiben vor, dem eine treffliche Uebersetzung des Propheten Jesaias beigefügt war. In die Antwort auf dieses Schreiben legte Tiedge die Gefühle und Gedanken nieder, welche Venedigs gegenwärtiges Dasein in ihm erregt hatten. „Ihr Schreiben," sagt er in diesem Briefe, „erfreute mich, wie die plötzliche Erscheinung eines recht lieben Besuchs. Das Wort eines Freundes, das den Freund in der Ferne aufsucht, ist eine ebenso holde Ueberraschung, wie die Engel des alten Bundes, die zu den Hütten der frommen Patriarchen kamen. Es traf mich in einer Stimmung, auf welche die beigefügte schöne Uebersetzung einer hochbegeisterten Stelle aus dem Jesaias einen mächtigen Eindruck machte; besonders tief gruben diesen Eindruck in mein Gemüth folgende Worte:

„Der Ewige zerbrach den Frevelstab,
Zerbrach des Tyrannen Scepter,
Der Völker schlug in seinem Grimm,
Sie unaufhörlich schlug;

Der mächtig über Nationen herrschte
Und rastlos sie verfolgte.
Zur Hölle hingeschmettert ist dein Uebermuth
Und deiner Harfen Siegerklang verstummt!

Wie fielst du denn vom Himmel,
Du allberühmter Morgenstern!?
Wie stürztest du zur Erde,
Du großer Völkerbändiger!?
Du dachtest ja in deinem Sinn:
„Gen Himmel steig' ich hoch empor,
Erheb' über Gottes Sterne meinen Sitz
Und thron' auf dem Erscheinungsberg;
Ich schwing' auf der Wolke Gipfel mich,
Vergleiche mich dem Allerhabenen. —"

Wer dich nun anschaut, schärft den Blick,
Ergriffen schaut er und gedankenvoll:
„Dies ist der Mann, der Weltenstürmer,
Der Reicherschütterer?"

Mit allen Schauern einer heiligen Begeisterung überfielen mich diese gewaltigen Worte; stürmend rissen sie mich empor über die Bedrängnisse, mit denen die Zukunft, die schon vor der Thüre steht, uns droht; ja sie machten mich zum Mitseher des erhabenen Propheten. Es war nicht blos wünschende Hoffnung — nein! der Zuversicht lichtere Stelle dort in der tiefdunkeln Zukunft leuchtete mir wie ein langsam aufgehender Morgenstern der Zeit. Ich kam so eben von Venedig zurück, als ich Ihr Schreiben vorfand, und war noch ganz erfüllt

von den Schmerzgefühlen, welche die dortigen Erscheinungen in mir hervorgebracht hatten. Nicht wahr? Sie begreifen nun, daß ich mich gedrungen fühlen konnte, die Geniusflügel Ihres Propheten zu umfassen, und mit ihm mich empor zu schwingen zu der Höhe, von welcher herab er seine Triumphlieder singt.

Ich habe die gefallene Königin der Städte gesehen, die vormals drei Kronen getragen und ihr Scepter so weit hinausgestreckt hat über das Morgen- und Abendmeer. Der Anblick einer gestürzten Größe erschüttert immer das Gemüth, wenn gleich die Ueberzeugung, daß sie länger zu stehen nicht werth war, laut genug zu dem Verstande spricht; die Empfindung, die Theilnahme an einer in den Staub getretenen Hoheit läßt sich durch einen Blick auf ihre Schuld nicht unterdrücken. Das Schicksal des ehemaligen venetianischen Freistaates würde einen noch tiefern Eindruck machen, träten nicht die Spuren der Zerstörung so tief hinter die Außenseite zurück: diese gleicht einer blühenden Gestalt, die an einer innern Auflösung dahin siecht. Wenn man aus der Brenta in das adriatische Meer hinabgleitet, so erscheint Venedig in der Ferne wie eine prächtige Feenstadt, die jugendlich frisch aus den Fluthen empor tritt. Eine Stunde lang ergötzet das Auge sich an dem Zauber des Anblicks, der mit der Neuheit einer Wundererscheinung die Phantasie beschäftigt, bis man sich der prächtigen Stadt nähert, die sich im Meere spiegelt, als wäre sie trotz ihres Sündenfalles noch immer in sich selbst ver-

liebt. Das Auge erblickt nun die ersten Gebäude: sie erscheinen wie Zauberpaläste; man schwimmt durch die Wasserstraßen, und die wunderbare Wirklichkeit gleicht noch immer einem erhabenen Phantasiegebilde. Und wenn nun endlich der überraschte Fremdling den festlichen Markusplatz betritt: so ist er vollends bestimmt, sich entrückt zu glauben in eine Welt entzückter und entzückender Träume. Keine Stadt des Erdbodens hat einen Raum aufzuweisen, der an Herrlichkeit und Pracht in sich und der Umgebung mit dem Markusplatze wetteifern könnte. Er ist mit breiten Quadern so sauber getäfelt, daß man auf der glatten Fläche, wie auf dem geschmückten Boden eines Prachtsaales, umher wandelt, der es werth ist, nur von der blauen Decke des Himmels überwölbt zu sein. An den Seiten hohe Gebäude, die mächtig über die ihnen angefügten Arkaden emporragen, daß durch diese ihr Eindruck nicht geschwächt werden kann. Vor den Arkaden stehen luftige Zelte, die mit so köstlichen Teppichen behangen sind, daß man glauben möchte, der Geist des Orients sei mit einem frischen Morgenwinde herübergesegelt, um hier einer großen Völkerzusammenkunft beizuwohnen. Menschen aller Welttheile wimmeln, Sprachen aller Nationen summen hier durch einander. Dort am Ende des kleineren Platzes (Piazetta) auf den Terrassen, die zu dem Meere hinabsteigen, schimmern im Sonnenlichte zwei von den Säulen, welche die Venetianer einst aus Aegypten entführten. Auf der einen steht der Löwe,

der drei Königreiche verschlang, sie aber nicht verdauen konnte; von der andern blickt der heilige Theodor, der Schutzpatron des Staates, in seine Stadt, die er leider gegen die Franzosen nicht schützen konnte. Ich erstieg die Terrasse und blickte wunderbar ergriffen hinaus in die Unendlichkeit des Meeres, welches mehr als der heilige Theodor eine Schutzwehr der Stadt zu sein scheint. Man steht auf dem Markusplatze vor dem Meere, wie auf einer erhabenen Stufe zur Unendlichkeit. — Menschen von allen Nationen bewegen sich in einer drängenden Geschäftigkeit unaufhörlich durcheinander. Man glaubt sich mitten in einem großen Völkerfeste zu befinden, auf einem prachtvollen Saale, der den Himmel zur Decke hat. Aber welch ein Contrast! Mitten in dieser imponirenden Pracht heult den Wanderer ein tausendfach gestaltetes Elend an. Vierzig tausend Bettler sollen in dieser reichen Stadt leben. Sie schleppen sich, sie lassen sich tragen, sie kriechen auf allen Plätzen umher. Hätten die Sitten der Venetianer auf so festen Stützen geruhet, als ihre Paläste und Häuser im Meere, — dieser Staat, der — wie ein anderer Neptun — die adriatische See sich antraute, stände noch. Ein Freistaat braucht Tugend, — eine Monarchie Soldaten und Geld. — Man tritt in den ehemaligen Dogenpalast — und alle Täuschung verschwindet. Da erkennet nun der Fremdling am todten Haupt und in den entseelten Zügen der erschlagenen Riesengestalt, daß das Leben von ihr gewichen ist.

Dahin sank die glorreiche pompa ducalis; entthront ist der fürstliche Bräutigam, der mit der adriatischen See sich vermählte: die See ist zur Wittwe geworden, und die Franzosen lebten eine Zeitlang mit ihr in wilder Ehe. Der Bucentauro, dieser Bräutigamssitz, von welchem der Vermählungsring der Nymphe des Meeres zuflog, verfällt in dem trauernden Arsenal. Trotz ihres Falles aber ist diese wundervolle Stadt ein gewaltig imponirendes Denkmal menschlicher Kraft! Ich besuchte die Markuskirche, — ein düsteres, mystisches Heiligthum. Aber ein Abend in Venedig! — Schwerlich dürfte irgend eine Kaiserstadt in Osten, Westen und Süden eine Prachtfeier darzustellen vermögen, welche sich mit dem ersten besten Alltagsabend auf dem Markusplatze vergleichen ließe. Ein festliches Leben, erleuchtet von tausend und tausend Kerzenflammen, bewegt sich auf dem großen Raume in gedrängten Gruppen, die kein dahinrollender Wagen durchschneidet. Musik und Gesang erschallt aus den Arkaden und Zelten: es ist die Zeit des Genusses. — Mich betäubte das Gewühl; ich setzte mich lieber auf meinen einsamen Balkon, wo Klänge aus den Gondeln zu mir herauf drangen, wie das süße Wehen elysischer Lüfte, in deren Gekräusel sich selige Töne verfingen."

Am 9. November 1804 verließ die Gesellschaft Verona. Die Reise bis Florenz erzählt Tiedge in folgendem Briefe:

Es ist eines der schmerzhaftesten Gefühle, in dem

reinsten, unschuldigsten Genusse durch peinigende Vorstellungen gestört zu werden. Solche Vorstellungen drangen sich dem Reisenden auf dem Wege von Verona nach Mantua von allen Seiten auf. Hütten und Paläste in Ruinen — Fruchtfelder und Weingärten in Wüsteneien verwandelt. Den Franzosen war es nicht genug, die Gegenwart den Einwohnern zu berauben, nein! sie griffen auch mit dämonischer Tücke vernichtend in die Zukunft der Unglücklichen hinein, indem sie die Pflanzungen umher vom Boden vertilgten. Zu den Widerwärtigkeiten eines solchen Anblicks gesellte sich kurz vor Mantua noch das französische Zollgesetz, dessen inquisitorischer Handhabung sich die Reisenden unterwerfen mußten. „Warum doch die Menschen," sagte meine sanfte Reisegefährtin, „mit gesetzlichen und ungesetzlichen Qualen einander so feindlich verfolgen! fürchten sie vielleicht das Leben zu lieb zu gewinnen? —"

Eine Festung hat immer etwas Schauderhaftes, keine mehr als Mantua. Wie der Styx die Unterwelt, so umgürtet ein weiter See diese Festung. Der Weg zu ihr geht durch einen Sumpf; das Thor ein finsterer, kerkermäßiger Eingang: als wir da hindurch waren, umringten uns, wie Geister der Nacht, schwarze Haïtische Soldaten, welche die schnöde Durchsuchung, die mit uns vorgenommen wurde, noch furchtbarer machten. Ein freieres Athmen kam in die Brust zurück, als ich die Stadt hinter mir hatte. Von dem Vetturino ließ ich mir die Gegend von Andes zeigen, wo gleich jungen

Nachtigallen einst aufflogen die ersten Liedertöne Virgils. Längst schon athmet in diesen Lüften die Seele des Gesanges nicht mehr. Aber Bettlergeheul, Jammergeschrei des Elendes und Klagen begleiteten uns durch Modena, Mirandola und Bologna bis Pietramala, zu dem Grenzpuncte zwischen dem bolognesischen und toskanischen Gebiet. Hier war es, als hätten Stürme uns einer erquickenden Windstille zugeworfen.

Der Zollbeamte Colignone, ein sanfter, freundlicher Mann in dem Kreise einer wohlgesitteten Familie, empfing uns mit einer Feinheit und Humanität, die uns auf der ganzen Reise noch nicht begegnet war. Ja, hier fühlt der Wanderer, daß er sich einem Lande naht, wo noch der Geist einer Regierung weht, die einem deutschen Stamme entsproß. Die patriarchalische Hütte des guten Zolleinnehmers stellte einen Tempel der Eintracht, ein Heiligthum häuslicher Tugenden dar. So waltete hier ein mildes ruhiges Leben, mitten im Schooß einer rauhen und wilden Natur. Hier blickten uns die hohen Apenninen recht nah in's Gesicht; das Thal, welches sie um die Zollstätte bilden, ist eng und durch die wunderbarsten Naturerscheinungen merkwürdig. In der Nähe des Zollhauses befindet sich in einem Ackerfelde eine schwarze brandähnliche Stelle, von der, bei gewitterhafter Stimmung der Luft, Flammen auffahren, die jedoch dem Boden keine Wärme mittheilen; Flammen schießen alsdann auch wie feurige Schlangen auf den Anhöhen umher. Ein Paar tausend Schritte vom Zoll-

hause bricht eine kalte Quelle hervor, von üblem Geruch und Geschmack, deren Oberfläche sich entzündet, wenn man ihr etwas Brennendes nahe bringt. Von allen diesen Ueberraschungen wird man so wunderbar berührt, daß bei dem Unkundigen nur wenig dazu gehört, um hier Zauberkräfte walten zu sehen. Dieses wildromantische Thal, worin es häufig und gewaltig stürmt und blitzt und brennt, scheint die enge, von Bergen erbaute Pforte zu sein, durch die man in den paradiesischen Garten tritt, in welchem Toskana liegt und Florenz der Glanzpunct ist, der alle Strahlen in sich vereint. Ein Paar Stunden Weges von Pietramala, bei Traversi, wo die Gegend schon anmuthig wird, öffnet sich die Aussicht in das schöne Land, mit welchem das eigentliche Hesperien erst beginnt.

Hier begrüßte ich die erste Olive. Dieser Baum, ob er gleich nicht schön ist und ganz, nur mit blässerem Laube, unserer Weide gleicht, war mir eine höchst erfreuliche Erscheinung: er kündigte mir ja das Land meiner Sehnsucht an. Nun wechselten Olivenpflanzungen und Weinberge. Nicht nur die Pflanzennatur ändert sich, sondern auch ein ganz anderes Menschengeschlecht begegnet dem Wanderer hier. Deutscher Fleiß mit italienischer Lebhaftigkeit im schönsten Verein, zeichnet das toskanische Volk aus. Die Männer sind arbeitsam, tüchtig und rasch, die Frauen in reinlicher Umgebung mütterlich und häuslich. Der toskanische Jüngling schreitet kräftig einher, stolz, wohlgemuth und fröhlich.

Die Jungfrauen bewegen sich munter, in angenehmen, feinen Umgangsformen. Ein toskanisches Landmädchen in seiner schlanken Gestalt, blickt reizend, schalkhaft mit dunkeln feurigen Augen unter einem schwarzen Männerhut hervor. Ihr ganzer Schmuck ist einfach, aber edel und gehaltvoll. Um den weißen Hals rollen sich acht bis zehn Schnuren ächter, bläulicht weißer Perlen, dazu schwankt auf dem feinen schwarzen Hute eine lustig nickende Feder. Wie paradiesisch eine Landschaft auch sein mag: ihr fehlt die lebendige Seele, wenn es ihr an Menschen gebricht, in deren Sein und Thun sich die schöne Naturumgebung zurückspiegelt. Ziemlich ungestört konnte ich mich an diesem erfreulichen Wechselverhältniß ergötzen; denn daß auch über diesen Boden die Pestilenz des neuen Franzosenthums gezogen, davon zeugten nur noch einzelne Spuren. Wenn man mit den Einwohnern von dem Königthume spricht, womit die Franzosen sie beschenkten, so lachen sie und sagen: „ein mageres Königthum hat ein fettes Großherzogthum verschlungen. Wenn die französische Gewalthaberei an der Regierung der Welt bleibt, so werden wir wahrscheinlich noch durch verschiedene Formen gehen müssen. Toskana ist in der That jetzt schon eine französische Provinz mit spanischen Soldaten unter französischen Befehlen besetzt. Unsere männliche Jugend muß für Bonapartische Zwecke ihr Leben verbluten." — Doch ich hatte genug; ich mochte nicht tiefer eindringen in das Gewebe der Tücken und Ränke, womit die Bonapartische Willkür

zertretend über alles Bestehende hinwegschreitet. Ich wende meine Augen zu der Natur. Ueberall verlieren sich die Blicke des Wanderers in einen unendlichen Reichthum der Landschaft. Von den Höhen herab schimmern reizende Villen. Aus Olivenwäldern und fröhlichen Rebenhainen steigen ernste Zypressen empor. An manchen Stellen ging unser Weg durch einen Laubengang von Weinranken-Geflecht, der freilich die Aussicht hinweg nimmt. So gelangten wir denn, immer von luftigen Kränzen umflattert, zu dem reizendsten Puncte zwischen Bologna und Florenz: es ist die Villa alle tre maschere genannt. Um diese Stelle zu verherrlichen, scheint die Natur ihren höchsten Reichthum erschöpft zu haben. Die Villa liegt am Fuße der Apenninen, die, mit Olivenpflanzungen und Weingärten bedeckt, von hier auf sanften Halden in unabsehbarer Ferne emporsteigen zu der Höhe, wo der Horizont um diesen Weltaltar seinen himmelblauen Schleier ergießt. Wir verließen den Wagen und durchwandelten die einsamen Zypressengänge, welche die Villa umgeben. Von diesem Puncte aus scheint die Landschaft immer paradiesischer zu werden. Wohlgekleidetes Landvolk begegnete uns fröhlich scherzend und singend, und warf uns Blumen zu. Noch in den Vormittagsstunden erreichten wir die Höhe, von wo man unten im tiefen Thale Florenz erblickt.

Wir stiegen aus und befanden uns in einem Olivenwalde, dessen glänzend braune Früchte aus dem blaßgrünen Laube hervoräugelten.

Da lag sie nun zu unsern Füßen, die berühmte Stadt, aber wir sahen sie nicht; sie war mit einem hellen weißen Nebel, wie mit einer Fluth überdeckt, aus welcher einzelne Thurmspitzen, wie Flaggen untergegangener Schiffe, hervorragten. Wir standen oben, gleichsam in einer Welt der Verklärung, und schauten auf die Dämmerungen des Nebelthales hinab. Gegen Mittag verflossen die Dünste, wir erreichten Florenz, und waren somit noch etwa 20 deutsche Meilen entfernt von der ewigen Stadt.

Ende des ersten Bandes.

304 a

C. A. Tiedge's

Leben

und

poetischer Nachlaß.

Herausgegeben von

Dr. Karl Falkenstein,

Königl. Sächs. Hofrathe und Ober-Bibliothekar.

2.

Zweiter Band:

Tiedge's Mannes- und Greisenalter.

Leipzig,

Verlag und Druck von B. G. Teubner.

1841.

Leben

Christoph August Tiedge's.

Zweiter Band.

Tiedge in Rom.

Im December 1804.

In Florenz verweilte die Reisegesellschaft zehn Tage. Tiedge wurde von einem Fieber befallen, welches ihn von allen Genüssen der florentinischen Kunst und Natur ausschloß. Dafür hatte seine edle Freundin desto ausführlicher die Anschauungen, welche sie in dieser berühmten Stadt eingesammelt, in ihre geistreichen Reisebemerkungen niedergelegt. Tiedge beschäftigte sich mit seinem Reiseberichte, von welchem er seinen Freunden in Berlin, Halle und Dresden, Bruchstücke zusandte, die zum Theil ohne sein Wissen in Zeitschriften abgedruckt wurden.

Den 30. November 1804 verließen die Reisenden das liebliche Florenz. — Noch immer, fährt Tiedge in seinem Reiseberichte fort, umgiebt ein blühendes Leben der Menschen und der Natur unsern Weg. Nur in Stagia, dem ersten Städtchen, das wir berührten, fanden

wir die Einwohner auf den Straßen versammelt, sie trugen auf ihren Gesichtern das Schrecken der verflossenen Nacht, welche sie durch ein starkes Erdbeben aus dem Schlafe gerüttelt hatte; sie traten zu unserm Wagen und erzählten mit italienischer schreiender Lebhaftigkeit den Jammer der Nacht, daß die Thürme wie die Menschen gezittert und die Glocken von selber geläutet hätten. Auf dem halben Wege von Stagia nach Siena kamen wir an einer alten, ganz mit Epheu umstrickten Burgruine vorüber. Diese düstre Schattengestalt aus dem Gibellinenkriege sticht gegen das Jugendleben der Natur umher wunderbar anziehend ab.

Hocherfreulich aber war mir der Anblick von Siena, einer trefflich gebauten, freundlichen Stadt von sechzehntausend Einwohnern. Ihr Umfang und die Menge Kirchen und Klöster deuten auf eine ehemalige weit größere Bevölkerung hin.

Die Stadt enthält nämlich in einem Umfange von mehr als einer deutschen Meile 65 Kirchen, und zählt nicht weniger als 34 männliche und weibliche Klöster. Unter den Heerschaaren der Heiligen wird in Siena mit einem ausgezeichneten Altardienste die heilige Catharina verehrt, die mit dem Heiland in einem unmittelbaren Briefwechsel gestanden. Die Briefe des Erlösers sind von der sündigen Erde verschwunden: sie müssen also, da sie verschwinden konnten, vorhanden gewesen sein.

Den zweiten Tag nach unserer Abreise von Siena, begegnete uns das Gerücht von der Reise des Papstes

nach Paris. Wechsel der Zeiten! Sonst mußten die höchsten Fürsten der Welt nach Rom wandern, um aus den Händen des Papstes ihre Kronenweihe zu holen: jetzt ist der Dreifachgekrönte gezwungen nach Paris zu wandern, um dem übermüthigen Sohne des Glücks die Weihe der Krönung zu bringen. Das Gefolge des heiligen Vaters nöthigte uns unser Nachtlager in Ricorsi zu nehmen, wo wir Mittags schon ankamen. Wir machten daher in dieser höchst romantischen Gegend eine Wanderung nach San-Filippo, einer merkwürdigen, schwefelhaltigen, warmen Quelle. Wir kamen zu ihr durch einen Kastanienwald. Ein dunkles Himmelblau leuchtete warm durch die Bäume; aber welch ein Anblick! Der Boden und die Bäume waren wie mit Reif bestreut, wogegen der mit grünen und gelbrothen Kränzen dazwischen thronende sommerliche Herbst wunderbar abstach. Wir hörten fernes Geräusch, das, während wir gingen, stärker und stärker wurde: es war wie das Rufen eines verborgenen Zaubers, der auf brausendem Wasser fährt. Endlich erblickten wir den schönsten Wasserfall, der, wie ein Verfolgter auf der Flucht, über eine Felsenwand springt, und die Luft mit Schwefeldunst erfüllt, dessen Niederschlag die Pflanzen mit einer weißen Rinde, wie mit Schnee, überzieht, und der Gegend mitten in dem frischgrünenden Herbste ein winterliches Ansehen giebt. Die Gegend umher leblos und stumm; nur das Geräusch des Quells tönt durch die Stille. Wir kehrten entzückt zu unserm be-

schränkten Nachtlager zurück. Der Abend war sanft, die Nacht kam still und frisch über die Apenninen. Einzelne Laute der unter freiem Himmel ausruhenden Heerden, welche wie ein arkadisches Leben Italien durchwandern, klangen durch die Stille der mondhellen Nacht. Den folgenden Tag ging unser Weg über Radicosani durch eine lange Wüste, welche die Nähe des Kirchenstaates ankündigt; diese ganze Strecke erscheint wie ein von Gigantenzügen niedergetretenes Gebirge. Ein Punkt erinnert noch an toskanischen Reichthum. Es ist die Höhe von Aquapendente, so genannt von einem Wasserfalle, der an einer schroffen Felsenwand hängt wie ein in die Luft hinwallender Silbermantel, den die Natur auf diesem Thronsitze um sich geworfen. Von diesen Höhen senkt sich der Blick zum letzten Male in den toskanischen Frucht- und Lustgarten hinab. Alles ist anders, wenn man nach Rom hin die toskanischen Grenzen überschreitet: die Menschen träg, bettelhaft, schmutzig; die Natur wüst, leblos und gefährlich durch die an sehr vielen Stellen herrschende aria cattiva. Wir kamen an einer in Trümmern liegenden Stadt vorüber Es war der ehemalige päpstliche Grenzort Lorenzo. Die böse Luft, welche beinahe pestartig die Einwohner hinweggerafft hatte, veranlaßte den vorigen Papst Pius VI., die alte Stadt einreißen, und auf einer Anhöhe das Städtchen Lorenzino erbauen zu lassen, wo die Luft gesünder ist. Der Ort liegt an dem See Bolsena, der mit Kastanienbäumen umgeben der öden todten Gegend

einen stummen Reiz verleiht. In dem See liegen ein Paar Inseln, von denen die eine arkadisch bebaut ist. In dieser Wüste, von der uns der Vetturino grause Mordgeschichten erzählte, kamen wir durch Montesiascone und Viterbo. In dem letztern Orte wird eine heilige „Rosa“ verehrt, von der man uns erzählte, daß sie, als der Papst bei seiner Durchreise sie besuchte, die Arme nach ihm ausgestreckt habe. Für uns rührte sie sich nicht. Montrosi war unser letztes Nachtlager, das schlechteste auf der ganzen Reise; schmutzige Weinflaschen mußten zu Leuchtern dienen, weil die Signori Soldatini des heiligen Vaters, der die Nacht vorher hierdurch gekommen war, die Leuchter gestohlen hatten. Bald hinter Montrosi öffnete sich die Aussicht nach der merkwürdigen Stadt, die Jahrhunderte hindurch die Welt beherrschte. Ich kann die Empfindung nicht schildern, die mich durchzitterte, als der Vetturino mir zurief: la cupola di S. Pietro! Wie dämmernde Schatten zeichneten sich in der Ferne am dunkelblauen Abendhimmel die Umrisse der Peterskuppel, und zeigten den Raum der ewigen Stadt, die neue Tempel und alte Sünden trägt, und nun wie eine große von der wegräumenden Zeit vergessene Trümmer da liegt, auf daß sie ein unvergängliches Zeichen des Fluches sei, den über Tyrannenfrevel das Schicksal dort aussprach. Mit klopfendem Herzen rollte unser Wagen dahin über den Boden, auf dem das laute Leben verstummte, das vormals aus allen Gegenden des Erdbodens wiederhallte. Aufgeregt wie noch

nie, blickte ich in der weiten Gegend umher. Rechts zieht das Gebirge sich hin, über welches die Sabiner ihre Weiber brachten, auf daß die Römer sie rauben konnten. Vor unserm Wege links erhebt sich der alte Soracte, den Horaz in seiner winterlichen Schneekrone mit kaltem Schauer sah. In einem fernen Thale liegt in schöner Hügelumgebung Frascati, und in derselben Richtung weiterhin ergießt Tivoli, das alte Tibur, seine Kaskaden. Mit trunkenen Blicken sah ich hinüber. „Ja!" rief ich, „da drüben rauscht der Hain, den Horazens Töne beseelten; dort tanzte der blandusische Quell nach lyrischen Rhythmen; dort träumte der Venusiner seine seligen Musenträume, über die Nachtigallen und Tauben hinflatterten." Mit der sanften Musenfreundin, an deren Seite ich saß, feierte ich meinen Einzug in Rom mit Gesprächen von der Heroenzeit der Römer. Sie stellte Vergleichungen an zwischen jenen alten und unsern allerneusten Helden. „Die Franzosen" sagte sie, „gefallen sich offenbar in Nachahmungen der alten Römer." „So ist es," sagte ich. „Bis zum Adler, der bekanntlich ein Raubthier ist, haben es die Nachahmer auch wirklich schon gebracht." So ging es die Flaminische Straße entlang, die durch ihren Namen den hohen Römer verewigt, der im Kampfe gegen die Carthager fiel, hinab über die Milvische Brücke (ponte molle) zur ewigen Stadt. Da sah ich nun unter mir hinschweben den Strom, der im Gefolge der Römergeschichte eine so große Berühmtheit erhalten hat. In der Vorstadt von Rom links und

rechts grauet in Trümmern die Erinnerung der alten Zeit. Zerbrochene Säulen dienen zu Sitzen vor den Hütten der Armuth. Alte Basreliefs schauen aus neuen Mauern hervor. Durch die Porta del Popolo kamen wir auf den Platz gleiches Namens, wo uns sogleich die ägyptische Granitsäule in die Augen fiel, die Papst Clemens XIII. aufstellen ließ. In dem Wirthshause, wo wir abstiegen, blieben wir nur einige Tage und wohnen jetzt auf dem spanischen Platze.

Tiedge's Schilderung von Rom.

Der Spanische Platz. — Der Pincische Berg.

Die Reiseberichte, welche unser Dichter von Zeit zu Zeit seinen Freunden zusandte, hatten keinesweges die Absicht, eine vollständige Reisebeschreibung zu liefern; sie wollten vielmehr blos Mittheilungen sein, worin die Freunde einzelne Nachrichten finden sollten von der Art und Weise, wie sich in seinem innern Leben die neue Welt abspiegelte, die sich besonders in Rom vor ihm aufthat. Da nun solche Mittheilungen, aus frischen Eindrücken geschöpft, lebhaftere Darstellungen enthalten, als die späteren Nachgefühle zu geben vermögen: so dürfte es nicht unzweckmäßig sein, in dieser biographischen Schrift jene Berichte die Stelle des Erzählers vertreten zu lassen. Sie beginnen mit des Verfassers nächster Umgebung, mit dem spanischen Platze.

Nicht zu den angenehmsten Ueberraschungen gehört der Eindruck, den der spanische Platz auf mich machte. Das Oftgenannte, dessen Name aus der Ferne zu uns

kommt, nimmt unvermerkt und oft sehr unbefugterweise etwas Feierliches an, einen Scheincharacter von Berühmtheit und Größe, wie sich solches an den gangbarsten und genanntesten Zeitungsherrlichkeiten täglich offenbart. Der genannteste unter den römischen Plätzen ist freilich der Spanische, denn fast alle Fremden wohnen in seinem Umkreise; gleichwohl ist er einer der unansehnlichsten und zugleich der unreinlichsten in moralischer und physischer Hinsicht. Bettler in den ekelhaftesten Gestalten umwimmeln ihn; Mörder und was sonst einer schläfrigen Aufmerksamkeit der Gesetze bedarf, findet hier ein Asyl. Seinen Namen hat er von dem Palaste des spanischen Gesandten; diesem steht die Rechtspflege und Polizei über diesen Platz zu, und darum ist er ohne beides.

Die Zufluchtsörter, die sonst Klöster und Kirchen gewährten, hat der jetzige Papst aufgehoben; nur die Wohnungen der Kardinäle haben dieses Vorrecht festgehalten. Auch bilden die Häuser der Gesandtschaften fremder Mächte solche unabhängige Bezirke. Sonst streckte der heilige Vater seine machthabenden Arme in alle Länder der Welt aus; jetzt ist dies Verhältniß umgekehrt; daher entstanden nun die nicht ohne Eifersucht sich durchkreuzenden Gerechtsame und entwickelten jenes römische Protektionssystem, welches die eigentliche Protektion der Gesetze so sehr entkräftet. Der spanische Platz ist ein Theil des berühmten ehemaligen Marsfeldes, welches jetzt tief unter der modernen Roma begraben liegt.

Das Marsfeld — dieser Name, der bald mit Bewunderung und bald mit Abscheu das junge Gemüth einst erfüllte, behauptet auch gegen die spätern Jahre eine gewisse romantische Wirkung, von welcher die feierlichen Ideen eines alten Heldenthums nicht mehr zu trennen sind, in deren Folge jener Name sich der jugendlichen Phantasie einmal bemächtigte. Allerdings treten an diesem Heldenthume Puncte von Hoheit hervor, die verführerisch glänzen und unwiderstehlich begeistern: mit einer solchen Art von Begeisterung bewandert diesen Raum der Fremdling, der die Nachklänge des Alterthums vernahm, und sucht die Stellen zu errathen, an denen die Feier irgend eines großen Gedächtnisses haftet, oder wo das Schicksal irgend eine seiner merkwürdigsten Wendungen bezeichnete. Aber vernichtet oder in Trümmern umhergestreut sind die Denkmale dieses Raumes, der dem rohen Gotte der wilden Kraft gewidmet war. Die Götterwohnungen sind verschwunden; der alte Janus hat seine Stelle verlassen. Die geheimnißvolle Isis, die westlich am Ufer der Tiber ihre Mysterien verhüllte, ist entwichen. Der Armuth anheimgefallen ist der reiche Bezirk, aus welchem große Tugenden und ungeheure Frevel hervorgingen. Bettler sind immer die letzten Erben des Uebermuthes, der seinen Kreislauf vollendet.

Bettler sonnen sich jetzt auf dem Platze, wo Domitian auf einem künstlichen See, zwischen dem Monte Pincio und der Tiber, die grausamsten Seegefechte nachahmen ließ. Die erzürnten Wassergötter haben sich davon

gemacht, bis auf eine verspätete Nymphe, die, seltsam genug, ihren dreifachen Wasserstrahl aus einer Barke emporwirft, wo sie sich eingeschifft zu haben scheint, um jenen Entflohenen nachzusegeln. Der Raum umher hat nur zwei Gebäude, welche Aufmerksamkeit erregen, das eine ist der Pallast des spanischen Gesandten, eine Architectur von ernstem finstern Character; das andere die sogenannte Propaganda, in welcher ehemals junge Leute aus allen Nationen für die katholische Religion erzogen wurden. Die bekannten Ereignisse der Revolution, die sich über Rom hinwälzte, haben die Zöglinge verjagt; die berühmte, fast alle lebende Sprachen umfassende Buchdruckerei ist zerstreut *), die Säle sind öde. Unter andern wohlthätigen Verfügungen, die unter den Schutz des Heiligthums gegeben waren, hatte — laut einer wortreichen Inschrift — ein gewisser Cardinal eine Art von Rosenfest gestiftet, eine Verordnung, aus welcher jungen liebenswürdigen Mädchen von unbescholtenen Sitten, wenn sie heiratheten, eine gewisse Aussteuer gereicht wurde. Die Bedingungen, an welche der Anspruch auf diesen Preis sich knüpfte, waren Unschuld und Schönheit. Der hohe Prälat wollte wenigstens im Tode ein rettender Schutzgeist der Unschuld sein, welcher die verrätherische Gabe der Schönheit zu Theil wurde.

---

*) Man erinnere sich, daß der Selbstbiograph im December 1804 schreibt. A. d. H.

Mit den Revolutionsstürmen sind die sämmtlichen Kräfte der Propaganda gen Westen geflogen, und die römischen Rosenmädchen müssen nun schon ohne jene Krone ihre Siegesfeste feiern. Aus der innern Zerstörung der Propaganda kehre ich zu dem spanischen Platze zurück.

Eine wahrhaft große Zierde dieses Raumes ist die Treppe, die auf den Monte Pincio zu der Klosterkirche della Trinità de' monti hinaufsteigt. Ihr Anblick ist von solcher Wirkung, daß man kaum die geschweiften Absätze wahrnimmt, durch welche sich ihr kühner Aufschwung unterbrechen lassen muß; von ihr erst erhält die Kirche droben die Kraft jenes mächtigen Eindruckes, womit sie den untenstehenden Wanderer ergreift und zu sich hinaufzieht. Würdiger, feierlicher erhebt sich kein Altar der Gottheit. Ich schreite hinauf zu der geheiligten Stätte. Auf der weithin herrschenden Terrasse athme ich geistige, stärkende Aetherluft ein. Aber die Kirche, die so majestätisch auf dieser Höhe zu thronen scheint, da steht sie mit eingeschlagenen Fenstern, wie ein hohläugiges Todtengerippe. Die Franzosen haben sie sammt dem Kloster zerstört.

Aber unversehrt richtet sich hier auf dem Gange, der über den Gipfel des Berges führt, die Erinnerung eines uralten Lebens auf, ein Obelisk von orientalischem Granit. Losgerissen von den Gebräuchen eines alten Glaubens hat er das Symbol eines neuen aufnehmen müssen; aber der hohe Fremdling von Heliopolis

erhebt seine Stirn gegen die Sonne, zu der seine hieroglyphischen Hymnen sprechen, die er geheimnißvoll seinen Bekehrern verschweigt. Jahrtausende voll Verwandlungen und Umwälzungen sind an ihm vorübergezogen, doch er setzt im Angesicht des ewigen Himmels seinen stillen Gottesdienst fort. Hier ist er, obgleich ohne alle Beziehung, die erhabenste Zierde des hohen Ganges, der durch himmlische Lüfte wandelt.

Von dieser unbeschreiblich reizenden Höhe überblickt man am vollständigsten die Stadt, wie sie mit der abgestorbenen stolzen Miene der alten Hoheit in der neuen Versunkenheit daliegt, mitten unter Ruinen die große Ruine des mächtigsten Räuberstaats, der jemals die Erde belastete, der weder für sich selber ein wahres staatsbürgerliches Heil errang, noch andern Völkern zubrachte, die er mit Krieg überzog. Reichlich aufgegangen ist der Same der Selbstvernichtung, den die siegende Roma unter ihren glänzenden Trophäen mit heimbrachte; im Schooße des Friedens, den sie früher mit dem Schwerte zerstörte, dann später mit angeblich segnenden Händen aus der Welt stieß, liegt sie nun da, die wunderbare Stadt, die nicht untergehen, die selbst in den Formen und in dem Geiste ihres Götterdienstes nicht erlöschen konnte. Durch jene christlichen Hallen wandelt unverholen der Schatten des Heidenthums, der seinen Geist dem Wesen des römischen Christenthums einhaucht. Dort in der Nähe der Peterskirche sehe ich den kleinen Tempel, wo die Fiebergöttin (Maria della febbre) den

Fiebergott (deus febris) austrieb und einzog. Nur Eine christliche Tugend, die schon im Heidenthume wohnte, wies das römische Christenthum zurück: es ist die Duldung, die Gott anbetend jede andere Form der Gottanbetung neben sich duldet. Die alten Römer nahmen unter ihre Landesgötter alle Gottheiten der Völker auf, welche sie besiegt und ihrem Staate einverleibt hatten.

Die römische Kirche hingegen verstößt und belegt mit einem Fluche selbst den christlichen Glauben, wenn er nicht römisch-christlich ist. Und so unduldsam gegen Alles, was außerhalb ihrer Zwanggrenze liegt, schreitet gleichwohl die allein Seligmachende im abgetragenen nur neu aufgestutzten Kleide des alten Heidenthums einher. Wenn der Wanderer unter den benutzten und nicht benutzten Ruinen umher schaut, so ist es, als ob ihm die alte Roma ihre Trauergeschichte erzähle durch stille melancholische Worte; denn nirgend schattet die Vergangenheit so grell in die Gegenwart herein als hier. Rom, vormals ein weit hinleuchtender Vulkan, der seine Alles vor sich niederwerfenden Lavaströme kriegerischer Züge mit unersättlichem Stolze über die ganze Welt hingoß: er ist ausgebrannt, — pilgernde Fremdlinge wandern zu seinem verstummten Krater! Wie Seufzer, die aus der Vergangenheit herüberklagen, zirpen einsame Grillen auf den ausgestorbenen Fluren. Welch' ein Wechsel der Dinge! Da stehen die sieben Hügel, vormals die Beherrscher der Welt! sie sind Mönche geworden, und ihre Siegeshymnen haben sich verwandelt in unharmonischen

Klostergesang. Von ihnen ging Zerstörung aus, zu ihnen kehrte sie zurück. Hier, wo das übermüthigste Volksleben durcheinander wogte, schleicht die Auszehrung des Mönchthums umher. Nichts ist mehr, was es war. Nur sie, die freundliche Sonne, die Licht- und Lebensquelle der Schöpfung, wendet unwandelbar ihr ewig junges Angesicht den vergänglichen Schöpfungen der Menschen zu. Die Vergangenheit ist für sie ein Gestern, die Gegenwart ein Heute. Gestern strahlte sie eben so viel heidnische Tempel an, als heute christliche Kuppeln und Thürme. Rom ist die Kirchenstadt des Kirchenstaats. —

Kontraste. — Villa Medici.

Diese Kirchen, diese Paläste, diese Klostergärten, alle diese glänzenden oder sanften Stellen, verbinden sich in der Seele zur Einheit eines großen Gemäldes; aber schneidende Gegensätze von Elend und Pracht, Armuth und Fülle, werfen störende Flecken darauf. Hier ganz in meiner Nähe, wo diese Höhe südlich abwärts zu der Stadt hin in zwei Straßen ausläuft, schließen sich an die Kirche Hütten voll Armuth und Schmutz; dennoch zeigen diese Hütten eine gefällige, edle, zuweilen üppige Architectur, die von ehemaligem Wohlstande zeugt. An dem Hause, neben welchem sich dieser Hochweg in die zwei Straßen Strada felice und Strada gregoriana zer-

spaltet, tritt ein überaus freundlicher Balkon hervor, ruhend auf einer niedlichen Colonnade, die freilich den Schmutz der Bewohner und deren Vernachlässigung theilen muß.

Ich wende mich ostwärts. Dort auf der Höhe thront die Villa Medici mit ihren beiden weißen Thürmen, die ihr mehr das Ansehen eines reichen Klosters, als die Majestät eines königlichen Prachtgebäudes geben. Die Sonne blendet und brennt. Aber am Ende des Schattenganges vor dem Hauptthore, das zur Villa führt, lockt eine sanfte Dryade den einsamen Wanderer in ihre süße Kühlung.

Immergrüne Steineichen weben über diesen stillen Vorplatz mit ihrem dunkeln Laube einen dichten Schatten. Aus den Zweigen spricht die heimliche Hamadryade zu der holden Nymphe, die unter der sanften Beschattung ihren Wasserstrahl ergießt. Man tritt in das heilige Dunkel. Ein frischer Morgenwind, der durch die Haine der Villa fuhr, überschüttet mit einer Fülle von Wohlgerüchen diese Stille. — Ausgeruht und gestärkt durch die grüne Beschattung, trete ich in die Villa. Einige Stufen aufwärts führen zu einer Halle, wo Säulen von Marmor und Granit mehre schöne Portale bilden. An der Außenseite der Halle, über den Portalen, sind antike Basreliefs angebracht: zwei Wanderer ruhen unter einem Baume; Diana schreitet mit ihrem nächtlichen Gefolge durch den Wald u. s. w. Der Garten selbst, der den Umkreis von dritthalb Stunden

ausfüllt, bietet eine unendliche Mannigfaltigkeit von Anlagen dar, die eine ansehnliche Bevölkerung von Göttergestalten belebt. Man weiß nicht, wohin man zuerst sich wenden soll. Führe mich denn ein Lorbeergang dem nördlichen Ende des Gartens zu. Ein steter Wechsel von waldichter Wildniß und zierlichem Gartenschmuck, von offenen Plätzen und geheimnißvollen Wegen, die zu Ueberraschungen führen, erhält die Aufmerksamkeit in fortwährender Spannung. Am mächtigsten überraschen die Einschnitte an den wirkungsreichsten Stellen der hohen Lorbeerwände; jeder stellt ein Landschaftsgemälde dar, wo die Wirklichkeit zur Täuschung und die Täuschung zur Wirklichkeit wird. Lange heftet man aus der Ferne den Blick auf ein solches Gemälde und ist betroffen, endlich in der Nähe die Natur selbst zu sehen. Ein anderer Weg als der, den ich kam, führt mich zu neuen Ueberraschungen. Er senkt sich bald in ein reiches Blumenthal hinab, bald schwingt er sich, überschattet von bacchischen Thyrsusstäben, über einen luftigen Rebenhügel hinweg; dann windet er sich durch einen kleinen Limonenwald, und endlich stehe ich wieder vor dem Portale der Halle, von welcher ich ausging. Ich durchwandere nun die Säle, wo die höhern Muster der Bildnerei aufgestellt sind. Ein sterbender Fechter, welch' ein erschütternder Anblick! Es ist, als hörte man die Seufzer des versinkenden Lebens. Aber im höchsten Triumph männlicher Schönheit prangt hier im Gipsabguß ein Apoll, wovoh das Original sammt der hochbe-

rühmten Gruppe der Niobe nach Florenz gewandert ist. Dann entzückten mich noch die allerliebsten Basreliefs an einigen antiken Altären und an einer großen schönen Vase. Dort Bacchantinnentanz, leichte, fröhliche Freude; hier der höchste Ernst einer tragischen Weihe, die Aufopferung Iphigeniens darstellend. Das blühende Jugendgesicht der hohen Königstochter spricht Ergebung aus. Die Vollendung des entsetzlichen Verhängnisses erwartend sitzt sie in einer edlen Stellung an dem eigenen Opferaltare.

Die Villa Medici. — Aussicht auf Rom.

Diese Villa ist die einzige, welche innerhalb der Stadtmauer liegt, die Aurelian aufführen und über diesen Berg — damals schon von den Besitzungen einer patricischen Familie Pincii, der Pincische genannt — ausdehnen ließ.

Hier steigt das Gemüth so gern zu der Schattenwelt des Alterthums hinab. Ursprünglich als die Römer in Lehmhütten wohnten, und vor thönernen Götterbildern beteten, als Curius die Samnitischen Friedensgesandten bei einem Rübengerichte, das er selbst zubereitete, annahm und ihre Geschenke zurückwies, da waren diese Anhöhen mit Gemüsegärten bedeckt. Späterhin erstreckten sich bis hierher die Gärten des durch seinen Cäsar so sehr bereicherten Sallustius. Verschiedene

Tempel und ein Porticus von tausend Säulen prangten in diesen Gärten; sie umfaßten einen ungeheuren Raum, in dem sich jetzt mehre neue Besitzungen theilen. Zur Zeit der despotischen Gewalt fielen diese Gärten dem räuberischen Fiscus anheim; die Asche des Wüthrichs Nero wurde auf dieser Höhe, vermuthlich da, wo das Gebäude der gegenwärtigen Villa steht, beigesetzt. Das Grab des unersättlichen Tyrannen ist verschwunden, eine gräßliche Unsterblichkeit hält sein Andenken fest. Aber ich wende mich zu dem Belvedere, welches die Gallerien verheißen, so die Thürme des Hauptgebäudes umgeben. Da nun entfaltet sich vor meinen Blicken die Stadt der sieben Hügel sammt ihren Umgebungen von allen Seiten. Dort westlich erblicke ich merkwürdige Puncte. Die Denksäule Mark Aurels, die Rotunde oder das Pantheon; und jenseit der Tiber tritt herrschend die Peterskuppel hervor, die neben sich alles Große verkleinert und alles Hohe darniederdrückt. Darüber hinaus schließt sich von Norden der Vaticanische Hügel dem alten Janiculus an, welche beide, so wie auch der Pincio, ursprünglich zur Stadt nicht gehörten. Aber die Menschen, die dort unten nisten in den berühmten Trümmern, haben von ihren frühern Vorfahren nicht die einfache Sitte, nicht die Kraft geerbt; von den spätern blieb ihnen der Aberglaube zurück und der Müßiggang. Müßig erscheint hier selbst die Natur. Mein Gedanke durchirrt jene leblose Wüste, in der wie ein Oase die Ruinenstadt liegt. Dort trugen ergiebige Wasserleitungen die entferntesten

Quellen zur Stadt, von denen jetzt noch drei im Gange sind. Nördlich kommt von den Höhen zwischen Tibur und Präneste die jungfräuliche Nymphe aqua virgo, welche Augustus Schwiegersohn Agrippa zur Stadt führen ließ. Festlich, als eilte sie zur Weihe der alten römischen Hausgötter, wandelt sie auf den Wölbungen prächtiger Bogen, tritt nahe am Pincischen, jetzt verschlossenen Thore in die Stadt, rauscht unter mir durch die unterirdischen Säle der Villa und ergießt ihre Urnen umher. Ueberhaupt erscheinen Wasser- und Feuerwerke hier in ihrer höchsten Vollendung.

Ich werfe noch einen Blick der Betrachtung auf die merkwürdige Stadt, welcher das Schicksal zweimal die Herrschaft der Welt verlieh und entriß, wie sie nun kraftlos an ihre Hügel sich lehnt und von dem immer mehr und mehr verkümmerten Almosen ihrer letzten Verhängnisse lebt.

Ende Decembers 1804.

Wir erfreuen uns hier noch der heitersten Tage. Eine unaussprechliche Milde quillt wie ein frischer Lebenshauch aus dem dunkelblauen Himmel herab; die herbstliche Flora, ein reiches Füllhorn ergießend, ist durch die römische Wüste gezogen. Nicht nur zwischen den bemoosten Ruinen der römischen Flur, sondern auf den Dächern sogar tritt eine frische Pflanzenwelt auf. Es ist, als habe der Frühling den zweiten Act, oder

die Fortsetzung seines durch den voreiligen Sommer unterbrochenen Opferfestes in diese Tage verlegt. Der Herbst ist die eigentliche Wonnezeit der Römer. Das reinste gesundeste Leben rinnt ihnen jetzt in allen Quellen und duftet ihnen aus Blumen, Citronenblüthen und Myrten entgegen. Die Blumengöttin und der Weingott, die bei uns so weit auseinander stehen, verbinden sich zu dem süßesten Verein, um zu bereichern und zu verherrlichen diese Festtage der römischen Welt. Die gemäßigten Ost- und Nordwinde haben die Atmosphäre abgekühlt, aus der Apoll in den heißen Julius- und Augustmonaten häufig tödtende Pfeile herabsendet. Der erste Herbstregen löscht die heimlichen Flammen aus; Gesundheit athmen nun die durch böse Luft berüchtigten Stellen, zu denen das vaticanische Thal gehört, welches schon Tacitus crebris febribus famosum nennt. Jetzt ist die Zeit der Gewitter, die mit heftigen Regenschauern herabstürzen, Fruchtbarkeit über den dürren Boden ausströmen und eine anhaltende Morgenfrische herbeiführen, aus welcher noch die heiße Mittagsstunde Kühlungen schöpft. Wohin das Auge sich wendet: überall kommen ihm reizende Einladungen entgegen zu Genüssen in der offenen Natur. Die ewig heitern und muntern Najaden, die mit ihren lieblichen Wasserspielen die öffentlichen Plätze beleben, scheinen fröhlicher zu scherzen. Ich folge den süßen Lockungen und schreite gestärkt und selig über den vaticanischen Hügel zu dem alten Janiculus, dem höchsten unter den römischen Bergen hinauf, den

man montorio nennt. Welche Ruhe, welche süße Einsamkeit empfing mich da droben! Da erholte ich mich von der Anstrengung, die das Aufsteigen kostet. Erquickende Kühlung wehte mich an. Klar und rein die Luft, die mit dem Rebenlaube spielt, Heiterkeit über die finstern Cypressen ergießt und sich, als wäre sie trunken vom dem Dufte der Citronenblüthe, auf dem Pinienhain wiegt, der aus der Villa dort aufsteigt und mit seinen aneinander geschmiegten flachen Gipfeln eine schwebende Wiese bildet, die Zoëga das Bett der Diana nennt. Ich verlasse meine Ruhestatt und schreite hoch durch den Aether, wie ein Seliger, der tief unter sich das Treiben der Welt sieht. Es sind zwei Höhenpuncte, von wo aus sich das neue Rom und die trümmervolle Wahlstätte des alten am vollständigsten überschauen läßt: es ist der Pincio und der noch höhere Janiculus; anziehender und reizender als jener, ist dieser. Schon die tiefe Einsamkeit, die erhabene Stille, die hier waltet, heiliget und weihet diese Höhe zu einer Friedensstätte dem fühlenden Denker, der es liebt, zurück zu schauen in die Urgeschichte der Menschheit; und dann diese Urgeschichte selbst, die in einem dämmernden Sagenkreise den Janiculus umschwebt, giebt eine hervortretende Bedeutsamkeit seinen Höhen. Von hier aus läßt die Fabel den heiligen Janus in Gemeinschaft mit dem Saturn das goldene Zeitalter regieren. Anmuthig schimmert aus diesem Nebelduft der fabelhaften Ferne die Erzählung von dem Beginne der Menschheit hervor,

wie sie noch in hirtlicher Einfalt und kindlicher Unschuld im seligen Schooße der Ruhe von den süßen Früchten des Friedens lebt. So hat jedes Volk, wie jeder Mensch und die gesammte Menschheit selbst, ein verlornes kindliches Paradies zu beklagen. Welche Bewandtniß nun es auch haben mag mit der Quelle solcher Sagen von einem goldenen Zeitalter, die über den ganzen Erdboden wandeln: so leuchtet aus ihnen immer die Ahnung eines Paradieses hervor, die in jeder Menschenbrust wohnt.

Aber die römischen Saturnalien, die in spätern Erinnerungsfesten nachgespielt wurden, nahten sich ihrem Ende: das Verderben war geboren. Das Volk brauchte Gesetze; Numa gab sie; der friedsame König Tullus Hostilius hielt die Verfassung zusammen. Die allmälige Ausbreitung des kleinen Staates brachte ihn in die Nähe und folglich in Zusammenstoß mit andern Völkern. Nachbarschaft ist die Mutter der Feindschaft. Die ersten Siege, welche die römischen Schaaren erfochten, weckten in ihnen die Kampflust und diese erzeugte den Riesen des Heldenthums, der gewaltig zertretend, zermalmend die Länder durchzog. Am lebendigsten und trotzigsten erscheint diese Riesengestalt in der Sage von dem Horatius Cocles, der mit Aufopferungsentschlüssen die Hetruskerschaaren des Porsenna von der Brücke zwischen dem Janiculus und der Stadt zurückkämpfte, die Brücke abbrechen ließ, durch den Strom schwamm, die ihm nachgesendeten hetrurischen Pfeile und Lanzen mit

machte. Der Inhalt ihrer Verse mochten Erinnerungen aus italienischen Dichtern sein; aber die unvorbereitete Verbindung derselben verdiente doch Bewunderung. Uebungen in dieser Kunst gehören mit zu den Forderungen der Erziehung, und sind nicht nur eine beliebte Unterhaltung der höhern Stände, sondern auch das gemeine Volk liebt, mit improvisatorischen Wettkämpfen sich zu belustigen. Auch ist der Sinn für Poesie unter den verschiedenen Volksklassen durchaus allgemein. Die Tochter eines armen Maurers aus Aricia hörte ich Stanzen aus Tasso declamiren, mit einem Feuer, welches sich in ihren dunkeln Augen abspiegelte. Ihren Lieblingsdichter Metastasio wußte sie auswendig. Nur muß man sich unter dem gemeinen Volke in Rom keinen Pöbel denken, wie er sich etwa in London, Paris und andern großen Städten umhertreibt. Der römische Lastträger spricht dieselbe Sprache, die man aus dem Munde des vornehmsten Geistlichen hört. Die Sprache ist der Sittenmesser eines Volkes. Der Landschaftmaler Reinhart führte mich in eine Osteria — ein gemeines Wirthshaus. Das Lokal sah mehr einer dumpfen, dunkeln Höhle als einem häuslichen Gemach ähnlich; es hatte keine Fenster; das Licht kommt, wie die andern Gäste, zur Thüre herein. Da saßen nun an einer Tafel, die vom Eingange bis an das Ende der Höhle reichte, mehrere Schiffsleute, die sich mit improvisirten Liedern und Wechselgesängen ergötzten, welche leicht besser sein konnten, als der Wein, der sie dazu

begeisterte. Als wir eintraten, rief der Vorsänger: „cantiamo una anacreontica!“ und begann sogleich mit gellender Stimme seine Strophe; sein Schiffs- und Musengenoß sang die Gegenstrophe mit derselben Nerven erschütternden Kraft. Ich konnte nicht lange verweilen. Der poetische Lärm dieser Musen hatte mich sehr betäubt, und von dem sauern Duft ihrer Hippocrene war mir der Kopf eingenommen. Den folgenden Tag sandte mir der Vorsänger ein von ihm verfertigtes episches Gedicht zu. Den wohlgebauten achtzeiligen Stanzen sah man es an, daß der Verfasser seinen Tasso fleißig gelesen. Der Gegenstand der Dichtung war die Ankunft des heiligen Francesco in den Wohnungen der Seligen. Der Heilige erscheint vor dem mit Sternen eingefaßten Strahlenthore des Himmels; die Thürflügel fahren auseinander; Petrus tritt heraus und bewillkommt den heiligen Mann mit einer tiefen Verbeugung; aber die heilige Dreifaltigkeit im höchsten Festschmuck kommt dem ausgezeichneten Himmelsgast entgegen. Gott der Vater in hoheitvoller Würde und majestätischer Haltung neigt ein wenig das Haupt und greift mit der rechten Hand nach der Krone, als wenn er sie abnehmen wollte, läßt sie aber doch sitzen. Gott der Sohn mit einer leutseligen Freundlichkeit, die durch den Himmel leuchtet, senkt auf ihn seinen gnadenvollsten Blick. Maria gekrönt und mit dem schönsten Schmuck der Himmelskönigin geziert, an der Hand ihres Sohnes, wirft ihm einen Kuß zu. Endlich Gott der heilige Geist, von dem

der Dichter nichts weiter zu sagen weiß, als daß er eben auch dabei war. Hinter der heiligen Dreifaltigkeit folgen die vornehmsten Herrschaften des Himmels: die Evangelisten und Apostel. Den Zug schließen, Triumphlieder singend, Schaaren von Engeln; das übrige Publicum des Himmels steht in Haufen zuschauend und frohlockend umher. Christus reicht dem neuen Heiligen die Hand: und so wird der heilige Francesco tiefer in den Himmel zu den glänzenden Sitzen der Seligen geführt. Man setzet sich; die Engelchöre schweigen. Gott der Vater ruft einen Engel herbei, und befiehlt ihm aus der Hölle denjenigen Satan herbei zu holen, der dem würdigen Francesco auf der Erde so viel Böses zugefügt. Der Engel fliegt auf und bringt den Satan zur Stelle. Dieser erscheint in seiner gräßlichen Schwanzgestalt. Zehn Schritte um ihn her ist Nacht. Um ihn recht zu demüthigen, zeigt ihm Gott der Vater den neuen Heiligen in seiner Glorie. Das Nachtgesicht verfinstert sich. Nun befiehlt Gott der Vater dem bösen Geiste, in dem Himmel umher zu traben, und die sämmtlichen Heiligen und Seligen zu dem Ehrenfeste ihres angekommenen Himmelsgenossen einzuladen. Der Satan brummt, und geht. Posaunenklang schallt durch die seligen Räume. Der schwarze Botschafter kehrt zurück und berichtet, daß die Eingeladenen sammt und sonders zugesagt haben, zu erscheinen. Gott der Vater nickt und stößt mit einem Fußtritt den unsaubern Geist zu dem Höllenpfuhle zurück, damit er nicht länger den heitern Lichtraum mit seiner

finstern Gegenwart beflecke. Nun beschreibt unser Dichter das Ehrenfest. Es besteht in Gesängen, Chören, Posaunengeschmetter und Tänzen der Engel mit den Seligen. Maria beginnt mit dem neuen Himmelsgast den Tanz. Die heilige Dreifaltigkeit tanzt nicht mit.

Mag man über diese Dichterei lächeln! Aber so lange die Dinge in dem römischen Kirchenwesen stehen, wie sie stehen, ist solchen Darstellungen nichts Abgeschmacktes, nichts, was nicht folgerecht wäre, vorzuwerfen. Wenn es in Italien nicht an einer Leipziger Büchermesse fehlte, so würde sich auf Rom schon längst, wie auf unser liebes Vaterland, eine poetische und überhaupt literarische Sündfluth ergossen haben: so aber behelfen sich die Römer mit einer leiblichen Ueberschwemmung handschriftlicher Sonette und mit dem Improvisiren. Vormals zogen Improvisatoren von Handwerk durch Italien. Noch vor wenig Jahren ist ein solcher Troubadour in Rom erschienen. Er ließ sich nicht nur in den vornehmen Gesellschaften hören, sondern sang auch dem Volke auf den öffentlichen Plätzen und in den Straßen seine fröhlichen und romantischen Lieder; sammelte dann von den Zuschauern seinen Ehrensold in den Hut, zählte davon so viel zurück, als er für seine kleinen Bedürfnisse für den Tag brauchte, warf den Rest unter das Volk und ergötzte sich an dem Getümmel, welches über das ausgestreute Geld herfiel. Das nenne 'ch mir ein lebendiges poetisches Dasein!

Colisem.

Unter den großen Trümmern, welche die Wahlstätte der alten Roma bezeichnen, ragt vor allen die für die römische Geschichte so merkwürdige Ruine des Colisems hervor, merkwürdig sowohl in sittlicher als in staatsbürgerlicher Hinsicht. Auf welcher Stufe der Verderbtheit und Verworfenheit muß ein Volk stehen, welches, wie unter Titus, hundert Tage hindurch von Früh bis zum Abend da sitzen kann, um einem Schauspiele zuzusehen, in welchem, zur Ergötzung der Zuschauer, Menschen mit Menschen kämpfend einander umbringen, oder sich von wilden Thieren, wenn sie nicht erlegt wurden, zerreißen lassen mußten! Und solche Erscheinungen der gräßlichsten Barbarei sind es, die mitten in dem Glanze der höchsten Verfeinerung da stehen, — und eben dieses Volk vermaß sich, andere Völker Barbaren zu schelten! Auch in Ansehung der staatsbürgerlichen Verhältnisse ist jener Rest des Vespasianischen Amphitheaters merkwürdig, indem es überhaupt an die blutigen Circusspiele erinnert, von denen die Unruhen ausgingen, welche die Vorläufer und Vorspiele der großen Parteiungen waren, die den Fall der Republik herbeiführten. Die Ankündigung eines Fechterspiels setzte das Volk in Entzücken und Zwist. Es bilden sich Parteien für diese oder jene Fechtergattung, die nach Farben und Nationen unterschieden wird. Die Reichen und Großen der Stadt, um das Volk für ihre eigennützigen

wecke zu gewinnen, waren genöthigt, Circusspiele zu geben, und zu diesem Behuf Fechterschaaren zu vielen Tausenden in ihren Ergastulis zu unterhalten. In diesen Schaaren stand ihnen zugleich eine bewaffnete Macht zu Gebote, mit welcher sie ehrgeizige Absichten gegen den Widerspruch des bereits entkräfteten Senats durchsetzen konnten. Jene Theaterparteiungen dauerten späterhin unter den Kaisern noch fort, die Theil daran nahmen. Einen Bürger, der sich für die thracischen Fechter erklärt hatte, ließ, wenn ich nicht irre, Domitian auf die Arena schleppen, mit dem höhnischen Ausrufe: ein Freund der Thracier werde sich im Kampfe versuchen. Solche geschichtliche Erinnerungen umgeben die Ruine des Coliseums mit einer anziehenden, obwohl schauderhaften Bedeutsamkeit. In gespannter Erwartung nahe ich mich ihr. Mein Weg geht durch die heilige Straße, wo vormals der Oberpriester und die geweihten Vestalinnen wohnten. Jetzt nahe ich mich dem Friedenstempel, dessen ungeheure Trümmer am Campo vaccino, dem ehemaligen Forum romanum, verwittern. Schräg in westsüdlicher Richtung das Forum durchschneidend, geht der Weg durch den Triumphbogen des Titus: und da liegt sie nun vor mir, die gewaltige Ruine. Der Boden umher ist von den darunter liegenden Trümmern uneben. Der Raum, der eine Fülle von Gegenständen der höchsten Bewunderung getragen, gleicht jetzt einem schlechtaufgeräumten Schlachtfelde, das den Wanderer mit halbbedeckten Gebeinen anschreckt.

Das ungeheuerste Gerippe ist das Coliseum. Von der anderthalbhundert Fuß hohen Ringmauer steht nur noch die westliche Seite. Die untern Bogen zeigen, wie tief es verschüttet ist. Jetzt umfängt mich der einsame innere Raum. Vespasian begann und Titus vollendete den Bau, wo nicht nur Fechterspiele, sondern auch — da eine gehörige Fülle von Wasser eingelassen werden konnte, eben so mörderische Nachahmungen von Seegefechten gespielt wurden. Das durch Aquäducte herbeigeführte Wasser in den untern Behältern diente zugleich dazu, den durch das Kampfgewühl erregten Staub niederzuschlagen und die Arena zu befeuchten, indem es durch Seitenröhren, künstlich emporgetrieben, in einem nebelartigen Staubregen kühlend niedersank. Schauder durchschüttern den Fremdling, der diese finstern, grün überwachsenen Hallen durchwandert, die jetzt Zufluchtsörter für Bettler sind. Die Regierung läßt gegenwärtig die untern Räume aufgraben. Lucangeli, ein Architect von vielem Geist und classischer Bildung, leitet das Geschäft. An der erhaltenen Seite sind noch die Stellen bemerkbar, wo die Maschinerie angebracht war, vermittelst welcher der ungeheure Raum mit buntgestreifter Leinwand überspannt wurde, die gleich einem malerischen Wolkenhimmel über der Versammlung schwebte, um die brennenden Sonnenstrahlen und den Regen abzuhalten. —

Ich versetzte mich in die Zeit, als Rom von blutgierigen, tollen Cäsaren beherrscht und zerfleischt wurde.

Das Marsfeld öde; dort keine Comitien mehr; die entscheidende Volksstimme ist verstummt! Vom Palatin herab erschallen die Aussprüche der Gewalt. Die Gesetze dienen dem eisernen Scepter; sie sind, wie das Volk, Unterthanen und Knechte geworden. Die entartete seelenlose Masse braucht keine Gesetze mehr, keinen Senat, nur „Schauspiele" will sie und „Brod." Der erste Tag eines Fechterspieles wird mit mehr Ungeduld erwartet, als eine Siegesbotschaft. Der Tag des Festes erscheint; von den Hügeln herab strömt das Volk dem cerulensischen Thale zu; es drängt sich durch die hohen Portale des Amphitheaters. Die oberen Sitze der Plebejer, die Kreise der Ritter füllen sich. Das verworrene Getös von mehr als achtzigtausend Menschen brauset immer betäubender durch das weite Gebäude. Endlich schreiten die gravitätischen Senatoren und die heiligen Vestalinnen daher; und schon sind die Consulen mit ihren vortretenden Lictoren herein: und nun kündet ein lautes Geräusch den sehnlich erwarteten Cäsar an. Der pomphafte Herr der Welt erscheint mit seiner demüthigen Umgebung auf der Tribune; das Volk schreiet ihm Schmeicheleien zu. Er giebt das Zeichen: es nahen sich ihm die Fechter, um vor ihm ihre Schwerter und Dolche, und was zum Kampfe gehört, in Augenschein nehmen zu lassen. Das Spiel beginnt. Ein Schwertfechterpaar macht den Anfang: der eine stürzt; er fleht um sein Leben; aber das Volk will Blut; mit Schlägen oder glühenden Blechen wird der Unglückliche zum neuen

Kampfe aufgequält, bis er todt niederfällt. Ein Netzfechter mit seinem Gegner erscheint; jenem glückt es, seinem Widersacher das elastische Netz über den Kopf zu werfen und ihm von unten hinauf den Todesstoß beizubringen. Das Volk schreit jubelnd: getroffen! getroffen! — Ein wüthender Tiger wird in den Kampfplatz gelassen. Das Volk belustiget sich an den Wendungen, die des Thieres Gegner macht, um der Wuth der Bestie zu entrinnen, und ihr den Todesstoß beizubringen; der Stoß mißlingt, das Thier zerreißt ihn. Ein Sclave schleppt mit einem eisernen Haken die Leichname durch die Todtenpforte — porta libitinensis — hinweg.

Mit solchen Blutspielen, welche hundert Tage dauerten, und wobei fünftausend Thiere, Elephanten, Löwen, Tiger, getödtet und mehrere tausend Paare von Fechtern geopfert wurden, weihte das Colisseum Titus ein, der Sanfte, der die Freude des menschlichen Geschlechts hieß, der einen verlornen Tag beweinte. Jene hundert Tage voll Barbarei schrieb er demnach in die Rechnung des Gewinnes. Wer mag errathen, wohin es mit diesem Menschenfreunde gekommen sein würde, der nur zwei Jahre regierte? Nero's bessere Zeit dauerte fünf Jahre.

So wie in früherer Periode in den Ringmauern des Colisseums diejenigen Schlachtopfer fielen, die man im Kriege gefangen genommen: so fanden eben hier in der Folge ihren Tod die Bekenner der christlichen Religion, bis der Kaiser Honorius im Jahre 404 die

Fechterspiele gänzlich vertilgte. Dichter, Redner und kaiserliche Edicte von Byzanz her, wohin der römische Kaisersitz bereits verlegt war, hatten vergebens gegen solche Gräuel der Menschenopfer geeifert. Dem jungen Honorius war es vorbehalten, jene Gräuel ohne Ausnahme niederzuschlagen. Aber es stand ihm ein edler Mann mit einer großen Christenseele zur Seite, es war sein tapferer Feldherr Stilicho, der ihm hier über eine barbarische Sitte, wie dort über den Gothenkönig Alarich bei Verona siegen half. Da verstummte denn endlich in diesem Raume der Mordfreude wildes Geschrei. Aber die Nemesis stand schon auf dem Palatin gerüstet, und weihete ihrem finstern Gerichte das Volk, welches längst sein Dasein verwirkt hatte; und wie hat sie gerichtet! Sie gestattet kaum, daß die Natur einen grünen Leichenschleier über die starren Reste von den Werken der gigantischen Kraft wirft. Herabgestürzt von jenen Höhen der Riesenmauern sind die glänzenden Göttergestalten. Räthselhafte Andeutungen starren dort in den umhergestreuten Ueberbleibseln der Pracht: es ist als spräche in diesen Trümmern die alte Zeit mit abgebrochenen Worten zu dem Wanderer, der die große Ruine besucht. Groß ist sie noch, obgleich barbarische Hände dieses Vermächtniß der alten wiewohl nicht weniger barbarischen Welt schrecklich beraubt haben.

Die römische Kirche hat den durch Märtyrerblut geweihten Boden in Schutz genommen. In der Mitte ist ein großes Kreuz aufgerichtet; im Kreise umher

stehen 14 kleine Altäre, an denen des Heilandes Gang zum Tode abgebildet ist. Es gewährt einen sonderbaren Eindruck, zu sehen, wie der alte verfallene Heide das Christenthum umfaßt. Ueber dem südlichen Eingange hat sich auf einer noch ziemlich sichern Wölbung ein Eremit eingenistet. Ein luftiges Gärtchen von Lorbeergebüsch umgrünet seine Zelle, die mit Heiligenbildern bevölkert ist: durch diese trete ich auf die mit einem hellen Frühlinge geschmückte höhere Wölbung hinauf. Der Anblick von hier hat etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Die verfallene Seite bildet üppig mit wildem Gesträuch überwucherte Grotten, wo die Nacht wohnt, in die kein Sonnenstrahl fällt. Mühsam steige ich wieder zu der Zelle meines Begleiters, des Eremiten, hinab. Dieser ist ein stiller, dummer Mensch, der erst seit einiger Zeit die Zelle besitzt. Sein Vorgänger büßt schwere Verbrechen, Raubthaten und Mordverdacht, auf der Galeere. Er hatte die heilige Zelle zum Tempel der Venus vulgivaga gemacht, welcher er zur Nachtzeit sein Pförtchen öffnete: Solches durfte freilich nicht vor den Augen des Heilandes und der Heiligen, geschehen. Unter irgend einem Vorwande, womit die stillen Gestalten, wie er meinte, zufrieden sein konnten, wurden sie ehrerbietig abgeführt oder ihnen die Gesichter verhangen; und nun konnten sie ja kein Aergerniß nehmen an dem nächtlichen Gräuel. Ich verließ meinen Einsiedler, aber noch nicht den merkwürdigen Raum, dessen nachbarliche Umgebungen nicht weniger öde, nicht weniger anziehend

sind. Südlich auf dem cölischen Hügel beschatten Cypressen den Raum, wo das Vivarium stand, in welchem für künftige Spiele wilde Thiere aufbewahrt wurden. Oestlich der Esquilin, den die Pracht der Titus-Bäder verherrlichte. Von dort aus schwang sich der stolze Bogen der Brücke, die in das Coliseum zur Tribune des Kaisers führte. Man sollte glauben, die Geschichte erzählte phantastische Träume: solche Wunder der Baukunst haben in diesem Raume die kühnste Phantasie in Erstaunen gesetzt.

Lucangeli — ich habe seinen Namen schon früher genannt — hat zwei Abbildungen in Kork verfertigt: die eine stellt das Coliseum in seiner gegenwärtigen Gestalt dar, die andere zeigt dasselbe in der Fülle seiner ehemaligen Pracht. Dieses letztere Werk hat er nach glücklichen Errathungen, wozu ihm das Aufgraben verhalf, ausgeführt. Dieser Künstler ist ein genialer Mensch. Vor einigen Jahren übernahm er einen Luftballon zu verfertigen, und selbst damit die Luft zu durchschwimmen. Das Werk gelingt, der Tag der Auffahrt ist da; man löset die Stricke, Lucangeli besteigt das am Ballon befestigte Schifflein, aber der Ballon liegt fest. Der Künstler steigt aus, löset den Kahn, und während er mit den Füßen über ein Querholz unten am Zapfen des Ballons hängt, fliegt dieser plötzlich auf, und reißt den Künstler, so wie er da hängt, mit sich fort. In dem Schrecken der Todesgefahr, wenn die Kräfte versagen, herabzustürzen, gelingt es ihm endlich den Faden der

verschliessenden Klappe zu erfassen, der leichtern Luft im Ballon allmäligen Ausgang zu verschaffen, und so seine Niederlassung zu bewirken. Nach einem langen Umherirren in der Wüste der Lüfte, treibt der Ballon nach Rom zurück, senkt sich in den Garten eines Nonnenklosters herab, und bleibt in einer Gruppe von Citronenbäumen haften. Man kann sich das Entsetzen der frommen Jungfrauen denken, denen eine solche Erscheinung vom Himmel herab zuflog. Der unglückliche Luftwanderer ward an den Folgen der Todesangst sehr krank, fiel in Wahnsinn, und ist erst seit einem Jahre hergestellt. Mit ihm stieg ich in die aufgedeckten untern Räume des Coliseums hinab. Da wandelten wir auf musivisch geschmücktem Fußboden umher. Wer mag errathen, wozu diese prächtigen unterirdischen Gemächer gedient haben; aber offenbar ist, daß hier ein schöpferischer Geist waltete, welcher der großen Natur die Leichtigkeit der Darstellung abgelauscht hatte, und hier den Versuch ablegte, ihrem Formen zerstörenden Gesetze Unvergänglichkeit abzutrotzen. Pracht und Geschmack, Zierlichkeit und Kraft — Alles fest ruhend in der Zuversicht der Vollendung. Ich kehrte aus dieser Unterwelt zurück, und warf noch einen Blick auf die Außenseite der großen Ruine. Auffallend sind die vielen kleinen Löcher, die man bis oben hinauf in unsymmetrischer Vertheilung wahrnimmt. Es sind die Stellen, wo die Einsenklammern sich durchzogen, die mit einer Ausfüllung von Bleiguß die Steinmassen zusammenhielten. Diese Puncte waren einst mit Rosen

von vergoldeter Bronze zierlich bedeckt. Die Klammern fehlen, aber der Coloß steht doch. Von unten hinauf steigen dorische, dann ionische, dann corinthische Säulen, die aus den gefugten Steinen so künstlich hervorgehauen sind, daß sie wirklich die Architraven zu tragen scheinen. So steht er noch da der verspätete Zeitgenoß einer vorübergegangenen Welt, fest und ernst wie der fortdauernde Trotz einer überwundenen Macht. Die Gegend ist ihm recht: — es ist eine Einöde.

Triumphbogen des Constantin. — Triumphbogen des Titus. — Friedenstempel.

Wenn man aus dem westlichen Eingange des Coliseums tritt, erblickt man sogleich im Vorgrunde eine unbedeutende Ruine, die sogenannte meta sudans, einen Springbrunnen, der unmittelbar an seiner Ausmündung das Wasser so künstlich ergoß, daß es die aus dem Becken hochaufsteigende Röhre wie ein zitternd schimmernder Wassermantel umfloß. An diesem Puncte geht die heilige Straße vorüber, die nordwärts über das Forum zum Capitol hinaufsteigt. Von hier südwärts, ganz in der Nähe, steht der Triumphbogen, der dem Constantin errichtet wurde, als er seinen Nebenbuhler Maxentius besiegt hatte. Der Papst hat ihn aus einer acht Fuß tiefen Verschüttung hervorziehen lassen. Er ist mit schönen Basreliefs geziert, welche die Schmeichelei dem Trajanischen Bogen raubte, um diesen damit zu schmücken.

Im grellsten Abstich erscheinen an diesem Bogen die Leistungen der jüngern Zeit gegen die der älteren. Hätte die Kunst nicht sonst schon unwürdigen Großen ihre feilen Kränze zugeworfen, so könnte man glauben, sie habe sich hier zu rechter Zeit zurückgezogen, um dem sogenannten großen Constantin, diesem erzheidnischen Christen, ihre Verherrlichung zu versagen. Diesem Bogen nördlich schräg gegenüber, prangt mit den schönsten Blüthen der älteren Kunst geziert, der Triumphbogen des Titus, der diesem Helden nach seinem Tode, zum Andenken der durch ihn vollendeten Zerstörung der Burg Zion und des gesammten Judenstaates errichtet wurde. Dieses Monument ist das kleinste unter den noch vorhandenen Denkmalen dieser Art, in Bezug auf die Kunst aber unstreitig das schönste. Von den vier gestreiften Marmorsäulen stehen noch zwei. Oben an den vier Ecken der Außenseiten der hohen Siegerpforte schwebt in viermaliger Wiederholung die fliegende Fama. Sie scheint, wie sie pflegt, den Mund voll zu nehmen. Die Uebersetzung ihres Posaunenlärms hatte sich nach dem Forum hin in einer breiten Inschrift vernehmen lassen; die Zeit hat sie ausgelöscht. Eine Inschrift auf der andern Seite verkündet, daß Senatus populusque romanus dem vergötterten Titus dies Denkmal errichtet habe. Die ganze Architectur ist von weißem Marmor. An dem Innern des Bogens ist das Getümmel des glänzenden Triumphzuges ausgedrückt. Rechts thront unter einem Baldachin der Triumphator auf einem bekränzten

Siegeswagen, von vier Pferden gezogen, die geführt werden von einer weiblichen Gestalt, die nichts Geringeres vorstellt, als die hohe Roma selbst, welche zu der Höhe ihres Heiligthums hinauf ihren Helden geleitet. Die glorreich über ihm schwebende Victoria senkt eine Krone herab auf das gefeierte Haupt. An der andern Seite des Bogens, in der Fortsetzung des Zuges, werden zur Schau getragen die jüdischen Heiligthümer, der goldene, siebenarmige Leuchter, der goldene Tisch der Schaubrode, die Bundeslade und die silberne Tuba. Nichts von Allem, was sich aus Jerusalem mitnehmen und nicht mitnehmen ließ, ist hier vergessen. Selbst der alte Jordan erscheint in Gestalt eines Greises oben am Fries und wird wie ein gemeiner Jude in die Gefangenschaft geschleppt. Oben in der Wölbung des Bogens schließt das Triumphspiel mit der Apotheose des Helden: da fährt er auf den Schwingen eines Adlers geraden Weges zum Himmel in die Versammlung der Götter. Leider verbreitet sich die trübe Dämmerung des Erlöschens mehr und mehr über das herrliche Kunstwerk; aber in dieser Dämmerung erscheint noch immer der hohe Genius der Kunst heiter und hehr.

Ein schauderndes Gefühl von Bewunderung und Trauer überfällt den Wanderer, der diese Stätte besucht. Der Schatten des alten Römerlebens tritt vor ihm aus der Tiefe herauf, wenn er von hier das trümmervolle Forum überschaut. Mitten unter diesen Ruinen erhebt sich, gleichsam über die Zeit triumphirend, eine mächtige Säule, die

ihre Bestimmung nicht mehr verräth. Ich trete in die heilige Straße, die neben dem Vespasianischen Friedenstempel auf das Forum hinausgeht, und suche vergebens die Spuren der Stelle, wo der hohe Pontifex und die heiligen Jungfrauen der Vesta wohnten. Von dem Friedenstempel, dem größten, reichsten und prachtvollsten in Rom, ragen noch drei Wölbungen halb aus der Trümmeranhäufung hervor. Das hohe Gebälk trugen acht majestätische Säulen, von denen Paul V. die eine noch übrige auf dem Esquilin vor der Kirche Maria Maggiore aufrichten ließ. Der Gothe Theodorich drang siegend und verheerend in Rom ein; aber schonend, voll Bewunderung und Erstaunen stand er vor diesem Tempelgebäude und meinte, ein Goldstrom müsse in den Schatz Vespasians sich ergossen haben, um Gebäude, wie das Coliseum und den Friedenstempel aufzuführen. Mehr Ehrfurcht, als die spätern Römer selbst, hatte dieser Barbar für die Denkmäler des römischen Glanzes: er nahm sie in Schutz. Einem wilderen Barbaren aus den finsteren nordischen Wäldern war es vorbehalten, nicht allzu lange Zeit nachher (455) den Friedenstempel seiner römischen und jüdischen Schätze zu berauben. Was von Erz war, ließ Genserich durch seine Vandalen hinwegschleppen; das Bauwerk ließen sie stehen, dieses zerstörten in der Folge die entarteten Römer selbst. Zu der Versunkenheit des Zeitalters reichte nicht mehr hinunter des Genius Stimme, die aus der hohen Natur sprach. Was Götterideen geweiht hatten, riß in ihr

Elend die Nothdurft hinab. Im gemeinsten Verkehr des Bedürfnisses ging das Herrlichste unter. Statuen von Marmor wurden zu Kalk verbrannt.

Von den noch stehenden drei Bogen des Friedenstempels ist der eine durchbrochen; durch die Oeffnung wuchert üppig der Epheu herein. Oben auf den beiden andern Wölbungen waltet die Pflanzennatur wie auf ebenem Boden. Den Eingang zu der oben grünenden Wildniß finde ich in der heiligen Straße: da lehnt sich an die alte Tempelruine ein Armenhaus für elternlose Mädchen, die sich durch Wollarbeit und Wohlthaten ernähren. Dieser Anstalt, il Conservatorio delle mendicanti genannt, ist der Platz an und auf dem Friedenstempel gegeben. Hier gelangt man durch die Windungen einer engen antiken Treppe hinauf zu dem obern Raume. Eine kleine Pforte öffnet sich, und, wie durch ein Zauberwort hervorgerufen, blüht plötzlich vor uns ein wunderbarer Feengarten auf, eine Blumenwelt in hoher Luft; ein Sternenhimmel von Narzissen, Tazetten und andern Blumen leuchtet zu unsern Füßen. An dem alten Gemäuer wildert die Mastixstaude, und die ungepflegte Myrte verschönert duftig und frisch liebliche Stellen. Aber der Aussicht von hier öffnen sich merkwürdige Nähen und reizende Fernen: rechts die Säulen des Antonin- und Faustinentempels; links gegen das Colisseum in einem Klostergarten besucht seine Altarstätte der freundlichste Abendsonnenstrahl. Da grauen nämlich die Reste des Zwillingtempels der beiden Ge-

schwistergottheiten des Sol und der Luna. Die halbzerfallenen Rotunden hängen vertraulich zusammen. Ueberall, wohin in der Nähe der Blick sich wendet, Trümmer und Wüste; aber in der Ferne dort steht im purpurnen Festschmuck um die Altarhügel ihres großen Tempels die stille Natur; auch um mich waltet ihr Friede. Hier auf dieser hohen Ruine, welche sie, nachdem die Rache den lügenhaften Tempel einriß, zu einer wahren Friedensstätte geweiht hat, hier wohnt die Stille, von den Geistern der Lüfte besucht, welche durch die kleinen Blumenlauben wandeln und leise in den Myrtenzweigen flüstern, als sprächen sie furchtsam von der furchtbaren Schicksalsgewalt.

Pantheon. — Peterskirche.

Einer Wahlstätte, die dem Ewigen geweiht ist — unter welcher Form diese Weihung auch immer erscheinen mag — man naht sich ihr mit einer gottesdienstlichen Andacht, mit einer Erhebung zu Gott, wenn man friedsamen Herzens ist und Sinn für das Heilige mitbringt. Von solchem Gefühle durchdrungen trat ich in das mit einer Säulenvorhalle geschmückte Pantheon, welches so, wie es vormals allen Göttern geheiligt war, gegenwärtig allen Heiligen eingeräumt ist. Mich kümmerten die Heiligen nicht; das Heilige erhob meine Seele. In der Runde umher stehen mehrere Neben-

altäre, die sich dem Hauptaltare anschließen. Erfreulich ist es zu sehen, daß hier in diesem jetzt christlich-gottesdienstlichen Tempel die Bildnisse wahrhaft großer Männer aufgestellt sind: einer priesterlichen Regierung macht solche Anerkennung des Verdienstes wahre Ehre*). Fenster hat dieses Heiligthum nicht — recht als hätte die bestimmteste Absicht es so geordnet, um dem Anblick des profanen Weltgewirres von Außen den Zugang zu verschließen: alles Licht fällt, wie in das geistige Leben des Menschen, von oben herab. Schade, daß dieses merkwürdige Tempelgebäude sich in der schlechtesten Umgebung befindet. Der schmutzigste Verkehr in Handel und Wandel drängt sich bis dicht an die Säulen. Von diesem alten, zum Christenthume übergegangenen, heidnischen Tempel begab ich mich zu einem neuern Heiligthume von christlicher Geburt, zur Peterskirche. Man nahet sich ihr, und schon der Vorplatz macht einen majestätisch ergreifenden Eindruck. Er ist vollkommen würdig, der Vorhof des großen Domes zu sein. Zwei ungeheure in drei Becken herabfallende Springbrunnen mischen anmuthiglich ihre Wasserstrahlen mit den Feuerstrahlen der Sonne; aber der Obelisk in der Mitte des festlichen Raumes verliert die Wirkung seiner Hoheit im Angesichte dieser größten und erhabensten unter

---

*) Noch war damals Rafael Sanzio's Grab in diesem Tempel nicht aufgefunden; wie würde sich der Dichter der Urania darüber gefreut haben! A. d. H.

allen Tempeln der Welt. Ein Prachtwerk ist die Treppe, die in der Mitte den Aufgang bildet zu dem Innern der Kirche. An beiden Seiten zwei Säulengänge, welche, wie ausgestreckte Arme, eine Schaar von Heiligen tragen. Die große mittlere Thür ist von Bronze und, was dem Fremden sehr auffällt, mit Basreliefs aus der griechischen Mythologie geschmückt. Man tritt in das Innere, und dieselbe Wirkung, die den Betrachter schon außen überraschte, begegnet ihm auch hier. Was aber mehr als Alles befremdet, ist, daß das Ganze in seiner Größe den Eindruck der Großheit nicht hervorbringt, wozu die Vorstellung den Maßstab aus der Ferne mitbringt. Dem gewaltigen Gebäude liegen allerdings ägyptische Bauideen von Colossalität zum Grunde, aber sie sind, man weiß nicht recht wie? versteckt. Dies ist besonders der Fall mit der Riesenkuppel, die man, direct vor dem Gebäude stehend, wegen des Porticus nicht sehen kann, sowie mit dem oben an der Façade hervortretenden Balkon, von welchem der heilige Vater jährlich ein Mal herab segnet und flucht. Der Betrachter hat an dem Ganzen so viel zudringliche Einzelheiten zu überschauen, die gleichsam ihm zugezählt werden, daß er in eben diesen Einzelheiten die Einheit des großen Ganzen aus den Augen verliert. Eine Summe von Einheiten mag groß sein, einen Eindruck von Großheit hat sie nicht zu geben. Was zur Verkleinerung des Anblicks der Peterskirche wohl mit beiträgt, ist der gewaltige Raum, in dessen Hintergrunde sie steht.

Der Dom ruht auf den Gewölben einer gleichfalls reichgeschmückten unterirdischen Kirche, wo sich der jetzt vermauerte Eingang zu den alten Grabhöhlen, den Katakomben, befindet. Ich durchwanderte die untere Kirche und bestieg dann die Decke der obern. Wenn man dort hinaustritt, so erstaunt man über den Umfang des Raumes, von welchem man sich, ohne ihn gesehn zu haben, durch keine Beschreibung eine Vorstellung machen kann. Wer mit verbundenen Augen hinaufgeführt würde, und dann plötzlich mit freiem Blicke umherschaute, würde nicht glauben auf dem Dache eines Gebäudes zu wandeln. Die aus dem Innern emporragende Kuppel, die den Umfang des Pantheons hat, scheint die Kirche dieses großen Raumes zu sein. Man geht auf einem sorgfältig gepflasterten Fußboden, wie durch Straßen, zwischen verschiedenen kleinen und größern Gebäuden umher, in denen die angestellten Arbeiter theils wohnen, theils ihr Geräth aufbewahren. Von diesen Leuten sind die meisten sündhafte Menschen, die nah und fern herkommen, um durch Arbeiten an diesem Gotteshause ihre Vergehungen abzubüßen und sich zu entsündigen. Und so lebt dieses Heiligthum von den Sünden der Welt.

Erinnerungen aus der alten Zeit.

Wer von dem Genius des classischen Alterthums angeweht den römischen Boden bewandelt, findet einen

höchst anziehenden Genuß darin, die offenen oder verhüllten Spuren der Gegenstände aufzusuchen, um welche sich das Leben der Alten bewegte; bei den Stellen zu verweilen, an die sich ein bedeutendes Andenken knüpft. Ich steige die prächtige Treppe zum Monte Pincio hinauf und athme reine geistige Aetherluft ein. — Da liegt zu meinen Füßen die verhängnißvolle Roma, diese Götterstadt, die gegen andere Völker keine Gesetze erkennend andern Völkern Gesetze gab. Ihre Götter sind Mönche geworden. Dort unten im Marsfelde, das jetzt mit Gebäuden bedeckt ist, stand der Vaterlandsaltar, der von Blut triefte; unwürdig länger zu stehen, ist er verschwunden, aber ein trauriger Kreuzespfahl hätte ihn nicht verdrängen sollen. Der begeisterte säcularische Hymnus ist in ein dumpfes herzloses Ave Maria und die Toga in eine Mönchskutte verwandelt. — Ich betrat den Vorplatz der Peterskirche und die Geschichte nannte mir den Namen des edlen Cincinnatus, der in diesem Raume seinen Acker pflügte, als ein Viator des Senats ihn zu dem Kriege rief, mit welchem die Römer von den Aequern bedroht wurden. Cincinnatus ließ den Pflug stehen, ging, siegte, und kehrte zu seinem Pfluge zurück. Ihm konnte wohl nicht ahnen, daß aus seinen Furchen die heutige Frucht aufgehen werde! — So berührt der Wanderer, wohin er sich wendet — irgend eine merkwürdige Stelle. Als ich mich dem Pantheon nahte, sagte ich mir: in diesem Raume hat eine hohe Seele gewaltet; hier ist die Stelle, die das Andenken an die

Tugenden des großen Agrippa unauslöschlich verherrlicht, des Mannes, der, obwohl nicht ganz rein von den Flecken seiner Zeit, dennoch besser war als seine Zeit. Hier rauschten einst die Lusthaine seiner Gärten; hier war es vielleicht, wo er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Mäcenas den Entwurf zu Stande brachte, die Blutherrschaft seines Schwiegervaters August zu einer mildern Regierung umzustimmen, oder vielmehr die Zügel der höchsten Gewalt dem Tyrannen aus den unwürdigen Händen zu winden, und sich mit Mäcenas in die Staatsverwaltung zu theilen, die Augustus Namen führte, und die Tage der Ruhe, der Wissenschaften und der Künste hervorrief. Der stolze Wüthrich, der das Blut der Römer in Strömen vergoß, der seinen ehrwürdigen Freund Cicero aufopferte — ein Herz hatte er nicht: Mäcen und Agrippa wendeten sich an seinen Verstand, und er nahm aus ihren Händen die Maske der Tugend, die er so geschickt zu tragen wußte, daß er auf seinem Sterbelager sagen konnte: „Habe ich meine Rolle gut gespielt, Freunde, so klatscht!“ Agrippa war ein Weiser und ein Held. Als Weiser waltete er im Gebiete des geistigen Lebens; als Held war zuletzt sein Name hinreichend, unruhigen Völkern Friede zu gebieten. Nur ein solcher Verein des Helden und Weisen in einer Seele ist fähig, lärmende Triumphe zu verschmähen und sich zu begnügen mit dem stillen Beifall des Herzens. Rom hatte Viel, August Alles ihm zu verdanken. Bei Actium brach Agrippa die Lorbeeren,

womit August sich schmückte. Einen Schatten wirft freilich auf Agrippa's Character der Erwerb seiner Schätze. In seinen, zum Unglück der Völker, glücklichen Feldzügen, wo ihm jedoch die Geschichte der Zeit keine Handlung der Grausamkeit vorwirft, hatte er unermeßliche Reichthümer zusammengebracht; der edle Gebrauch, den er davon machte, mildert den Schatten des Erwerbes. Jede große Unternehmung, welche die Verschönerung der Stadt oder die Bequemlichkeit der Bürgerschaft bezweckte, ging von ihm aus. Drei prachtvolle Wasserleitungen ließ er entstehen, von denen die Aqua Virgo sich und sein Andenken bis jetzt erhalten hat und erhält. Auch das Pantheon, dieser zurückgebliebene Zeuge der Herrlichkeit, womit unter andern prächtigen Gebäuden Agrippa seine Gärten und Rom schmückte, erinnert freundlich an den großen Mann. Das römische Christenthum, das sonst so gern heidnische Denkmale zerstörte, schirmt dieses gegen den gänzlichen Verfall. In den Ruinen des Augusteischen Mausoleums werden Stiergefechte gehalten.

Solche Betrachtungen gehen nicht durch die Seele, ohne vergleichende Gedanken zu erwecken. Neben den heuchlerischen August stellt sich der corsische Held unserer Zeit. Beide wetteifern in Täuschungssystemen. Aber friedsam und seelenverwandt steht Washington dem edlen Cincinnatus gegenüber.

Die sieben Hügel — Quirinal, Viminal, Esquilin.

Hätte nicht von den frühesten Zeiten her ein Tag dem andern die Erinnerung an die merkwürdigsten Stellen in Rom mitgegeben, so würde man, wenn man die Stadt und ihre Umgebung durchwandert, oft kaum glauben, auf einem der sieben Hügel zu wandeln: so hoch ist der Thalboden heraufgewachsen. Das neue Rom ist der aufgeworfene Grabhügel des alten. Von dem Monte Pincio in südlicher Richtung, beginnt den Halbkreis der sieben Hügel der Quirinal, wo die alte Roma ihren Stifter, den heiligen Romulus unter dem Vergötterungsnamen Quirinus verehrte, jetzt aber der heilige Vater unter dem Titel eines Statthalters der Gottheit die römisch-christliche Welt regiert. Von den hier aufgestellten colossalen antiken Pferden führt in der neuern Zeit dieser Berg auch den Namen Monte cavallo. Ihm zunächst folgt in südlicher Richtung fortgehend, der Viminal: dieser schon in der alten Zeit unbedeutende Berg ist jetzt kaum noch bemerkbar. Nur eine dürftige Nachkommenschaft jenes Weidengesträuchs, welches ihm den Namen gab, bezeichnet seine Stelle, welcher sich der Esquilin anschließt. Auf dem einen seiner beiden Gipfel trägt er jetzt ein neueres Meisterwerk der Baukunst, die Kirche Maria maggiore. Diese Kirche ist innen und außen ganz von weißem Marmor erbaut. Diese blendende Weiße deutet das Wunder an, welches ihre Entstehung gebot. Ein frischgefallener

Schnee, der ausschließend diese Stelle bedeckte, woher konnte er anders rühren, als von der Maria, die hier verehrt sein wollte? Ob dieser Schnee im Sommer oder im Winter gefallen, weiß ich nicht; ein Wunder hatte ihn auch wohl im Sommer zu Stande gebracht. Vor der Kirche prangt die dem Friedenstempel entwendete weiße Marmorsäule, auf deren Gipfel Maria mit dem Christuskinde thront. Dieser Berg war zur Zeit der Augusteischen Regierung gleichsam mit einer Stadt von Palästen bedeckt, unter denen sich die Besitzungen des Mäcenas am weitesten ausdehnten. Dieser Mann hatte durch seine Rathschläge dem August zur Erwerbung und Befestigung seiner Alleinherrschaft wichtige Dienste geleistet; und dafür hatte dieser einen Theil seines Raubes ihm zugeworfen. Die unermeßlichen Reichthümer, die auf diese Weise um ihn zusammengehäuft waren, öffneten ihm alle Quellen sinnlicher und geistiger Freuden; und da die Grundsätze der nicht so wohl mißverstandenen, als mißdeuteten, epicurischen Philosophie sein Sittenbuch waren, so versagte er sich nicht, jene Quellen in ihrem reichsten Erguß sich zuströmen zu lassen. Eine gutmüthige Natur, wie er war, heiter, wohlwollend und sanft, doch dabei verschlagen und klug, wußte er in behaglicher Ruhe seine Stellung so zu nehmen, daß seine Persönlichkeit Niemanden verletzte, Jedem eine freundliche Seite zukehrte und seinem Gebieter Zutrauen einflößte und eine Ehrfurcht abnöthigte, die ein solches Ansehen ihm einräumte, welches dem Tyrannen, als er

mehrere Bluturtheile ausgesprochen, zurufen durfte: „surge tandem carnifex!“ Seine Klugheit hatte aus dem aufgestürmten Meere der bürgerlichen Unruhen seinen Wohlstand unter dem Schatten seiner esquilinischen Lusthaine auf das Trockene gezogen. Von dort aus überschaute er ruhig die Angelegenheiten der römischen Welt, ohne sich einer öffentlichen bürgerlichen Thätigkeit hinzugeben. Obgleich nun solcher Gestalt dieser römische Große kein großer Römer war, wie Agrippa, der unmittelbar und muthvoll sich in den Sturm warf, um das Staatsschiff zu retten, so war es doch seine Weisheit, die in Gemeinschaft mit Agrippa's Kräftigkeit durch Augustus Hände das Ruder lenkte. Mit der muntersten Laune begabt, liebte er die Fröhlichkeit und den Scherz. Selbst geistreich, suchte er geistreiche Männer, Gelehrte, Dichter und Künstler in seinen Umgang und an seine Tafel zu ziehen, an welcher der feinste Witz, so wie der feinste Wein sich ergoß. Er war Virgil's und Horazens Freund, wie solches ein vornehmer Mann zu sein pflegt; doch weiß man nicht von ihm, daß er in den Gelehrten den Musen bedeutende Opfer gebracht. Virgil's Eigenthum rettete er aus den Klauen der Augusteischen Soldaten; Horaz machte er durch das Geschenk eines kleinen Bauerngutes zum Bauer, der ihn dafür von den hetrurischen Königen abstammen ließ, und seiner Vorfahren Verdienste anlobte, von denen Niemand viel wußte. Die Spuren jener alten Herrlichkeit des Esquilin haben sich noch in mehr und minder bedeutenden

Trümmern erhalten. Die Ruine einer kleinen Rotunde, die den Namen Minerva Medica führt, steht noch in einem Weingarten am ostsüdlichen Abhange dieses Berges. Die Wölbung ist durchbrochen, aber die Natur hat sie reichlich mit Rankengewächsen umflochten. Eine kleine Quelle, aus dem alten Gemäuer hervorbringend, rieselt munter durch den innern Raum dahin, und so scheint es, als ob das Leben der alten Zeit sich noch immer weigere, dieses Gerippe gänzlich zu verlassen. Aber bedeutendere Trümmer auf der östlichen Seite zeugen von dort untergegangener Pracht. Da steht noch ein grosses einsames Portal; das Gebäude, zu dem es gehört, ist verschwunden. Da prangten kaiserliche Paläste; da wandelte Titus durch seine mit schönen Frescomalereien geschmückten Prunksäle; da versanken seine prachtvollen Bäder; von dort aus schwang sich über das cölimontanische Thal die riesenhafte Brücke zu der kaiserlichen Tribune in dem Colisenm. Auf dem ostsüdlichen Gipfel hat sich ein altes Grabmal erhalten, welches zur Wohnung zweier Winzerfamilien eingerichtet ist. In einer dieser Wohnungen, casa tonda genannt, bringt unsere Gesellschaft wöchentlich einmal einen ganzen Tag zu; von da schweift der Blick in den weiten Fernen umher. Hier die kleine Minerva Medica; dort, südöstlich, starren in ihrer Wüste die Bogen der zerrissenen alten Wasserleitungen; sie strecken die Arme nach einander, ohne sich zu erreichen; tief in östlicher Ferne dämmert ein Punct: es ist das Grab der Metella. In

dieser Winzerwohnung entstand das Gedicht: Casa tonda, welches mit folgenden Strophen schließt:

Empörte Stürme sind durch Numa's Hain geflogen.
Wie trauernde Erinnerungen stehn
Die ruhmbekränzten Siegesbogen,
Durch die entnervte Schatten gehn.

So Alles, was einst fühlt' und lebte,
So liegt es da zerschmettert hingestreckt!
Ach! ist es nicht, als ob der Rasen bebte,
Der die vom Schmerz durchzuckten Busen deckt?

Erhebe sich mein Blick zu einem sanftern Bilde!
Da ruht noch, dämmernd, wie ein Traum,
In jenem bacchischen Gefilde
Ein grünumflochtner Tempelraum.

Entwichen ist aus ihm die frohe Götterfeier;
Nur eine Nymphe wohnet einsam dort;
Kein Herz vernimmt sie mehr, sie wallt im Silberschleier
Durch goldne Blumen fort und fort.

Wo spricht ein Gott noch zu Latinus Volke?
Von jener Höhe wirft kein Zeus mehr seinen Blitz
Aus einer rollenden Gewitterwolke
Herab auf seinen eignen Sitz.

Doch prangt im rothen Morgenstrahle
Albanus Haupt, und blickt hin auf sein Latium;
Kein Völkerfest ist mehr: da schatten Todtenmahle,
Die schäferlichen Frühlinge sind stumm.

Dort über jene riesenhaften Bogen,
Die eine graue Zeit mit Moos bekleidet hat,
Sind helle Nymphen einst so fröhlich hingeflogen
Zur hohen göttervollen Stadt.

Fern aber in der tiefen Bläue,
Bewölkt von leis ergoßnem Aetherduft,
Erhebt sich noch in stiller Todtenweihe,
Von keiner Liebe mehr besucht, Metella's Gruft!

Und hinter dieser Gruft ein dämmerndes Verschweben,
Das wie ein luftig Schattenbild zerfließt. —
O, welch' Gemäld'! — es gleicht dem Leben,
Das sich mit einer Urne schließt!

Cölius, Aventin, Palatin, Capitolin.

Der Cölius grenzt nordwärts an den Esquilin; südöstlich berührt er die Stadtmauer; nach Westen erstreckt sich sein Abhang bis an das Coliseum. Auf seinem Gipfel prangt jetzt in der höchsten Herrlichkeit und Würde die Kirche St. Johannes in Laterano. In ihrer Umgebung steht wie ein Ausrufungszeichen ein hoher Obelisk, der, nach seiner Auswanderung aus Alexandrien, hier endlich seine Ruhestätte fand. Diese Kirche ist die erste Hauptkirche und ihr Pfarrer der Papst, dessen Pfarreigeschäfte aber ein Kardinalvikar verrichtet, eine Segenertheilung ausgenommen, die der Papst jährlich ein Mal eigenhändig vollzieht. Zu Nero's

Zeit lagen hier die weitläufigen Besitzungen und Paläste der Laterani. Den letzten dieser reichen Familien ließ Nero, als einen Mitverschworenen gegen seine Person, hinrichten, nahm die Güter des Unglücklichen in Besitz und bezog dessen Wohnung, die auf solche Weise der Kaisersitz wurde. Constantin baute auf dieser Höhe die gegenwärtige Kirche, und bestellte zu ihrem Pfarrer den Papst Sylvester, den er, als er seinen Sitz nach Byzanz verlegte, mit dem sämmtlichen kaiserlichen Nachlaß auf dem Cölius beschenkte. Der lebhafteste Verkehr des alten Roms bewegte sich in dieser Gegend, durch welche sich eine der Hauptstraßen, die Suburra, hinzog. Von diesem Hügel schreitet der Wanderer ostwärts hinüber zum Aventin, und über den auf ihn unmittelbar folgenden Palatin schwebt der Nebelduft einer uralten Sage. Diese läßt an den Abhängen und in den Thalgründen dieser beiden Hügel ein neues Arkadien entstehen, welches die schäferliche Flöte durchtönt; denn hier weidete, wie die Sage erzählt, in der vorrömischen Zeit, der mit einer pelasgischen Colonie von Arcadien ausgewanderte hirtliche Fürstensohn Evander seine Heerden; und der ruminalische Feigenbaum, unter dessen Schatten Romulus und Remus an einer Wölfin Brust gesäugt worden, grünte über achthundert Jahre an dem westlichen Abhange des Palatin. Die hellere Geschichte findet auf dieser Höhe die Wohnung des August, später das sogenannte goldne Haus des Nero, und jetzt — Ruinen, unter denen einige von so räthselhafter Andeutung sind,

daß sie kein Architect unserer Zeit zu erklären vermag. Dieses Trümmerfeld erstreckt sich vom Palatin nordwärts bis an den capitolischen Berg, der auf der Westseite der Stadt der nördlichste ist. Auf diesem hat sich der alte Jupitertempel in eine Klosterkirche verwandelt, die noch jetzt den heidnischen Namen: ara coeli führt. Wenn man die Stufen bei der tarpejischen Felsenspitze hinauf steigt, so erblickt man im Vorgrunde die schöne antike Reiterstatue Mark Aurels von Bronze. Die tarpejische Felsenspitze, von welcher vormals Verbrecher herabgestürzt wurden, ist keineswegs mehr eine so furchtbare Höhe. Im Hintergrunde, wo der breite Stufengang vom forum zu dem Capitole herauf kommt, steht ein ansehnliches Gebäude mit einem ziemlich hohen Thurme; es ist die Wohnung des römischen Senators, der gleichsam eine Trümmer des alten römischen Senats zu sein scheint, die unter andern Trümmern hier haften blieb. Von jenem Thurm überschaut der Blick das forum (campo vaccino) und die palatinischen Ruinen der Kaiserpaläste. Auf meinem Rückwege besuchte ich diese schon oft besuchten, gewaltigen Ruinen; da entstand das Gedicht:

Roma.

Wie heißt der Staub, auf den ich sinnend trete?
Versteinert liegt sie da, die trümmervolle Flur;
Ja, hier stand Rom, die Königin der Städte,
Unkenntlich dunkelt ihre Spur!

Ein großes Leben hat sich hier gestaltet,
Ein Riesenwerk von Herrlichkeit und Kraft:
So hat auch hier ein großer Tod gewaltet;
Was hoch geprangt, er hat's hinweggerafft!

Was an Jahrhunderten sich aufgerichtet,
Was glänzend Fleiß und Kunst hervorgebracht,
Hat das ereilende Verhängniß so vernichtet,
So tief bedeckt mit räthselhafter Nacht!

Wer mag hier einen Sinn erbeuten
Aus diesem trümmervollen Raum?
Der wüste Rest, nicht mehr zu deuten,
Gleicht einem halbvergeßnen Traum.

Dort ras'ten einst bepurpurte Verbrecher,
Verhöhnend Göttlichkeit und Menschlichkeit und Recht;
Da schwärmen Geier durch zerrißne Prunkgemächer,
Ein würdiges Nachfahrgeschlecht!

Rom — welch ein Grab! Dies wilde Dorngestrippe
Trieb der begrabne Pomp hervor;
Es ist, als sträubte noch das riesige Gerippe
Zu Hügeln seine Rasendeck' empor.

Ist das der Boden, der die Fabier getragen?
Auf den herab der Schild Minervens fiel?
Was blieb zurück aus jenen großen Tagen?
Nichts als der Schrei nach Brod und Spiel.

Die alte Roma trieb, sich müßig zu zerstreuen,
Mit ihren Göttern und Halbgöttern Spiel und Spott;
Die neue Roma spielt mit neuen
Halbgötterschaften, und mit Gott.

Das ist die neue Frucht aus altem Samen!
Betroffen schaut der Wandrer ihn,
Den alten Wahn mit neuen Namen,
Zu den bekränzten Tempeln zieh'n.

Daß es der neuen Zeit an altem Spiel nicht fehle,
So feiert sie ein stetes Tempelfest;
Im Götterschmucke prangt die heutige Cybele,
Nur daß sie sich Maria nennen läßt.

Ist hier der Raum, durch den die Siegerhymnen flogen?
Zur Inschrift dieses Raums erkor die Zeit
Schon mitten im Triumph den hohen Ehrenbogen:
Die Inschrift heißt: Vergänglichkeit.

Wo vor Gericht einst Könige gestanden,
Da riß die Zeit die Marmorstufen fort;
Da graut die Schmach; da kriechen Bettlerbanden;
Da schleicht der finstre Meuchelmord.

Dies Anschau'n — trübe wird's und trüber —
Es sieht, was unterging, in dem, was sich erhielt!
Da schattet noch der Riesenbau herüber,
Wo Uebermuth mit Menschenblut gespielt!

Er starrt, wie ein gerichtetes Verbrechen,
Verurtheilt zu der ewig langen Schmach,
Es vor der fernsten Nachwelt auszusprechen,
Was an der Menschheit hier die Tyrannei verbrach.

Vom alten Glanze blickt erlöschendes Geschimmer
Aus der Ruine noch hervor;
Es ist als ob die Zeit, beim Weggeh'n, diese Trümmer
Von ihrem Raube noch verlor.

Wohin ich meine Blicke wende:
Die alte Roma, welch ein freundlicher Beginn!
Und welcher Aufschwung! welches Ende!
So sank die Götterstadt dahin!

Dort schlummerten in enger Wiege,
An einer Wölfin Brust emporgesäugt,
Die glänzenden Triumphe jener Siege,
Von denen schrecklich die Verwüstung zeugt.

Mit dunkeln Resten, wie mit Ahnen, prangt der Hügel,
Von wo die Tyrannei zu allen Völkern zog;
Da strahlt im Sonnenglanz nicht mehr des Adlers Flügel,
Der vor den Räuberhorden flog.

Was weht so dumpf daher, wie sterbendes Verhallen,
Dem schwermuthvoll der Pilger lauscht?
Das ist der Strom, der um versunkne Hallen
Zerstörter Heiligthume rauscht.

Der alte Strom, an dessen Strande
Die Hirteneinfalt einst ihr freies Haupt erhub,
Ward ein beweglich Grab, das manches Haupt der Schande
Und manches Opfer auch der Tyrannei begrub.

Ein kleiner Quell entrieselt er dem hohen,
Dem waldbekränzten Apennin:
So leis entquoll die Obmacht der Heroen
Evanders Hirtenlaub' am grünen Palatin.

Wer zeiget mir die Spur der Tritte,
Wo still und fromm die Hirtenunschuld ging?
Wer zeiget mir den Raum der schäferlichen Hütte,
Den, wie ein Liebesarm, der Rebenzweig umfing?

Da schmückte noch ein Kranz von jungen Epheublättern
Die kleinen Göttertempel — doch
Die Gottheit wohnte bei den Göttern,
Und heiligte die Menschen noch.

Klein war die Hütte, klein die Abendlaube,
Die nach des Tages Mühen sie umfing,
Als noch der kindlich fromme Glaube
Am Arm des Aberglaubens ging.

Da traten, mit dem blutbefleckten Raube,
Die Völkermörder in das Götterhaus;
Vom Aberglauben zog der Glaube,
Die Gottheit von den Göttern aus.

Verbrechen spottete der Tempelhallen,
Der Frevel fürchtete nicht mehr den Weihaltar.
Die Heiligthume mußten fallen,
Wo längst das Heilige verschwunden war.

Als jene Flavier zurück vom Jordan kamen,
Erbauten sie ein Götterhaus;
O Friede, deinen süßen Namen
Sprach das mit Salems Pracht geschmückte Denkmal aus.

Der Uebermuth, der keinen Frieden wollte,
Wagt einen Tempel ihm zu bau'n;
Doch diese Gottverhöhnung sollte
Die späte Welt an grausen Trümmern schau'n.

Wie starre Schatten steh'n nun da die Prachtruinen,
Die finstern Trauerzeugen ihrer Zeit!
Jahrhunderte schon nagt an ihnen
Die schwelgende Vergänglichkeit.

Die Höhe dort, wo die Orakel logen,
Wo mit dem reichen Opferduft
Die Weihrauchwolken zu den Göttern flogen,
Umschleicht schon mehr und mehr der Gifthauch böser Luft.

Der Gifthauch, der durch diese Wüsten zittert,
War er vielleicht der letzte Athemzug
Des Frevelreichs, das, tief durch Missethat erschüttert,
Barbarenhand darniederschlug?

Ich sende vom Ruinenstaube
Zu jenem neuen Dom hinüber meinen Blick: —
Wann kehrst Du, reiner Herzensglaube,
Du Geist aus Gott, wann kehrest Du zurück?

Religion, mit grellen Farben
Ist hier dein Leichnam ausgeschmückt;
Allein dein Geist, für den geweihte Männer starben,
Ist deinem Schaugepräng' entrückt.

Ihr Priester, führt mich hin zu ihren Marterstellen!
Ihr suchet Wunder dort; allein das Licht,
Das sie entzündeten, das Leben aufzuhellen,
Das Licht der Wahrheit sucht ihr nicht.

O führt mich hin, daß ich der Wahrheit
Mein Opfer bringe, mein Gebet!
Ich kenne sie am Schmuck, ihr Schmuck ist Klarheit,
Die euren eitlen Prunk verschmäht.

Die Wildniß hier, wie stumm! und dennoch redet
Der wüste trümmervolle Raum
Den Pilger an: „Schau, wie die Pracht verödet!
Nur Wahrheit — sonst ist Alles Traum!" —

Der Corso.

Von den alten Straßen, welche die Stadt Rom durchkreuzten, sind wenig oder gar keine deutlichen Spuren mehr vorhanden. Selbst die Suburra, eine der Hauptstraßen, welche dem Cölius und seiner Umgebung durch das bewegteste Menschengewühl die höchste Lebendigkeit gab, ist verschwunden; ihr Andenken haftet noch an der cölimontanischen Gegend, die jetzt die lebloseste ist. Nur der Corso bewahret etwas mehr, als eine bloße Andeutung der alten flaminischen Straße. Im Festschmuck empfing sie einst an der Milvischen Brücke die frohlockenden Heerschaaren, welche siegreich vom Norden zurückkehrten, und führte sie durch das Thor der Triumphe, zwischen Götterbildern, Altären und Tempeln über das Marsfeld. Sie hieß auch via lata: den letzten Namen rechtfertigt der heutige Corso nicht mehr; er ist schmal und beginnt in der Tiefe der Stadt, wo er sich in zwei schlechte Gassen zerspaltet; in seiner Mitte berührt er links die piazza di colonna. Dieser Platz ist einer der schönsten, reinlichsten und hat seine Benennung von der majestätischen Säule Antonin's, dessen Triumph über die Markomannen und Quaden sich in Basreliefbildungen zu dem Gipfel hinauf windet. Oben stand Antonin's Statue. Der heilige Petrus hat den Heiden verdrängt: und nun scheint es, als führe der hohe Apostel den Antoninischen Triumph geraden Weges in den Himmel, zu welchem er den Schlüssel in der aufgehobe-

nen Hand trägt. Links und rechts den Corso hinab, erblickt man wenig ansehnliche Häuser, viel schlechte Kramladen, von denen die der Pizzicavoli, Wurst- und Fetthändler, die unsaubersten sind, und so gelangt man zur Piazza del popolo und durch das Thor gleiches Namens, von der alten Zeit das Thor der Triumphe genannt. Da empfängt den Wanderer die alte flaminische Heerstraße, die sich durch eine Vorstadt von beträchtlicher Länge bis ponte molle hinzieht. In der Mitte dieser Vorstadt, rechts ab, führt eine enge Nebengasse zu einem öden, einsamen Platze, den ein schönes Gebäude ziert. Papst Julius III. baute und widmete diesen Palast, mit einem prächtigen Garten, der leichtfertigen Göttin, mit der ein heiliger Vater eigentlich nichts zu schaffen haben sollte. In diesem entlegenen Winkel verbarg der hohe Stellvertreter Gottes seine irdischen Bedürfnisse; hier stieg er zu den Töchtern der Menschen herab und übergab die erhabenen Sorgen für die ganze Christenheit den Winden, die da muthwillig durch Myrtengesträuch, Lorbeergebüsch und Orangenwipfel über das geweihte Haupt dahin flogen. Jetzt ist dieses Prachtgebäude ein Lazareth. So tritt das Elend in die Fußtapfen der Freude! Am Ende der Vorstadt, nahe der Brücke, bietet ein Einsiedler den Vorübergehenden für einen bajocco seine Fürbitten bei Gott an. Auf einem der letzteren Bogen der Brücke steht ein Wehrthurm, der jetzt abgebrochen wird, auf daß der edle Pius — wenn der Mann mit zwei Kronen den dreifach

Gekrönten aus Paris zurückschickt — mit seinem negativen Triumphe auf einem freieren Hinschwung über den Strom getragen werde. Bescheidener, als ein Papst stehe ich da und schaue in den Strom, den unsterbliche Worte aus dem Alterthume meinem Jugendtraume nannten. In meinen künftigen Erinnerungsfesten wird es einst tönen: vidimus flavum Tiberim. Seine Nymphen kommen aus dem Kastanienschatten der Apenninen; lustig schlingen sich die taumelnden Wellen um die Brückenpfeiler, als wollten sie diese in ihre Wirbeltänze verwickeln. Ich nahm meinen Rückweg auf der andern Seite der Tiber. Es war Abend geworden, und welch' ein Abend! Die Luft ging so still. Ja, die Sonne hat einen sanftern Odem dieser Natur eingehaucht. Ein liebliches, in Blau verschmolzenes Roth, ein königlicher Purpur, ergoß sich über die Abendflur in die einsamen Thäler. Sei dereinst mein späteres Alter ein solcher Abend! —

Das Colisseum im Mondenschein.

Wenn schon in heller Tagesbeleuchtung, wo jede täuschende Verwirrung der Phantasie schwindet, das Colisseum einen nächtlich schauerlichen Eindruck macht, so wird im Mondlichte dieser Anblick bis zu einer Art von Furchtbarkeit gesteigert. Dies Zauberlicht bringt gleichsam die schwarze Finsterniß der Nachterscheinung

zur schauderhaften Sichtbarkeit. Auf die ganze Gesellschaft, die mit mir war, machte das gewaltige Nachtstück einen unaussprechlichen Eindruck. Wir gingen schweigend im Innern, an dem großen Kreuze vorüber, welches, wie stille Verzweiflung, seine beiden Arme in den Nachthimmel emporstreckt.

Wohin man schauet — die Lebensfarbe der Natur ist verschwunden, ist selbst aus dem grünen Leben des Gesträuches entwichen, welches das wüste Gemäuer umhängt. Ein traurig grelles Schwarz und Weiß von Licht und Nacht bedeckt den Boden und bekleidet die starren Gestalten umher. Einzelne Grillen tönten wie Seufzer aus den Klüften und Höhlen. Die einzige Bewegung, so in dieser Einöde sich regt, ist der Abendwind, der wie ein einsamer Pilger durch das Thal geht, um das wirthliche Rankengesträuch zu besuchen, welches um das alte Todtengerippe hängt und die Einsiedlerhütte versteckt. Bei dem Weggehen warf ich noch einen Blick auf die finstere Nachtgestalt, und es war mir, als richte sich das schwarze riesenhafte Gespenst der alten römischen Weltherrschaft vor mir auf und deute mit ausgestrecktem Arme, wie mit einem erstarrten Winke prophetisch auf die wilde Kriegserscheinung hin, die unsere Tage durchtobt: auch sie wird wie jenes Weltreich untergehen und der Nachkommenschaft die wüsten Stellen ihrer Denkmale zeigen.

Carneval.

Um das innerste Wesen eines Volkes kennen zu lernen, muß man es beobachten in seinen Liedern und Festen. Der südliche Mensch freuet sich anders und singt anders, als der nördliche. Dieser hat mit einem rauhen Klima zu kämpfen; ein grauer Himmel verschließt ihm Monate lang die freundlichen Blicke der Sonne; seine Stellung im Leben ist mehr oder weniger ein Sclavenverhältniß; er kann sich nicht erheben, ihn drückt eine Despotenhand nieder; nichts ist sein Eigenthum, er selbst gehört einer fremden Gewalt — kann es anders sein, als daß jeder Laut, der aus einer menschlichen Regung in ihm hervortönt, gleichsam einen leisen Seufzer der Schwermuth durchklingen läßt, und daß sein Gesang gern in weichen, rührenden Tönen verschwebt? Und wenn ihm irgend eine seltene Veranlassung einmal das Gebiet der Freude betreten läßt: es ist ihm ein fremdes Land; er wird sich verlaufen und hinüberschweifen zu der berauschenden Lust, zu Genüssen der Betäubung, die auf kurze Zeit ihm das trübe Dasein verhüllt. Wie anders steht ihm gegenüber der südliche Mensch! Er tritt aus seiner Hütte, und eine freundliche, ergiebige Natur kommt ihm entgegen; ein klarer Himmel leuchtet durch das Auge in seine Seele; er bewegt sich in einem freien Leben, wo der Niedere nicht des Höheren, der Höhere nicht des Höchsten Sclave ist. Wird sich das ungetrübtere Dasein des südlichen Menschen nicht zurückspiegeln

in seinen Festen, wiederhallen in seinen Liedern? Sein Gesang tanzet nach lyrischen Rhythmen fröhlich dahin, und seine Feste sind lebendig, begeistert, erfindungreich; aber nicht leicht wird die Freude des Festes hinüberspringen zu dem Taumel bacchantischer Wildheit. Der südliche Mensch in freierem Lebensgenusse wird mäßiger sein als der nordische, weil jener keine Schadloshaltung von der Gelegenheit zu fordern hat. Diese Bemerkung wurde mir besonders anschaulich bei dem gegenwärtigen römischen Carneval, welcher seit gestern, den 25. Februar, seinen Anfang genommen hat. Die Regierung schickt diesem Volksfeste eine tragische Einleitung voraus: es werden in den Frühstunden des ersten Tages mehrere Verbrecher hingerichtet. Bei dieser Gelegenheit offenbart das Volk einen ehrwürdigen Zug seines Charakters, der mild und ergiebig ist, wie sein Boden, wenn beides angebaut würde. Während die Sünder zum Richtplatze geführt wurden, standen und knieten gedrängte Gruppen vor den Marienbildern und beteten, nicht für die Seligkeit der armen Seelen, denn mit dieser hat die vorhergegangene Bekehrung kurz und gut Alles in Richtigkeit gebracht, sondern für die baldige Erlösung derselben aus der Fegefeuerqual, zu der die Unglücklichen unmittelbar vom Galgen hinab steigen. Kaum hat das tragische Schauspiel geendet, so sieht man schon phantastische Gestalten durch die Straßen schwärmen. Einheimische und Fremde werden possirlich aber gutmüthig geneckt. Um zwei Uhr Nachmittags wird durch

eine Kanone das Zeichen gegeben: nun springt der Römer von dem gräßlichen Schauspiel, über einen Zwischenraum von etlichen Stunden, in das Gewühl der unbeschränktesten Lustigkeit hinein. Mit Galgen und Henker ist die wirkliche Welt verschwunden und steckt nun auf acht Tage hinter einer bunten Wand von Masken und Mummereien aller Art. Man wetteifert auf die geistreichste Weise thöricht zu sein. Selber die Luft scheint verwandelt in einem neckenden Genius, der mit den an den Balkonen hängenden Teppichen scherzt, diese schalkhaft zuweilen aufhebt und den Schmutz sehen läßt, der dahinter versteckt ist. An beiden Seiten der Straße sind für die gleichfalls maskirten Zuschauer Stufengerüste gebaut: zwischen diesen hohen Ufern fluthet nun der rauschende Strom, in dem sich hier und da Wirbel bilden von grotesken Tänzen. Die Wagen schwimmen gleichsam in dieser Fluth auf und ab. Es ist in der That ergötzlich, die närrischen Gestalten zu betrachten und ihren Sinn, wenn einer vorhanden ist, zu errathen. Dort schreitet gravitätisch im Talar, mit Papieren in der Hand, ein Philosoph, oder ist er vielleicht Dichter? denn er will jedem vorlesen, der ihm aufstößt. Ihm begegnet an der Kette seines Führers ein Tanzbär, auch dem will er eine Vorlesung halten, der Bär schlägt nach ihm mit der Tatze. Hier geht ein Arzt mit Rezepten und einer Klystierspritze behangen, schreit seine Wundercuren aus und erzählt, daß er eine Dame von hundert Krankheiten geheilt habe und zwar mit einem einzigen

Rezept, welches er hoch empor hält. Auch einen Dichter habe er von der Wassersucht geheilt, dem jetzo das Uebel in Sonetten abgehe. Jetzt erscheint ein prächtiger Mann mit einem Affengesichte, der an der Hand ein schönes bräutlich geschmücktes Frauenzimmer führt; auf der Brust trägt er einen tellergroßen Stern. Darauf tanzt eine reizende Gruppe von Landmädchen mit den schönsten Gesichtsmasken dahin. Sie tragen Körbchen mit Blumensträußen, welche sie zu den Balkonen hinauf werfen. Da hinauf werden auch falsche Bonbons von Gips, confetti genannt, von abenteuerlich gezierten, stutzerhaften Grimassenkünstlern geschleudert. Einer von ihnen ist an ein graues Mütterchen angefroren; die warmen Blicke, die er umherwirft, thauen ihn unvermerkt los, er verliert die Alte vom Arm; sie schreit ihn zurück und keift auf die possirlichste Weise. Er giebt ihr den erheiratheten rechten Arm und winkt mit dem linken, närrisch genug, zu den Balkonen hinauf. Nun kommt eine alte Gestalt daher, die das Gesicht hinten trägt; sie hat es nur mit der Vergangenheit zu thun, und tappt blind durch die Gegenwart hin. Eine andere hat hinten und vorn ein Gesicht; stellt sie die Weisheit der Vorsicht und Rücksicht dar? Die Weisheit im Verkehr mit den Thoren! Ja, das ist lächerlich; sie wird mit Gelächter begrüßt. Endlich wälzt sich ein Bauch daher, ein gewaltiges Magenfutteral. Diese Mißgestalt hat fast gar kein Gesicht; die Stelle des Gesichtes vertritt ein ungeheures offenes Freßwerkzeug, oberhalb

dem die Andeutung einer zurückgedrängten Nase und ein Paar kleine Querstriche statt der Augen angebracht sind.

Auch Personen, die etwas Auffallendes an sich tragen, werden nachgespielt. Da springt eine ungeheure Nase an den Wagen, worin eine Prinzessin sitzt, mit einer etwas großen natürlichen Nase; Langnase ruft ihr zu: „ah Principessa che nasi!“ Die Prinzessin lacht; man nimmt nichts übel, es ist Carneval! Der würde sich lächerlich machen, der es übel nehmen wollte, sich lächerlich finden zu lassen. Hier wird einmal Alles, die Geistlichen ausgenommen, geneckt, jeder Stand, jedes Verhältniß. Selber die alten Olympbewohner müssen herab steigen, um mit den Menschen auf menschliche Weise thöricht zu sein. Eine liebliche Musik kündet von fern den Götteraufzug an; jetzt kommt eine sich fortbewegende Lorbeerlaube mit bekränzten Musikanten zum Vorschein. Ihr folgt auf einem glänzenden Wagen, von geschmückten Pferden gezogen, der ganze Olymp. Jupiter, der Höchste, neben ihm die hochthronende Juno; Venus lächelt zierlich auf ihren Gürtel herab — Minerva mit ihrer Eule schaut ernsthaft in das bunte Menschengewühl. Neptun mit dem Dreizack theilt die Fluthen, auf denen der Götterwagen dahin schwimmt. Alles mit Geschmack und schicklich geordnet. Die fröhlichste Gutmüthigkeit ist der Genius, der das Ganze beherrscht; daher Alles mit Lachen und ohne Verletzung abgeht. Mit einem Worte, es ist der süd-

liche Mensch, der sich freut. Einen höchst ergötzlichen Anblick gewährt es, wenn man von einer Höhe auf das Getümmel hinab sieht. Die Zuschauer zu beiden Seiten auf den Gerüsten scheinen die Wellen zu sein, die der Wogentumult hinauf an die hohen Ufer wirft. Gegen Sonnenuntergang wird durch einen dreimaligen Kanonendonner den Kutschen das Zeichen gegeben, den Corso zu verlassen, denn nun wird der Spaß mit einem Pferderennen beschlossen. Acht bis zehn Pferde stehen, wo der Corso auf den Platz dël popolò endet, vor der Schranke, stampfend und tobend vor Ungeduld, den Lauf zu beginnen; die Unruhe der Thiere steigt bis zur haltlosen Wuth. Endlich giebt der Senator von seinem erhöhten Sitze mit dem weißen Tuche das Zeichen, die Schranke fällt, die Rosse stürzen fort; sie fliegen; es ist ein Moment, und sie sind den Augen entschwunden. Nun strömt Alles wie ein abgelassener See aus dem Corso, und der Tag endet mit dem Festino, einem Tanzfeste, welches bis Mitternacht dauert.

Miserere in der Sixtinischen Capelle.

Dieser heilige Gesang, zu dem man den Fremden den Zutritt auf die gefälligste Weise verstattet, rechtfertigt vollkommen seine Berühmtheit, die so allgemein anerkannt wird. Der innere Raum der großen herr-

lichen Capelle ist ganz dazu geeignet, die Kraft des mächtig ergreifenden Gesanges zu unterstützen. Die höchste Feierlichkeit und Würde, die einem Gottesaltare gebührt, erscheint in dem innern Raume, wo jeden Abend der drei letzten Tage in der Charwoche das Miserere gesungen wird. Die Schauer einer heiligen Dämmerung umfangen den Eintretenden. Zwei größere Kerzen im tiefen Hintergrunde auf dem Altare, und elf kleinere neben demselben, verbreiten in dem weiten Raume eine magische Halbnacht. Um fünf Uhr beginnt der Gesang. Die Sänger befinden sich in einem der Capelle außerhalb angebauten Zimmer, dessen Fenster in die Capelle schauen. Da singt nun eine Sopranstimme langsam und rührend einen Choral; dann erschallt dort oben bei den Sängern ein störendes eintöniges Abbeten gewisser Bußpsalmen, wovon man nur das Getöse vernimmt. Ein solcher Wechsel von Beten und Singen geht durch alle Stimmen bis zum Baß hinunter. Dann endlich erfolgt eine tiefe Ruhe, und in der Capelle ist es dunkler geworden — nun ruft durch die erhabene nächtliche Stille hindurch eine klingende zarte Sopranstimme: miserere! Man glaubt kaum eine menschliche Stimme zu hören, der Ton scheint vielmehr aus klingendem Aether gebildet zu sein, getragen von himmlischen Lüften; dann tönte der Alt, und so fort die übrigen Stimmen, die endlich, wie Umarmungen in einander fallend, einen Chorgesang erschallen ließen, der mächtig das Gefühl erschüttert und zu der höchsten Begeisterung hebt.

Um mich her tiefes Dunkel; in mir die Empfindung, als würde meine Seele auf einer wogenden Fluth von seligen Tönen getragen. Mich umgab eine lebendige, geheimnißvolle Nacht, in der sich eine harmonische Welt von Höhen und Tiefen bewegte. Aus diesem Dunkel ging es zu dem grellsten Gegensatz hinüber in die paulinische Capelle, wo in einer Strahlenüberschwemmung das Grab des Heilandes zu sehen ist. Die Wände bis zur Decke hinauf sind mit Kerzenlicht bekleidet. Ich kehrte bei der Thür um und bewahrte in mir die melodische Nacht.

Der Papst.

Den römischen Osterfeierlichkeiten fehlte diesmal die Seele, der Papst, den Bonaparte zu seiner Kaiserkrönung nach Paris gerufen hatte; dieses erfüllte mit wahrer Trauer das römische Volk, denn es fürchtete in dem ränkevollen französischen Machthaber die schlimmsten Gesinnungen für den Kirchenstaat. Endlich kam die ersehnte Nachricht von der unbezweifelten Rückkunft des heiligen Vaters, die am nächsten Tage, dem 16. Mai, erfolgen würde, an, und verbreitete in der ganzen Stadt eine frohe Bewegung. Der vortreffliche Cardinal Dugniani brachte diese Nachricht zu uns. Es ist nur eine Empfindung, die Empfindung der Freude, die durch alle Seelen geht; nur eine Stimme, die Stimme

der Verehrung und Liebe, die alle Lippen bewegt; und der ehrwürdige Pius verdient diese stille Feier der Herzen in solchem Grade. Das Bild, welches der vortreffliche Dugniani von ihm uns entwarf, begeisterte für ihn jedes Gemüth.

Es ist ein hoher geistiger Genuß zu sehen, wie eine schöne Seele aus einer andern schönen Seele zurückstrahlt, wo der Spiegel so rein ist, wie das Bild, das er zurückwirft. Der edle Pius hat seinen Hof auf das Allernothwendigste beschränkt. Ich habe seine Wohnung auf dem Quirinal gesehen, sie ist so einfach, wie die eines Klostergeistlichen. Der in den päpstlichen Regierungen so berüchtigte Nepotismus befleckt die seinige nicht. Seine Arbeiten und Sorgen sind allein dem Volke gewidmet. Zwar ist er von den Jesuiten erzogen und ihnen zugethan; aber der Jesuitismus blieb ihm fremd. Wohl mögen ihm die Geheimnisse des Ordens nie zur Anschauung gekommen sein; denn zu diesen konnte kein Mitglied der Gesellschaft gelangen, welches nicht mit gewissen Eigenschaften einer der Heimlichkeit bedürftigen Regentschaft ausgerüstet befunden worden war. Der gutmüthige Pius sieht in diesem Orden, was sein Titel ausdrückt, eine Gesellschaft Jesu, die kräftige Stütze des heiligen Stuhls, der, wie er meint, das irdische Reich Gottes an das himmlische knüpft. In seiner Seele verklärt sich der Irrthum zur Unschuld. Er ist in gutem Glauben; er will das Rechte, er will das Beste; er ist ein Papst, der besser ist als das Papstthum!

Die Rückkunft des Papstes.

Die Rückkunft des heiligen Vaters aus Paris wurde mit öffentlichen Gebeten und allerlei frommem Lärm gefeiert. Menschen und Glocken schrieen durcheinander und riefen ihm ein tausend und tausendfaches Willkommen entgegen, die Kanonen der Engelsburg donnerten aus hoher Luft herabtönende Freudenrufe dazwischen; und so umjauchzet und umfluthet vom Volke, zog der hohe, wahrhaft ehrwürdige Kirchenfürst in die austapezierte Stadt ein. Aus allen Fenstern, von allen Balkonen und Altanen flatterten Teppiche fröhlich herab. Es war kein Lüftchen, welches nicht eine Stimme des Frohlockens ihm in den Weg warf; und er, mit unermüdeter Hand, theilte rechts und links seine Segnungen aus. So erreichte der ehrwürdige Zug langsam und majestätisch den Petersplatz, der, wie die Kirche selbst, mit Lorbeerzweigen und Myrten bestreut war. In dieser empfing ihn ein neues Jubelgeschrei, das in Musik gesetzt war. Vor dem Hauptaltare verrichtete der fromme Papst sein erstes Dankgebet auf den Knieen, umgeben von Cardinälen und Prälaten, alle in prachtvoller Andacht. Aber auf dem Angesicht des ehrwürdigen Pius leuchtete Seele, Wahrheit und Inbrunst. Ueberhaupt war in dem ganzen Prunksysteme des Festes der einzig würdige und Ehrfurcht gebietende Gegenstand — der heilige Vater: man sah es ihm an, daß er diesem Pomp gern ausgewichen wäre. Sorgen und Be-

sorgnisse warfen sehr sichtbare Schatten auf sein ehrwürdiges und huldvolles Gesicht. Er verließ die Kirche, und der goldene Wagen trug ihn durch die jauchzende Menschenfluth zum Quirinal hinauf. Vor ihm her ritt auf einem weißen Esel, den zwei Geistliche führten, ein Prälat, der ein goldenes Crucifix emporhielt und vermuthlich die Demuth vorstellte. Jetzt war es Abend; Alles strömte zum Petersplatze zurück und die weltliche Freude lös'te die geistliche ab. Wir folgten dem allgemeinen Strome. Ueberall Häuser mit Regenbogenlicht eingefaßt, überall Freudenfeuer, in den Gassen und auf den Plätzen; wir fuhren durch flammende Straßen. Jetzt erreichten wir den festlichen Raum, und siehe! da stand der hohe Tempel, in Lichtschmuck gekleidet, vor uns. Alle seine Umrisse und Zierrathen bezeichnete eine Goldschnur von Licht. Die helle Kuppel trat aus der Finsterniß empor wie ein leuchtender Weltaltar, auf den das Gnadenzeichen des Himmels, eine Flamme, niedergefahren war. In dieser sanften Lichtglorie, in diesem Vorschimmer des volleren Strahlentriumphes stand die erhabene Kuppel, bis die Stimme einer Glocke das lauttönende Zeichen gab und gleichsam das Wort der Vollendung aussprach, und nun — wahrlich es war Zaubermoment! — nun fuhr es wie eine wandelnde Flamme hervor, und in weniger als einer Minute flammte Fackel an Fackel zwischen der sanftern Erleuchtung, welche in der hohen Flammengluth völlig verschwand. Der ganze Tempel war eine Lichtmasse, er war wie von der sicht-

baren Herrlichkeit Gottes erfüllt, und strahlte durch das tiefe Dunkel der Nacht einen elysischen Tag; Alles ward plötzlich sichtbar, Alles erkennbar. Auf allen Gesichtern der Menschenfluth glänzte der Verklärungsstrahl der heitersten Freude. Durch die schweifenden Säulengänge strömte die Fülle des Glanzes; Strahlenkronen verherrlichten die Portale. Aber festlicher, als der heiterste Sonnentag sie kleidet, rauschten die beiden Springbrunnen empor und streuten erleuchtete Tropfen, gleich sinkenden Sternen, umher. Ein größeres und anziehenderes Schauspiel beschäftigte nie meine Einbildungskraft: es war mir, als ob ich in eine fremde Natur, in eine Feenwelt hinein gezaubert wäre, wo nichts dunkel, nichts todt ist, wo alles leuchtet und lebt. Ein heller glänzender Tag mitten im schwarzen Gebiete der Nacht! Die Schatten der Finsterniß schienen in der Ferne zu stehen, um den Zauber dieser Nachtverklärung noch gewaltiger zu machen. Es rauschte durch das große Getümmel das Getöse des Wohlgefallens, des Entzückens, des Erstaunens, welches nur die größern Accorde der brausenden Glockenharmonie zu übertönen vermochten.

Nicht losreißen konnte ich mich von dem entzückenden Schauspiel, aber wir mußten fort. Ein wiederholter Kanonendonner kündete den zweiten Act des glänzenden Nachtfestes an, die sogenannte Girandola, ein Feuerwerk, das auf der Höhe der Engelsburg abgebrannt wird. Wir fuhren wieder durch erleuchtete Straßen und buntes Menschengewühl. Der Cardinal Dugniani

hatte für uns ein sehr bequemes Zimmer besorgt; da erwarteten wir den Augenblick der Vollendung. Noch war die Engelsburg in tiefes Dunkel gehüllt; nur wenige Lampen deuteten den Raum an, der die gespannteste Erwartung aufforderte und mit Ungeduld die Gemüther erfüllte. Jetzt rief ein wiederhallender Kanonendonner den ersehnten Moment hervor, und die gewaltige Steinmasse, unter welcher einst Hadrians Asche ruhte, stand in einem Feuerglanz, der sich in der vorbeiströmenden Tiber zurückspiegelte und ihn gleichsam zu einem Flammenstrome machte. Wie der Ausbruch eines Kraters stieg eine Feuersäule majestätisch empor; langsam erhob sie sich, und blätterte endlich wie die Krone einer riesenhaften, glühenden Palme auseinander; dann breitete sie sich aus und bildete ein großes Flammengewölbe, welches plötzlich und prasselnd niederstürzte; aus seinem Sturze fuhr ein Heer von Sternen auf, die leuchtend zurücksanken und in der Tiber untergingen. Nun erfolgte ein buntes Gemisch von Flammenbildungen, die, gleich den Aposteln, mit feurigen Zungen, vom heiligen Vater zu seinem Volke sprachen. Eine Flammenschrift drückte sein Wappen und seinen Namen aus; Feuerräder drehten sich wie Sphären um die Sonne der Kirche; dann schoß wie auf einem phlegräischen Felde eine ganze Saat von Feuergarben auf, die sich wie vom Sturme bewegt gegeneinander neigten, und nun richtete sich aus einer rollenden Gluth eine zweite Flammensäule auf; es entwickelten sich ihre Rauchwolken, die

einen dunkelgrauen, nächtlich erleuchteten Berg bildeten, der immer höher sich thürmte. Von seinem Gipfel herab fuhren rothe Blitze so krachend, als hätten sie die furchtbare Gesetzgebung auf Sinai auszusprechen. — Endlich erlosch und verstummte das wechselvolle Flammenfest, und das dunkle Gespenst der alten Burg, seines feurigen Lebens beraubt, versank in die Tiefen der Nacht. Keine Unordnung, kein Frevel hatte die Freude gestört, die, nach so erschöpfender Lust, matt athmend, zur Ruhe ging. Ein leises Nachschimmern beschloß den herrlichen Tag. — Von meiner Wohnung aus überschaute ich noch einmal spät die vom Taumel der Lust ausruhende Stadt. Auf einzelnen Puncten verglimmten die letzten Funken wie eine goldene Inschrift an dem dunkeln Vorhange, der das Freudenspiel des Tages verdeckte. Leer und verlassen und verstummt war das Dunkel umher. Aber hoch über dem finstern Raume strahlte ruhig und ewig die Herrlichkeit des Sternenhimmels auf die Schattenwelt der vergänglichen Freude herab. —

Dritter Theil.

Ankunft in Neapel.

Nachdem wir acht Monate in Rom verweilt und nach verschiedenen Richtungen diesen merkwürdigen Boden durchwandert hatten, der uns noch eine reiche Nachlese von Spuren der alten römischen Herrlichkeit aufbewahrt, begaben wir uns nach Neapel. Unser Weg zog sich durch die öde Campagna, zwischen Gerippen zerfallener und zerfallender Wasserleitungen und Gräbern hin, oder er ging vielmehr über ein großes Grab, welches seine Todten längst, und nun ihre Gräber begräbt. Wie lange diese Denkmale auch ihr Schattendasein fristen mögen: es naht sich mehr und mehr seinem Verschwinden. Durch die pontinischen Sümpfe gelangten wir auf einer schönen, an beiden Seiten mit Reihen von Bäumen eingefaßten Straße nach Terracina, dem alten Anxur, dessen alter Name längst auch gestorben ist. Hier, wo wir die Nacht blieben, entzückte mich zum ersten Male der große Anblick des Meeres, auf dem das letzte Nachschimmern der Abendbeleuchtung erlosch, — ein Anblick, der mit allen Schauern einer großen Idee, mit dem Gedanken an die Unendlichkeit das Gemüth

freudiglich anschreckt, tief erschüttert und mächtig erhebt. Zu dem Meergestade hinab ziehen sich die mit Lorbeern und Myrtengebüsch bewachsenen Senkungen apenninischer Vorgebirge. Aber das heitere Dunkel einer hesperischen Nacht gab dieser Landschaft erst ihre schönste Vollendung. Das Meer rauschte sanft, als dürfte es die geisterhafte Stille nicht stören. Das Lorbeer- und Myrtengrün war mit italienischen Lichtkäfern bedeckt, und wie mit Sprühfunken umschwärmt: da senkte sich nun der schimmernde Abhang des Berges wie eine stille Feuerkaskade zum Meer hinab; — es war, als ob hier mit dem Erhabenen sich die Lieblichkeit im Schmuck feuriger ätherischer Blüthenkronen vermähle.

Die Fortsetzung unserer Reise am folgenden Tage durch das reizende Campanien berührte, mitten in diesem Naturreichthume, Ortschaften wie Fondi und Itri voll Bettelei, Elend und Schmutz. Die Einwohner haben mehr das Ansehen von Wilden, als von Bürgern eines gesitteten Staates. Von der menschenleeren Sumpfebene bei Garzigliano wurden uns furchtbare Raubgeschichten erzählt und in St. Agatha mußten wir wirklich eine bewaffnete Bedeckung mitnehmen. Das Gesindel, welches sich zu unserm Schutz anbot und eine Gesellschaft neapolitanischer Sbirren vorstellte, war mit Lumpen und schlechten Waffen behangen, und sah selbst einer Räuberbande ähnlicher als einer Schutzwache. Unsere Beschützer, die unserem Wagen vorschritten, wiesen, um uns das Bedürfniß ihrer Begleitung recht

anschaulich zu machen, bedeutsam auf die Stellen hin, wo hier und da am Wege die Gebeine von hingerichteten Räubern an hohen Stangen aufgehängt waren.

Nach einer Reise von vier Tagen kamen wir endlich nach Neapel, — aus dem stillen, kunstreichen, gesitteten Rom in ein lärmendes, größtentheils rohes Menschengewühl. Wir wohnen in einem Wirthshause am Quai, von wo die Aussicht auf den Meerbusen von Neapel ungemein reizend und großartig ist. Mein erster Blick des Morgens und mein letzter des Abends fliegt auf das Meer. Ein ewig klarer Himmel schaut gleichsam selbstgefällig sich an in diesem reinen Spiegel, dessen Einfassung die Hesperidengärten Campaniens sind. Tief im Hintergrunde schattet wie eine schwarze Wolke im schönsten Himmelblau die durch den ehemaligen Aufenthalt des finstern tyrannischen Tiberius berüchtigte Insel Capri. Auf der östlichen Küste droht, wie ein feuerspeiender Riese der Fabelwelt, der Vesuv, dem der heilige Januarius auf der Magdalenen-Brücke mit aufgehobenem Finger entgegen droht. Wir werden ja sehen, welcher von beiden die Oberhand behält: der aus dem Heidenthume herstammende Unhold, von dem man nichts als Missethat weiß, oder der Heilige, von dem man so viel Wunderthaten erzählt? Der Erste scheint dem drohenden Finger des Letzteren zu trotzen, indem er bereits mit zürnendem Getöse feurige Rauchsäulen ausstößt. Man macht sich auf einen rohen Flammenausbruch gefaßt.

Wenn man vor einem Theater sitzt und lange die prachtvoll geschmückten Bühnenwände angestaunt hat, dann will man doch auch die Schauspieler sehen, die da auftreten werden. Die Natur hat einen unerschöpflichen Reichthum von Herrlichkeit, Lieblichkeit und Fruchtbarkeit hier über die Fluren ergossen; aber die Menschen, die auf diesem Boden sich bewegen, wandeln, trotz der paradiesischen Fülle, welche sie umgiebt, in einem verlornen Paradiese. Ein Ergebniß von Verwilderung und Rohheit ohne Kraft, von Feigheit, Knechtsinn und Trägheit ist des Neapolitaners Character; Elend und Armuth sein Loos; Finsterniß der Unwissenheit ist das Element seiner Seele und Aberglaube seine Religion. Von einem Bürgerthum, von einem geregelten Volksleben wenig oder gar keine Spur! man müßte denn das Zusammenhalten der Lazeroni für ein solches ansehen, welches aber wiederum auf einer Unziemlichkeit beruht, die ein Staat nicht dulden sollte. Ein tumultartiges, rücksichtloses Durcheinanderlaufen der ungeheuren Volksmenge ohne wirklichen Gewerbfleiß oder eigentlichen Verkehr braus't besonders in der Hauptstraße Toledo auf und nieder. Diese Menschen treibt eine Eile, die nichts ereilt, als was sie in der nächsten Minute schon nicht mehr hat; mit einer Begier, die nichts begehrt, als augenblicklichen Gewinn.

Wie aber, fragt der Beobachter, hat denn die Natur, welche diesen Boden so reichlich auszustatten fortfährt, nur von den Menschen ihre Hand zurück-

gezogen, daß diese im schmutzigen Stumpfsinn dahin kriechen, wie Ungeziefer um die lieblichsten Blumen? Gewiß nicht! der Neapolitaner ist von der Bildungfähigkeit keinesweges so entblößt, als es ihm an Bildung und Gesittung selbst fehlt. Das Feuerblut in seinen Adern, der Flammenblick in seinen Augen, die auffallende Geberdenbegleitung seiner Worte, die oft bis zur wüthigsten Raserei gesteigerte Leidenschaftlichkeit, womit er Alles behandelt, was seine Begier oder seinen Abscheu, seinen Haß oder seine Liebe reizt; endlich seine kindische, oft possirliche Ruhmredigkeit, womit er die angeblichen Vorzüge seiner Persönlichkeit herausstellt, — Alles dieses deutet genugsam darauf hin, daß ihm nichts weniger als Stumpfsinnigkeit beizumessen ist. Trotz seiner arbeitscheuen Trägheit ist ihm eine leichtaufgeregte Lebendigkeit eigen, der es nur an klaren Begriffen und an der gehörigen Richtung fehlt, um zu einer tüchtigen Geschäftigkeit zu gedeihen. In der Regel ist der Neapolitaner viel geneigter, mit großer Anstrengung und Aufwand von Geduld Jemanden um einen Carlin zu betrügen oder zu bestehlen, als einen solchen Gewinn mit weniger Anstrengung zu erarbeiten. Der Grund dieser Versunkenheit des Volkes liegt in der heillosen Vernachlässigung der Jugend. Von Volksschulen ist nicht die Rede.

Jener Character, wie er sich im Allgemeinen mit allen seinen Folgen an dem niedern Volke wahrnehmen läßt, erhält unter den höhern Ständen eine gewisse

Abänderung, die gewöhnlich nur in der oft geschmacklosen Glanzdecke besteht, die der durch die Geburt oder sonst ihnen zugefallene Vorzug der Lebensbequemlichkeit ihnen verschafft. Dieselben groben Vorurtheile des Aberglaubens, mit denen der gemeine Neapolitaner lebt, hängen auch in dem Kopfe des Marchese herum. Seine vornehme Beschäftigung besteht in einem gewöhnlichen leeren Treiben durch alltägliche Lebensverhältnisse, einem Treiben, welches zur Unterscheidung vom gemeinen Volke mit etwas französischer Sprache und Sitte versetzt ist. Ausnahmen von der Allgemeinheit dieser Erscheinung würden vorauszusetzen sein, wenn die ausgezeichneten Männer auch weniger bekannt wären. Von dem ehrwürdigen Patriarchen, dem Erzbischof von Tarent, sprechen die Reisenden mit dem verdientesten Lobe. Um die Naturgeschichte des Vesuvs erwirbt sich der wackere Duca della Torre ein nicht geringes Verdienst. Es würde zu bedauern sein, wenn sich der fleißige Forscher durch seine zu große Bescheidenheit bestimmen lassen sollte, die Ergebnisse seiner Beobachtungen dem Publicum vorzuenthalten. Diesen und andern Männern ihres Gleichen werde, was ihnen gebührt, — Anerkennung.

Den Eindruck, welchen Neapel und seine Umgegend auf Tiedge's Feuerseele hervorgebracht, schildert der begeisterte Dichter in folgenden Briefen an die Herzogin Dorothea von Curland, die Schwester seiner Freundin und Reisegefährtin Elisa von der Recke.

Erster Brief.

Neapel, den 9. October 1805.

Die Krankheit brach ein in mein Leben, wie ein Räuber in die Hütte des Armen, der nichts zu verlieren hat. Viel Großes, viel Schönes habe ich nun nicht gesehen; ich habe einen Theil meines Daseins verloren. Doch ich darf nicht klagen, denn das erhabenste Schauspiel, womit die Natur das Gemüth ergreift und erschüttert, habe ich in seiner ganzen Fülle genossen.

Angethan mit allen seinen Schrecken, mit seiner ganzen Herrlichkeit, feierte der Vesuv das furchtbar erhabene Fest seiner Flammenergießung. Lange vorher wehte auf seinem Gipfel eine weiße Rauchsäule, wie ein in hoher Luft flatterndes Panier, welches einer großen Erscheinung vorgetragen wird. Im Innern des gewaltigen Vulkans donnerte die Vorbereitung zu der großen Entwickelung; das tiefere Zucken der verborgenen Kraft hatte Neapel und die umliegenden Inseln geschreckt, mehrere Städte niedergeschüttert, und einen großen Theil der Einwohner unter den Trümmern begraben. Man sah die weiße Rauchsäule von der unter ihr kochenden Gluth erröthet; oft ward ihr innerster Kern zur lodernden Flamme, welche glühende Steine empor und umherschleuderte. Im Schlunde krachte und raste ein gräßlicher Tumult!

Am 12. August endlich eröffnete sich das hinreißendste Schauspiel, das die Natur hervorzubringen

vermag. Gegen 9 Uhr Abends stieg die Rauchsäule höher; sie ward röther und röther, und endlich ganz zur leuchtenden Flamme, die wechselnd stieg und sank, und von Zeit zu Zeit Blitze nach allen Seiten warf. Nicht selten erreichte sie eine außerordentliche Höhe; dann stand der majestätische Feuer-Obelisk einige Minuten fast unbeweglich wie ein flammender Seraph, der weit über das paradiesische Campanien hinschaute; leichte rothe Wölkchen schwebten umher und spiegelten sich im dunkeln Meere. Das Meer war ruhig, als ob es furchtsam den zürnenden Nachbar behorchte. Plötzlich sank die hochleuchtende Erscheinung in den Feuerschlund hinab, und ließ eine Krone von malerischen Wolken zurück. Jetzt erhob sich abermal eine mächtige Gluthsäule; eine kleinere blitzte neben ihr auf, und hohes Getümmel umher, wie das Gefolg einer Göttererscheinung: — sie sank zurück und verwandelte ihre Stelle in einen Flammensee. Die Wogen sprudelten, schlugen über und rötheten mit ihren Flammen den Horizont, der einen sanfteren Wiederschein auf die Stadt, auf das Meer und an die dunkeln Felsen warf. Immer lebendiger, immer ungeduldiger ward das Flammengetümmel, und jetzt durchbrach es, wie eine vollendete Empörung, die umfassende Kerkerwand und stürzte von der Aschenspitze des Kraters herab. Nicht Worte vermögen zu schildern, welch' ein Aufruhr von Gefühlen den überraschten Zuschauer ergriff. Es war ein Zustand, wo das Entzücken zum Entsetzen und wiederum das Entsetzen zum Ent-

zücken wird. Ueber dem Krater hatte sich vom aufsteigenden Rauch eine Wolkenversammlung gebildet: es schienen die purpurnen Horen zu sein, die im tiefen Dunkel der Nacht hier die Morgenröthe erwarteten. Ununterbrochnes Leben und Getümmel, immer wechselnde Pracht, ein stetes Werden und Schwinden glänzte und blitzte durch einander. Jetzt stiegen zwei rothglühende Rauchsäulen auf, die sich in einer außerordentlichen Höhe vereinigten und gleichsam einen Triumphbogen von verschlungenen Strahlen bildeten für einen Götteraufzug. Die Gegend lag schweigend wie trunken im röthlichen Lichte. Die Schiffe in dem feuerspiegelnden Meere schienen schwarze Riesengespenster zu sein, die in einem Blutmeere starrten. Was aber diesem großen Schauspiele die höchste Verherrlichung gab, war der aufgehende Vollmond. Hinter den sich thürmenden und wälzenden Rauchwolken stieg er herauf und schien wirklich Aurora zu sein, die der Triumphzug der vorgeeilten Horen über der Spitze des Berges empfing. Mit glühendem Gesicht, wie ein Nektar-trunkener Gott, trat er auf die verherrlichte Bühne der Nacht.

Aber vom Gipfel des Berges stürzte der Gluthstrom, — und bald hatte er den Fuß des Aschenkegels erreicht. Jetzt brach er in die Weingärten ein, die schon der Ernte entgegen gereift waren. Weiße Flammen loderten auf, wo der Verderber die herrliche grüne Vegetation ergriff. Oft schien er eine Allee zu fassen, deren helle Flamme sich weit hin erstreckte, und über

dem rothen Strom als eine weiße Lichtmasse schwebte. Hier theilte sich der Lavastrom in fünf Arme: drei zogen östlich, zwei aber westlich, und diese nur konnten von uns gesehen werden. Reißend stürzte der Erguß weiter und verderbender fort: er umschloß Häuser, deren Einwohner sich kaum noch zu retten vermochten; er füllte die untern Geschosse aus, und zerstörte unzählige Landhäuser, Hütten und Weingärten. Der prächtige Verwüster ging seinen Weg, den er, wo er sich in Vertiefungen verbarg, durch Lichtsäulen entzündeter Bäume bezeichnete. Die beiden Arme des Lavastromes, von denen der eine dem andern bald nachblieb, bald voreilte, hatten in kurzer Zeit die Straße erreicht, die durch Portici nach Torre del Greco und Pompeji führt. Beide Ströme durchschnitten die Straße, und wälzten sich in die diesseitigen Villen und Gärten, die das Ufer des Meeres bekränzen: hier verlor der eine sich unter den Weinhügeln, der andere Strom hingegen drängte mit gedoppelter Wuth dem Meere zu. Bis dahin hatte er einen Weg von anderthalb deutschen Meilen zu machen, und schon war er dem Rande des Ufers nahe. Eine Menge von Zuschauern in Gondeln schwammen in der Gegend des Meeres umher, wo die Feuerkaskade vom Ufer hinabbrausen mußte. Endlich erfolgte was erwartet wurde: die Gluthmasse stürzte mit lautem Geprassel und Donnergetöse in's Meer; die Wellen empörten sich gegen den fremden Gast, Flammengewühl und Wellengetümmel im fürchterlichsten Aufruhr rasten schäumend vor Wuth

durcheinander. Kochende Wassersäulen und zürnende Flammenspitzen brachen aus der Fluth empor, kämpften einander nieder, und wiederholten den Sturm des wildesten Aufruhrs: bis endlich der Tumult mit einem leisern und leisern Zischen endete, und, gleichsam zum Denkmal des geschlossenen Friedens, von der erstarrten Gluthmasse sich ein Vorgebirge bildete, das tief in's Meer hineintritt.

Diese Naturbegebenheit ist so überschwenglich reich an einzelnen Erscheinungen, daß ich noch einen Brief, theure Fürstin, damit anfüllen werde.

Zweiter Brief.

Neapel, den 13. October.

Unsre Wohnung am Ufer der See wird durch die Aussicht nach dem Vesuv hin, der noch immer sein großes Feuerwerk fortsetzt, höchst anziehend. Jedes Zimmer hat seinen Balkon. Ich trete auf den meinigen hinaus, sobald die Sonne ihren ersten Strahl über den Vesuv in meine Zelle wirft und mich umfängt von allen Seiten in ihrer ganzen Festlichkeit und Fülle eine paradiesische Natur. Dorthin rechts nach Westen das Vorgebirge Pausilipp mit seinen Pinienkronen, Zypressen und Landhäusern; links das Vorgebirge der Minerva — welche sinnvolle Namen, jenes die Ruhe, dieses die

Weisheit! — Beide strecken sich tief in's Meer hinein, als wollten sie den auf den Wellen ruhenden hesperischen Himmel umfangen. Letzteres ist mit den Städten Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, und mit unzähligen Villen bedeckt. Alle diese Landschaften schmiegen sich freundlich um den Fuß des tobenden Vulkans, der unversöhnt seine Flammenströme aussendet. In seinen innersten Schlünden donnert es, als hätten tausend Cyklopen darin Waffen des zürnenden Jupiter zu schmieden, indeß die glühende Lava ruhig in ihren Ufern sich fortschiebt. So gefahrvoll dies große Schauspiel in der Ferne erscheint, so ziehen doch täglich zahlreiche Gesellschaften zu dem furchtbaren Berg hinauf; auch wir schickten uns an zu einem solchen Zuge.

Den 18. September machten wir unsere Wallfahrt zu seinem Gipfel. Bis Resina fuhren wir. Dort wurden Esel genommen; und so beritten zogen wir Nachmittags gegen vier Uhr den Berg hinan. Zwischen lauter Weingärten und einsam umher liegenden Landhäusern windet der romantische Weg sich zum Gipfel empor. Der berühmte Wein „Lachrymae Christi" (Christus Thränen) genannt, hing noch in seinen Trauben und röthete wie dunkle Purpurschnüre die grünenden Ranken, welche wie holde Sympathieen die hohen Ulmen umarmten und Arkaden bildeten, die der Phantasie Stoff gaben, die lieblichen grünen Labyrinthe, weit über den Anblick hinaus, mit entzückenden Ueberraschungen zu bereichern. Ueberall herrschte in diesem grünen

Leben eine süße bis zur Schwärmerei begeisternde Einsamkeit. Die milden Sommerlüfte kamen von den Hügeln und aus den himmlischen Lauben der Thäler zu uns herauf, und flatterten zu andern Lauben hinüber, zum ewigen Spiel mit Blättern und Trauben. Links und rechts an der Hauptstraße kleine Eingänge, wie bekränzte Pforten zu geheimnißvollen bacchischen Thälern. Oft wandelte die Lust mich an, mich in dieses Labyrinth zu stürzen und unterzutauchen, wie die Luft in das grüne Blättergewühl; aber ich folgte dem Zuge unserer Pilgerschaft, und bald erreichten wir eine Anhöhe voll Grauen und Entzücken. Die Natur wird hier dürftiger: die arme Genista nährt sich kümmerlich zwischen unfruchtbaren Felsenzacken einer alten Lava. Von allen Seiten erblickten wir tiefe schwarze Thäler, in welchen vieljährige Lava starrte. Alles wild durch einander, ein Bild des wunderbarsten Eigensinns, den hier die Natur trotzig durchgesetzt zu haben scheint. Die grause Wildniß gleicht einem todten Meere, welches hier mit seinen finstern Wellen erstarrte und verstummte, indem es seine hundert Arme verwüstend in die liebliche grüne Natur ausstreckte. Furchtsam hat sich hie und da das Hüttchen eines Winzers an das Ufer gerettet, wo ein einsames Leben waltet. Wie der Athem des Entsetzens weht die Luft den Wanderer an; aber er wendet den Blick — und vor ihm in der Tiefe grünen an den Küsten hin paradiesische Fluren. Er überschaut Neapel und den weiten Golf, den Pausilip und die ganze große

Landschaft, rein und kräftig hervorgehoben durch die schönste Tagesbeleuchtung; in der Tiefe spiegelt das Meer und gleicht einem klaren Horizont, an welchem die Inseln Capri, Ischia und Procida wie schattige Wolken zu schweben scheinen. Doch wir durften uns nicht zu lange von diesen Reizen festhalten lassen, wie sehr auch die abendliche Lichtfärbung das große Naturpanorama verherrlichte.

Wir zogen weiter und erreichten bald die freundliche, mit hohen Bäumen umgebene Stelle, wo der Einsiedler ein nicht sehr einsiedlerisches Leben führt. Der Mann ist darauf eingerichtet, die Fremden mit Lachrymae Christi zu bewirthen. Diesem Weine geht es, wie mancher Berühmtheit, der man nicht zu nahe treten darf; selbst die Trauben dieses gepriesenen Gewächses sind herbe. Aber den Einsiedler, wie wird den Ihre Phantasie, meine geistreiche Fürstin, Ihnen darstellen? Ganz natürlich werden Sie sich einen alten, ehrwürdigen Greis denken, dem ein weißer Bart wie ein Wasserfall über das dunkle Mönchsgewand hinfließt; tiefe Furchen an der Stirn, wo die Andacht thront; den Blick, gewöhnt nur den Himmel anzuschauen, aufwärts gerichtet; um den Leib den Gürtel, der das alternde Gewand zusammenhält. — Nichts von dem Allen! Unser Einsiedler ist ein derber, handfester Mensch, dem seine Buße und die Thränen des Heilandes gar nicht übel bekommen. Er ist in den vierziger Jahren. Im Venetianischen, seinem Vaterlande, soll er einige Mord-

thaten begangen haben. Hier setzt er sein gottloses Leben in ein gottseliges um; dabei liebt er den Scherz und das Lachen, und vielleicht noch andere Dinge, die mit dem Eremitenleben noch mehr im Widerstreit sind. Aber die Stelle seiner Einsiedelei ist lieblich und heilig: nicht durch die Märtyrergestalten, die da umher gepflanzt sind, sondern durch den süßen Frieden, der diese Stelle, fern vom Geräusche der Menschen und näher dem Himmel der Götter, tief in den Schooß der grünen Natur eigenhändig hineingebaut zu haben scheint; sie ruht so still auf dem Abhange, und fast in der Mitte der Höhe des Vesuvs. Hohe Ulmen stehen am Rande dieser feierlichen Terrasse in einem Kreise umher, gleich flüsternden Tempelwänden, über welche sich ein freundlicher Himmel wölbt. Die westliche Abstufung ist mit hohen Kastanienwäldern herrlich überschattet; halb versteckte Eingänge zu diesen Wäldern winden sich von der Einsiedelei in diese lieblichen Schatten geheimnißvoll hinab. Sie sind, gleich dem Leben, dessen Ausgang verhüllt ist, mysteriös und dunkel. Ach! hier möchte ich wohnen, wenn unter den Menschen kein Herz mehr für mich schlüge! —

Erquickt und gestärkt zu neuer Anstrengung brachen wir auf, und der fröhliche Zug setzte sich in Bewegung. Eine lange Strecke ging es noch auf einem Hügelrücken zu Esel fort, und dies war der anmuthigste Weg, den ich je gemacht habe. Nach Osten hin starrte freilich das finstere todte Lavafeld, aber links von Westen her säuselten lebendig und kräftig kühle Abendlüfte in der duf-

tigen Waldung. Hohe Kastanienwipfel grünten vom tiefen Thale bis zu unserm Weg herauf. In diese grüne Wildniß hinein zog sich ein Strom alter Lava; aber die holde Natur hatte die Spuren der Verwüstung halb schon überschleiert. Der Somma, dieser Zwillingsbruder des Vesuvs, ist bis zu seiner Spitze hinauf mit schönem Grün bekleidet; nur die Seite, die er seinem unähnlichen Nachbar zukehrt, ist verbrannt und dürr. Schon beim Eremiten wurden Fackeln angezündet, welche der weiten Gegend umher eine magische Beleuchtung verliehen. Der ganze Zug, 30 Personen stark, würde das Ansehen eines schauerlichen Geisteraufzuges gehabt haben, wenn nicht Scherz und Gelächter diese Täuschung zerstört hätten; aber vor dem unterirdischen Donner verstummte der jauchzende Muthwille, und der schweigende Geisterzug war auf einige Minuten wieder hergestellt. Es war ein süßes Grausen, welches tief in die Empfindung eingriff, und die phantasievollen Erwartungen behorchten den vom unterirdischen Donner erschütterten Boden. Immer lauter tobte unter unsern Füßen die verborgene Wuth, immer fühlbarer bebte der Berg! Wir hatten noch ein weites, grauenvolles Lavafeld zu durchwandern. Seltsame Gruppen von in einander geschobenen Lavagestalten starrten, wie finstere Gespenster der Mitternacht, von allen Seiten uns an; und so gelangten wir zum Fuße des Aschenkegels.

Hier verließen wir unsre Esel, und die Gesellschaft, theils zu Fuß, theils auf Tragsesseln, klimmte und kroch

den Aschenberg hinauf. Trotz der unendlichen Beschwerlichkeit des Steigens verstummten Scherz und Fröhlichkeit nie ganz; sie wurden auch hier nur durch das dumpfe Donnern und das schreiende Sausen des Berges in lauschende Stille verwandelt. Drei Viertelstunden brauchten wir, um uns durch den Aschensand, wo jeder Schritt tief einsank, und oft wieder zurückgleitete, zum Gipfel hinauf zu arbeiten. Endlich erreichten wir mühselig den Rand des Kraters. Welch' ein Anblick! Welches Erstaunen voll Grauen und Entzücken bestürmte die Phantasie! Niemand fühlte den ermüdeten Körper; aber ein widriger Wind wehte uns ungeheure Wolken von Schwefeldampf entgegen, durch welche die rothe Gluth ohne bestimmte Form hervor schimmerte. Der erstickende Dampf trieb uns auf die entgegengesetzte Seite des Berges hin; hier bestiegen wir den Kraterrand, und sahen in den Feuerschlund hinab, an dessen östlicher Seite die Gluth hervordrang. Ueber diesem Schlunde hat sich eine rauhe Lavadecke gelegt, auf welcher Hügel an Hügel emporstarrt; und kleine bläuliche Flammen zucken dazwischen aus dem Boden hervor. Mitten unter diesen schwarzen Gruppen erhebt sich hoch hervorragend ein Doppelhügel von Lava und Asche; aus diesem schossen, mit Donnergeprassel und heulendem Gesause wechselnd, zwei Feuersäulen auf. Die eine war von der andern sehr verschieden: diese warf glühende Steine und Blitze umher; jene stieg, mit schneidendem Geschrei, wie eine gelblich klare Flamme, empor, und diese gewährte den herrlich-

sten Anblick. Von ihrer Höhe herab warf sie tausend und tausend kleine Sternchen hernieder, die in der Asche noch fortglimmten. Oben neigten sich die Strahlen nach allen Seiten, die ganze Form schien eine gewaltige Feuerpalme zu sein; und fortwährend krachte, raste, donnerte die Tiefe. Unsre Sitze bebten, und wie Kinder bei einem schauerlichen Abendmährchen horchten Alle furchtsam auf die gewaltigen Worte, welche hier die Natur aussprach.

Jetzt hatte sich der Wind zu unserem Vortheile gewendet; wir durften uns nun der Stelle nähern, wo, zwar in beträchtlicher Ferne, der Feuerstrom vorüber zog. Wie ein neues Wunder überraschte uns dieses Schauspiel. Hier hatte sich die Hölle einen Ausgang geöffnet; von hier aus sandte sie ihre flammenden Heerschaaren in die Tiefe hinab. Es ist die westliche Seite des Berges, wo der Feuerstrom hervor gebrochen ist. Ein hohes Portal von erkalteter Lava hat sich am Ausbruche gebildet; da stürzte die Gluthmasse aus der Flammengrotte gewaltsam hervor. Die weite Gegend umher war magisch beleuchtet. Wie flammende Höllengeister standen einige der Verwegensten von der Gesellschaft auf einzelnen Felsenspitzen in rothem wunderbaren Schein. Licht und Dunkel, Flammen und Nacht kämpften mit einander; aber tiefer unten hinter dem finstern Lavafelde zog der rothe Gluthstrom seinen Weg und drehte sich in Schlangenwindungen um die fernen Höhen, wo er sich vor unsern trunkenen Blicken verbarg. Gräßlich

leuchteten seine Flammen die wilden Massen des diesseitigen, schon erstarrten, aber an einigen Punkten noch fortglühenden Lavafeldes an, welches einer untergegangenen Welt gleicht, deren Ueberreste aus dem schwarzen Grabe hervorragen. Wer vermöchte sich loszureißen von der Gewalt des Eindrucks, womit solche Gegensätze von Herrlichkeit und Wüste, von Schrecken und Entzücken das Gemüth überwältigen! Ein Vergessen seiner selbst ergreift den Zuschauer vor den Auftritten, wo die Natur gleichsam in ihrer höchsten, thätigsten Begeisterung erscheint. Doch erinnerte uns der finstere Nachthimmel und die Kränklichkeit Ihrer theuern Frau Schwester an die Rückkehr; denn obgleich die glühende Lava über 1000 Schritte von uns entfernt dahinfloß, so empfand sie doch die von dort her wehende Hitze so sehr, daß sie ihre Stelle verlassen mußte. Wir traten unsern Rückweg an. Die wehenden Fackeln schimmerten furchtsam durch die schwarze Finsterniß der Nacht; am hohen Somma zog der Mond vorüber, und versilberte das rothe Gewölk, diese feurigen Athemzüge des empörten Vulkans.

Dritter Brief.

Neapel, den 18. October 1805.

Sechs Wochen hatte bereits der Vesuv sein großes Schauspiel ununterbrochen fortgesetzt; endlich verstummte

sein Donner, und seine Flammen erloschen. Nach einer Stille von 17 Tagen kündeten mehr und minder fühlbare Erdstöße einen neuen Ausbruch an. Einer war selbst in unsrer Wohnung merkbar. Es rasselten um die Mitternachtstunde Thüren und Fenster; doch that dieser Stoß, außer einigen niedergestürzten Mühlen um Neapel, keinen bedeutenden Schaden. Den 15. October Abends gegen 9 Uhr vernahmen die Einwohner von Portici ein erschütterndes Krachen und Brüllen im Innern des Berges; und bald nachher fuhren Flammen aus dem Krater, welche zuweilen außerordentlich hohe Feuersäulen bildeten, von deren Spitze Funken wie ein Sternregen umhersprühten. Endlich schienen die Ufer des Kraters zu glühen, und von Zeit zu Zeit vernahmen wir, obgleich die Entfernung eine deutsche Meile beträgt, das dumpfe Donnergeroll, welches die Einwohner von Portici und Resina heftig erschreckte. Das obere Gluthgewühl dauerte eine halbe Stunde fort; endlich kochte der Flammenrand über, und ergoß sich anfangs auf der östlichen Seite, bald aber durchbrach er auch das westliche Ufer — und nun rieselten große und kleine Feuerbäche von der schwarzen Aschenhöhe herab, gleich flatternden Goldbändern, welche wie ein Schmuck der Nachtgöttin in das tiefe Dunkel niederhingen. Die Nacht war stürmisch und heulte durch die Höhlen des Meergestades; das Meer brauste und tobte gegen das Ufer; der Wind fuhr in das Gluthgewölk des Kraters, und Verwandlungen der Wolkengebilde folgten schnell auf einander.

Bald war der ganze Berg in schwarzrothem Schleier gehüllt, bald stand er wieder triumphirend in seiner ganzen Glorie da. Ein ewiger Wechsel! Die mehrsten Ströme zogen in den Ufern fort, welche die vorige Lava ihnen bereitet hatte. Einer aber nahm seine Richtung ganz westlich nach Portici zu, so daß die Einwohner daselbst sich schon zur Flucht anschickten; allein er hatte noch nicht den Fuß der Aschenhöhe erreicht, als er stille stand, die Nacht hindurch leise fortglühte und dann erlosch.

Den Tag nach dem Ausbruche fuhren wir nach Torre del Greco, dem schon oft von den Feuerströmen des Vesuvs heimgesuchten Städtchen, welches dicht am Fuße des Berges liegt. Welch' eine fürchterlich erhabene Scene fanden wir hier! Alle die großen Gestaltungen, mit welchen der erste Ausbruch geschreckt und bezaubert hatte, wichen zurück. Ich müßte Flammenworte haben, wenn ich Ihnen schildern wollte, was sich begab. Nicht einen schwachen Schattenriß vermag ich davon zu geben. — In der Stadt Torre del Greco, und näher am Fuße des Berges, ein Gewühl von Zuschauern, welche die große Erscheinung anstaunten. Auf einer etwas hohlen Terrasse des Berges hinter Weingärten und Landhäusern, unter denen sich die königliche Favorite befindet, hatte sich ein Lavastrom gelagert, und bildete einen feurigen See, von welchem ein röthlicher Dampf aufstieg, der die Gegend umher mit Schwefelgeruch anfüllte. Der Berg schien der schwarze Kern einer einzigen ungeheuren Flamme zu sein; dunkelroth

angeglühte Dampfmassen hatten sich auf dem Gipfel gelagert, in verwirrtem Gemisch, als ob ein ganzer, von gräßlichen Blitzen zerrissener Wolkenhimmel auf ihn herabgestürzt wäre, und tief unter dem finstern Dampfe war Alles Bewegung: es wirbelte und wühlte, wie Kampfgetümmel und wild durcheinander tobende Wuth. Das Reich der Hölle schien durchbrochen und der Berg eine ungeheure aufsteigende Brücke zu sein, von Giganten erbaut, den Himmel zu stürmen. Tiefe dunkle Mitternacht umher, wie ein schwarzes Meer, worin der Berg gleich einer Feuerinsel emporstand. Immer undurchsichtiger und finsterer ward das Dampfgewölk, welches Himmel und Erde vermischte, und hoch herab aus der Nacht hingen Feuerbäche und Feuerströme. Der vollständigste dieser Ströme endigte in dem Feuersee auf der untern Terrasse, und schien ein glühendes unermeßliches Ungeheuer zu sein, welches sich aus dem Gluthsee aufrichtete, und seinen flammenhauchenden Kopf in den schwarzen Wolken des Nachthimmels verbarg. Die in rothem Wiederschein auf- und abgehenden Zuschauer glichen seltsam in Flammenduft gekleideten Schattengestalten. Das Ganze war mehr als erhaben romantisch: es war eine Zauberwelt voller Wunder, die das Gemüth überwältigten und fortrissen in das Gebiet der Phantasieen und Träume.

Vierter Brief.

Rom, den 28. November 1805.

Nachdem wir die bunten und seltsam kontrastirenden Scenen in Neapel bis zur Uebersättigung genossen hatten, verließen wir das reizende Campanien, wo nichts schöner als die Natur, und nichts abschreckender ist als die Menschen. Der ganze Weg bis nach Rom ist mit Paradiesen bekränzt, und man würde im Entzücken darüber vergessen, daß man noch auf Erden wandelt, wenn nicht elende Hütten voll Schmutz und Menschen mit Lumpen bedeckt die süßen Himmelsträume zerstörten. Italien kontrastirt mit unserm Vaterlande in aller Rücksicht und unter allen Beziehungen. Daß selbst auch das Aeußere den innern Charakter anzeigt, ist ganz natürlich. Schöne, oft kostbare Straßen ziehen durch ganz Italien hin, aber Bettlergesindel wimmelt auf ihnen. Ich kann es nicht beschreiben, wie froh ich war, als unsere Wagen zwischen den letzten Häusern Neapels fortrollten. Links warf ich noch einen Blick auf das große Armenhaus, welches an seiner Stirn die Worte trägt: „Zuflucht für die Armen des ganzen Reichs." Das Haus ist ungeheuer groß, und die Inschrift eine ungeheure Lüge; es ist nicht ganz unbewohnt, aber Arme nimmt es nicht auf. Die Inschrift sollte weggenommen und an die Thore von Neapel geheftet werden.

Wir hatten Neapel hinter uns, und in jeder Seele

ging ein heitres Leben auf. Links und rechts, wo wir vorüberrollten, freundlich umgrünte Hügel und lockende Thäler. Schon hatte der November seine Herbstmalereien an den Hügeln aufgehängt und gleich prächtig gestickten Teppichen in den Thälern ausgebreitet. Auf den Anhöhen umher schimmerten, wie hellere Lichtpunkte, die fröhlich bekränzten Landhäuser und Villen. Wenn man die Menschen vergessen könnte, so sollte man glauben, daß irgendwo in diesen himmlischen Thälern die Glückseligkeit wohnen müsse und daß ihre Gegenwart den Horizont zu einer nie getrübten Heiterkeit begeistere. Eine ununterbrochene Fortsetzung dieser Lieblichkeit begleitete uns bis zum Flusse Garigliano, dem Flusse, an dessen Ufern die Heldentollheit alter und neuer Zeiten ihre blutigen Rasereien wiederholt hat. Die Gegend ist flach, und zieht sich links nach dem Meere hinab; rechts aber wird sie von den hohen kahlen Apenninen begrenzt. Die Umgebungen haben etwas schauerlich Melancholisches; an beiden Seiten des Weges bezeichnen unmooste Trümmer die Stelle alter Grabmale, welche, wie unsere Freundin sagt, ihren Todten nachgestorben sind. Von der alten Stadt Minturnä stehen hier noch Reste eines Amphitheaters; und eine lange unterbrochene Reihe Bogen von einer Wasserleitung erstreckt sich durch die Ebene hin. Der Weg wand sich abwärts, — welch' ein himmlisches Thal grünte und säuselte am Abhange! Wir sanken leise hinab, und es war als müßten die grünen Wellen von Weinranken und Kastanienwildniß über uns

zusammenschlagen. Aus dieser grünen Fülle äugelten, wie kindliche Scherze, die Goldfrüchte der Hesperidengärten unsere Blicke an.

Zwischen soviel Lieblichkeit und Naturreichthum langten wir endlich, nach einer Reise von drei Tagen, in der Hafenstadt Gaëta an. Hier erwarteten uns der treffliche Prinz von Hessen-Philippsthal und der biedere Oberste von Zweyer; die Gastfreundschaft und die Herzlichkeit dieser beiden Männer bereiteten uns ein Paar glückliche Tage. In dieser Gegend scheint die Natur ein begeistertes Fest gehalten zu haben: alles Große, alles Liebliche und Schöne hat sich hier zusammengehäuft. Heimliche Thäler, grünende Hügel, an welchen idyllische Träume aus einer Schäferwelt zur Wirklichkeit geworden zu sein scheinen, kühne nackte Felsenspitzen, sanfte Abhänge mit der Herrlichkeit und dem Reichthume einer südlichen Flora bekleidet, ein würdiger Thron für die Blumenkönigin, welcher das unendliche Meer seinen klaren Spiegel vorhält: und diese ganze Fülle von Sanftheit und Kraft, von Erhabenheit und lieblicher Milde vereinigt sich zu einer solchen Harmonie, welche die Phantasie mit schönen Bildern, und das Gemüth mit heiligen Empfindungen bereichert. In der Gegend von Gaëta und dem Molo di Gaëta stand die alte Stadt Formiä; da verschwelgten einst die alten Welträuber in prächtigen Villen die Schätze, die sie den Völkern geraubt hatten. Auch Cicero hatte dort einen Sommersitz: hier begeisterte ihn die Natur zu philosophischen

Arbeiten, indem sie ihn die politischen vergessen ließ: dort trafen ihn die von Antonius abgeschickten Mörder in einem Lusthaine, durch den er flüchtete, um das Meer zu erreichen. Lorbeer-, Orangen- und Citronenzweige beschatten die heiligen Stellen, wo einst der Weise, in Gedanken vertieft, umherwandelte. Vor den Eingängen seiner Badehallen weben jetzt Epheu und wilde Rosenzweige ewig grünende Vorhänge. Ich trat in eine dieser Hallen, und der Geist der alten Vergangenheit wehte mich kalt an; Zufall und Einöde walten hier, und die von der Wölbung niederfallenden Wassertropfen geben der stummen Wildniß ein schauerliches Getön. Aus einzelnen Ruinen lassen sich mehr oder weniger die ehemaligen Formen der Gebäude und deren Bestimmung errathen. Die ganze Gegend gleicht einer zerrissenen Geschichte der alten Zeit: einige Blätter sind lesbar, andre völlig verwischt.

Den zweiten Tag nach unserer Ankunft machten wir einen Spaziergang um die Stadt, auf der Brustwehr der Festung und genossen einer unendlich reichen Aussicht auf das Meer und das Bergland. Die Festung Gaëta tritt mit ihrem Felsenfuß kühn in das Meer hinein; wir wandelten unter drohenden Kanonen, die widerwärtig gegen die süßen Träume abstachen, welche die Gegend dem ruhigen Gemüthe einflößt. Der Prinz erzählte mir bei dem Anblick dieser Rüstungen, daß man sich in Neapel, nach dem unglücklichen Erfolge der österreichischen Waffen, auf einen Angriff des arglistigen

Usurpators von Frankreich gefaßt halte. Gaëta sei zwar mit Geschütz hinreichend versehen, nur fehle es an einer vollständigen und zuverlässigen Besatzung. Zu diesem Behuf hatte die Regierung einige tausend Galeerensclaven in die Festung treiben lassen, die bis jetzt aber noch unbekleidet und unbewaffnet waren. Dies Gesindel schickte sogleich eine Deputation an den Prinzen, um ihm zu erklären, daß in ihrer Mitte einige siebzig Räuber sich befänden, mit denen zu dienen ihre Ehre nicht gestatte. Der Prinz stellte ihnen vor, daß sie es mit einander nicht so genau nehmen und sich gegenseitig ertragen müßten, indem keiner von ihnen ohne Vorwürfe sei; worauf sie mit Heftigkeit erwiederten: daß sie, sammt denen, von welchen sie abgesendet worden, ehrliche Männer und nur mit dem Unglück irgend einer Mordthat behaftet, jene aber Räuber seien, mit denen sie nicht dienen könnten. Der Prinz fürchtete von diesen rechtschaffenen Bösewichtern mancherlei Unannehmlichkeiten.

Während dieser Unterhaltung gelangten wir zu einer Naturmerkwürdigkeit am Ufer des Meeres. Dort hat die Wuth der Wellen, die sich zwischen den Inseln Ischia und Procida drängen, tiefe Höhlen in das Felsengestade gewühlt; die größte unter ihnen ist auf der Landseite eingestürzt, so daß nur der Uferrand zusammenhängend geblieben: und so bildet dieser breite Rand einen ungeheuern Bogen, den man den Tempel Neptuns nennen könnte, wo die brausenden Wellen ihrem Wasserfürsten

einige Hymnen rauschen. Endlich nahten wir uns dem Eingange zu einer Kapelle, die wahrscheinlich in ihrer Art die einzige auf dem Erdboden ist: die sogenannte Spaccata. Sie liegt, wie ein Geheimniß, so versteckt, daß man in der obern Vorhalle ihr Dasein nicht ahnet. Von der Vorhalle aus führt eine schmale Treppe zu ihrem Heiligthum hinab, welches in einem ungeheuern Felsenspalt ruht. Die große Steinmasse ist durch ein Erdbeben, wovon kein menschliches Gedächtniß mehr weiß, vom Gipfel an bis zum Fuße in der tiefen Meeresfluth zerrissen. Ein Felsenstück ist von dem einen Gipfel des zerrissenen Berges in den Spalt hinabgestürzt, und ungefähr in der mittleren Region hängen geblieben; auf diesem schwebenden Felsengrunde nun baute die Andacht jene Kapelle. Die glücklich angekommenen Schiffer feiern in derselben ihren Gottesdienst; die Priesterschaft, welche so gern über die schönen Wunder der Natur hinwegblickt, und schlechte Erfindungen ihnen unterschiebt, hat sich auch hier nicht verläugnet. An der rechten Seite der Felsenwand, wo die Treppe zur Kapelle hinuntersteigt, ist das Eingreifen einer kolossalen Menschenhand sehr undeutlich eingedrückt. Der uns begleitende Mönch erzählte: ein Muselmann habe das Wunder der göttlichen Macht, welche, wenn ich nicht irre, am Todestage des Heilandes den Felsen zerrissen, bezweifelt und die spöttischen Worte ausgestoßen: „ist denn der Fels von Butter?" aber, indem er mit der Hand an die Wand geschlagen, habe sich die Form einer zugreifenden Hand

eingedrückt. Wir ließen uns durch diese Albernheit nicht irren und folgten den Eindrücken der großen Natur. Nichts ist überraschender und hinreißender, als der Anblick aus dem Fenster der Kapelle. Auf beiden Seiten einige hundert Fuß hoch erheben sich tief in das Meer hinein die Wände des ungeheuern Felsenspaltes; unten donnern und brausen die ungeduldigen wilden Wellen, die den Spalt tiefer zu graben scheinen und nicht selten herauf in die Fenster der Kapelle stürmen. Vor der Schluft das spiegelnde Meer, glänzend wie der leuchtende Mittag; die Inseln darauf wie Sonnenflecken. Wenn unten die erzürnten Wellen gegen die Felsen toben, so grünen oben still und friedlich die Gipfel! Sanfte Oliven strecken von den beiden Wänden des Risses ihre Zweige wie Friedensgrüße einander entgegen, als wollten sie, was der Tumult einer wilden Zeit entzweite, mit leisem Ueberredungsgeflüster wieder vereinigen; und, was so schön den Frieden kleidet, Palmenkränze hat die Natur dazwischen geworfen. Da, wo kein menschlicher Fuß hintreten kann, tragen zwei liebliche Palmen einander gegenüber ihre Kronen empor und nicken auf die unten lärmende Fluth hinab, sicher, daß der Gegenstreit der Wogen ihren Frieden nicht zu erreichen vermag. Die kleinen Anpflanzer dieser hangenden grünen Wildniß, — die Vögel, singen ruhig in den Olivenzweigen ihre Lieder. Mit stummem Entzücken verließen wir das majestätische Schauspiel und folgten den reizenden Gängen, welche sich an den Bergen umher

winden, durch die unendliche Bildergalerie der Natur. Ihre Meisterstücke voll Lieblichkeit und Kraft hat sie hier aufgestellt. Den folgenden Tag bestiegen wir einen andern Berg. Der Prinz, der überhaupt eine unschätzbare Wohlthat des Ortes ist, hat auf seine Kosten einen sehr bequemen Weg hinauf bahnen lassen. Die Anhöhe steigt mit Weinrankenterrassen empor; oben auf der Spitze des Berges steht noch ein antikes wohlerhaltenes Grabmal. Der Berg scheint die ungeheure Basis der einsamen Urne zu sein, die der melancholische Epheu umschleicht. Alle unsere gestrigen Ansichten hatten den Standpunkt verändert; es waren Wiederholungen: aber wie anders, wie fremd erschienen sie uns hier! Unser Rückweg durch die Stadt wurde durch keinen Anblick des Elendes verbittert: da heult kein Bettler die Vorübergehenden an. In Gaëta herrscht durchaus eine solche polizeiliche Ordnung, daß man sich's abläugnen könnte, im Neapolitanischen zu sein. Befriedigt an Herz und Geist, zogen wir nach drei genußreichen Tagen weiter.

Wir kamen durch Itri. Wie ein Auswurf der menschlichen Natur erscheinen dem Fremden die Einwohner dieser Stadt; in jedem Gesicht erblickt man den Ausdruck der tiefsten Verwilderung: die Rüstigen rauben, die übrigen betteln. Es giebt keinen empörendern Abstich, als den, in welchem der Mensch hier der Natur gegenüber steht! Soweit kann es endlich eine schlechte Regierung bringen! Wer vermochte bei dem Anblick solcher Menschen Unbefangenheit genug zu retten für die

holden Eindrücke, womit die milde herrliche Natur dem Wanderer zuspricht? — In der Nähe von Fondi weh-ten uns aus den Hesperidengärten der Orangen- und Citronenpflanzungen die kräftigsten Würzgerüche entge-gen. Aber trotz der paradiesischen Pflanzenwelt ist die Luft um Fondi ungesund, die Sümpfe hauchen Fieber-luft aus; doch würde eine thätigere Regierung wohl Mittel finden, die geeignet wären, diesem Uebel abzu-helfen.

Nach einer Reise von sechs Tagen erreichten wir das römische Gebiet. Wir zogen noch durch manche Bogen alter zerrißner Wasserleitungen, die auf beiden Seiten des Weges sich hinerstreckten und an mehrern Punkten die Straße durchschneiden. Dazwischen die alten Grabmale. Eine melancholische Ruhe umfängt den Wanderer, der von Neapel kommend sich Rom nä-hert: er fühlt sich aus brausenden Wetterstürmen in eine sanft athmende Windstille hinübergerettet, und die ein-same Natur, die zwischen Ruinen und Gräbern hier wohnt, spricht zu ihm tief bedeutende Worte. Gedan-kenvoll blickt er umher: ein großes fluchbeladenes Leben ist hier untergegangen; unter den Trümmern der Herr-lichkeit schlafen endlich ihren friedlichen Schlaf jene alten Heroen, die nimmer den Frieden hatten, den sie der gan-zen Welt raubten. Während solcher Gespräche, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verglichen, nahten wir uns der Hauptruine der alten römischen Welt, — der Stadt selbst. Wir erblickten die hochprangende

Peterskuppel, und fuhren nun bald durch das stille Thor über die einsamen Plätze. Die Kriegsgerüchte, die uns überall verfolgten, schienen an dem geweihten Sitze des wahrhaft heiligen Kirchenfürsten schweigend vorüber zu ziehen. Wohl sollte es so sein, wenn etwas heilig wäre den Horden, die Frankreich auswirft!

Im November 1805 nach Rom zurückgekehrt verlebte Tiedge an der Seite seiner hochgebildeten Freundin schöne Tage des Nachgenusses in der Erinnerung an das Gesehene. Dort beschäftigte er sich, in neues Anschauen jener großartigen Denkmäler der gefallenen Römergröße versunken, mit neuer Emsigkeit, gleich einer Biene, frischen Honig aus den Riesenblumen der Geschichte in seinem Gedächtnisse zu sammeln, oder in die Zellen seines Tagebuches niederzulegen, eingedenk der herrlichen Worte des Dichters:

„Denn spricht in jener ersten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tausend stumme Lehrer winken
In ernster Majestät uns freundlich an!"

Seine Ansicht von Rom behielt bis in die letzten Tage seines Lebens jene Heiterkeit, welche in der Erinnerung einer großen Zeit ewige Dauer erblickt. Er konnte sich daher, gleich seiner Reisegefährtin, trotz der entschieden protestantischen Gesinnung niemals mit dem harten Urtheile des nach witzigen Gegensätzen haschenden Dupaty vereinigen, der (nach G. A. v. Halems Uebersetzung) von der Siebenhügelstadt ausrief:

„Rom, du bist Leiche nur noch der Roma, dein Grab die Campagna,
Und das Volk ist Gewürm, welches die Leiche verzehrt!“

Anfangs war es der Plan der beiden Reisenden, wenigstens noch einen Herbst und Winter in dieser sanften Heimath der Künste zu verweilen; aber ein aus der politischen Combination hervorgegangenes Ahnungsgefühl, daß der französische Gewalthaber Deutschlands friedliche Fluren überfallen werde, trieb Elisa und Tiedge in das theure Vaterland zurück. Es mußte von dem glücklichen Italien geschieden sein. Der zwölfte Junius 1806 war der zur Abreise von Rom festgesetzte Tag.

Ueber den Ponte Mollo durch die nur von nomadisirenden Hirten, ihren Büffeln und Schafen bewohnte Wüste der Campagna führt der Weg über das romantisch gelegene Civita Castellana, das alte Veji, nach der auf einer fruchtbaren Anhöhe überaus reizend gelegenen Stadt Narni, wo noch die majestätischen Trümmer der Brücke des Augustus Bewunderung erregen, welche dieser Monarch, zur Herstellung einer geraden Straße nach Perugia über die rauschende Nera, in kühnen Bogen von einem Hügel zu dem andern hinüber spannte.

Bei dem reizenden Terni, der Geburtsstadt des römischen Geschichtsschreibers Tacitus, deren jetziger Name von dem alten Interamnium entstanden zu sein scheint, wurde der weltberühmte Wasserfall des Velino besucht, dabei Seume's und dessen schönen Gedichtes dankbar gedacht und dann die Reise über Spoleto (Spoletium

der Alten), wo noch die Porta d'Anibale, auch Porta Fuga genannt, die im zweiten punischen Kriege bewährte Tapferkeit der Spoletiner beurkundet, nach dem durch seine Kathedrale und die für dieselbe gemalte und jetzt im Vatican aufbewahrte Madonna Rafaels berühmt gewordene Foligno fortgesetzt.

Bei dem nahe gelegenen Städtchen Spello luden die jetzt zum Theil berasten Spuren eines großen Amphitheaters die Reisenden zu einem Vergleiche mit den Ueberresten ähnlicher Riesenbaue bei Puzzuoli und Capua ein.

In der Nähe von Assisi ward das prächtige Kloster „Santa Maria degli Angeli," die Wiege des Franziskaner-Ordens, besucht, wo jetzt über der kleinen Kirche, in welcher der heilige Franziskus gepredigt und über der Zelle, wo er gebüßt, ein großartiger Dom sich erhebt und vor wenigen Jahren Overbecks Meisterhand am Eingange in das Sanctuarium das Leben und die Thaten des seraphähnlichen Märtyrers, den das Mittelalter mit dem Weltheiland zu vergleichen sich nicht entblödete, durch tiefempfundene Gemälde verherrlichte.

Von Perugia, der alten Perusia, jetzt Hauptstadt des päpstlichen Umbriens, die durch ihre amphitheatralische Lage auf einem rebenumkränzten hohen Berge, durch ihre Kathedrale, ihr Rath- und Wechselhaus, mit den herrlichen Fresken Pietro Vannucchi's, genannt il Perugino, und der unvergleichlichen Madonna Rafaels im Palaste Comestabuli mächtig auf Tiedge's Geist ein-

wirkte, führte der Weg durch Kastanienwälder und Olivenhaine bei dem Trasimenischen See, wo Hannibal die Römer schlug, und bei den Städten Radicofani und Cortona, sonst Corytum, der uralten hetrurischen Hauptstadt mit ihren cyklopischen Mauern vorbei, über Castiglione nach Arezzo, wo der Dichter durch die großartigen Erinnerungen an Mäcenas, Petrarcha, Pietro Aretino und so viele Andere, welche hier geweilt, aufs Neue gefesselt wurde, bis ihn die Kunst- und Blumenstadt Florenz nun zum zweitenmale wieder in ihre gastlichen Mauern aufnahm.

Ueber Bologna ging es nun weiter durch die bekannte schilfreiche Sumpffläche gen Mantua und von da über das durch seine musikalischen Instrumente berühmte Cremona bei der Festung Pizzighettone und bei Lodi (dem alten Laus Pompeji) vorüber nach Mailand, wo sich die Reisenden mehrere Tage verweilten, um die Merkwürdigkeiten dieser berühmten Hauptstadt der Lombardei kennen zu lernen. Besonders fand sich Tiedge von der majestätischen, ganz aus weißem Marmor erbauten Domkirche mit ihren 4000 Bildsäulen und der wunderbar magischen Beleuchtung angezogen. „Man fühlte sich," schrieb er an einen seiner Freunde, „bei dem Farbenspiele der bunten Fensterscheiben, welches durch den hohen Chor den Eintretenden begrüßt, wie von beginnender Verklärung umflossen."

Dann schenkte er seine Aufmerksamkeit der uralten Pfarrkirche des heiligen Ambrosius, wo dereinst jener

fromme Bischof Muth genug hatte, den römischen Kaiser Theodosius den Großen wegen seiner zu Thessalonich im Jahre 390 begangenen Grausamkeit von der Gemeinschaft mit den Anbetern Gottes auszuschließen und von der Tempelpforte zurückzuweisen, und wo ehedem die deutschen Kaiser, welche zugleich Könige von Italien waren, mit der zu Monza verwahrten eisernen Krone gekrönt wurden, die auch Napoleon auf kurze Zeit an sich gerissen und durch die Drohworte „Gare qui y touche!“ furchtbar gemacht hat.

Wie zu einem Wallfahrtsorte pilgerte Tiedge nach **Maria delle Grazie**, der im Basiliken-Styl erbauten Kirche des Dominikanerklosters gleiches Namens, welches die Franzosen zu einer Caserne umgestaltet hatten, um in dem ehemaligen Speisesaale der Mönche, der eine Zeitlang sogar zu einem Pferdestalle dienen mußte, das schönste noch übrig gebliebene Frescogemälde des unsterblichen Leonardo da Vinci, die durch Rafael Morghen's Grabstichel verewigte Einsetzung der Abendmahlsfeier, auch in ihren Resten noch zu bewundern.

Nachdem auch die auf den Trümmern eines alten Herkules-Tempels erbaute St. Lorenzo Kirche, deren Eingang sechs antike Säulen von weißem Marmor schmücken, dann das von Herzog Franz dem Ersten gestiftete große Hospital, welches nur in dem Hôtel Dieu in Paris, dem allgemeinen Krankenhause in Wien und dem Ospedale del Santo spirito in Rom einen Nebenbuhler erkennt, besucht und in der Brera, diesem zu

einem Nationalmuseum umgestalteten ehemaligen Jesuitenkloster sowohl der Wissenschaft als der Kunst die gebührende Huldigung dargebracht worden war, setzte Tiedge mit seiner Freundin die Reise über Novarra, Vercelli, Cignano nach Turin, und von dieser schönen Residenz des sardinischen Herrschers aus Savoyischem Stamme über Suza und den Mont-Cenis nach Genf fort.

Von hier aus wurden Ausflüge in das benachbarte Chamouny-Thal, nach Aix, dem einst berühmten Bade der Allobroger mit vielen römischen Alterthümern und nach Chambery, Savoyens Hauptstadt, gemacht, in deren Nähe am Fuße eines Hügels in einem anmuthigen Thale voll Wiesengrün und Gebüsch das kleine Häuschen sich befindet, wo Jean Jacques Rousseau bei Madame Warens am Busen der Natur die ersten goldenen Träume der Jugend träumte.

„Aus dieser Hütte," schrieb Tiedge's edle Begleiterin am 14. Juli 1806 in ihr Tagebuch, „ging das Leben des Mannes hervor, der so gewaltig war und so schwach; der überall bis jenseit des Meeres die Ruhe aufsuchte, die aus seinem Innern geflohen war vor der Leidenschaft, welche alles verschlimmernd sein Gemüth fort und fort in einer entkräftenden Spannung erhielt. Er lebte in einem Mißverständnisse mit sich und in dieser Selbstentzweiung glaubte er im Zwiste mit der ganzen Welt zu sein. Dies irrende Gefühl war sein Verfolger, — nicht die Menschen waren seine Peiniger!

„Durften es diese entgelten, wenn etwa Einzelne,

wenn hier und da eine schwache Regierung sich einer Thorheit gegen ihn schuldig gemacht? — Wie kam der wirklich große Mann zu solchem Irrthum? Ein zu großes Selbstgefühl trägt mehr oder weniger, aber immer etwas von eifersüchtig-argwöhnischer Eitelkeit in sich und ist, besonders wenn es in cynische Formen sich hüllt, recht dazu geeignet, ein reizbares Gemüth bis zu der Grämlichkeit zu verstimmen, welche mit gewöhnlicher Selbsttäuschung sich für Menschenhaß ausgiebt. So geschah es, daß Rousseau die Menschen floh, von denen er nicht lassen konnte!"

Tiedge, dessen Verstand sowohl bei heitern als bei trüben Veranlassungen des Lebens sich so gern in den Freihafen der Phantasie flüchtete, notirte sich nur die wenigen Worte in seinem Gedenkbuche: „Mich überfiel ein kalter Schatten aus den dunkeln Tagen des unglücklichen Philosophen! Ist aber Philosophie der Erwerbung werth, wenn sie, einmal mühsam errungen, den Menschen zum wenigsten nicht glücklich macht?"

Auf dem Landsitze der Familie Tronchin am Genfersee, welchen vormals Voltaire besaß, woher derselbe noch jetzt les délices de Voltaire genannt wird, drängte sich unsern Reisenden unwillkürlich der Vergleich zwischen den beiden großen französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts auf: „Voltaire," schrieb Frau von der Recke ganz in Tiedge's Sinne, „mit Reichthum und Pracht umringt, in Wohlleben aufgezogen, in der Hauptstadt gebildet und an dem üppigsten Hofe verbildet, mischte

in sein beißendes Urtheil den hämisch-verwundenden Spott und opferte einem witzigen Einfall sowohl Tugend als Ehre. Rousseau hingegen, ein Kind der Natur, in Dürftigkeit aufgewachsen, mit der Uhrmacher-Feile oder mit der Feder als Notenschreiber sein Leben fristend, sagte seine Meinung mit redlichem wohlwollenden Ernste und forschte mitten im Kummer nach Wahrheit. Jener nahm aus dem klügelnden Kopfe die Worte, welche mit großer Kunstfertigkeit den Ausdruck des Gefühls nachahmen, dieser redete die Sprache der Empfindung, die in dem Herzen wohnt. Rousseau verachtete das Geld und liebte die Menschen, die er floh, weil er sie entbehren wollte. Voltaire liebte den Reichthum und verachtete die Menschen, die er suchte, weil er Bewunderer brauchte."

Unter Simonde de Sismondi's Führung, dessen Bekanntschaft Tiedge schon in Rom gemacht hatte, wohin Jener Necker's geistreiche Tochter, Frau von Staël-Holstein, begleitete, wurden die Merkwürdigkeiten der kleinen Republik gesehen und dann der Montblanc bis zu dem Eismeere des Bosson-Glätschers und zu der Höhe, die man Montenvert nennt, bestiegen. Bei Servoz am Ufer der Arve fühlte sich der Dichter bei dem Anblicke des Denkmals auf den unglücklichen Uebersetzer des Horaz, F. A. Eschen aus Eutin, einen Lieblingsschüler des Dichters der Luise und unserem Tiedge von Halberstadt her bekannt, der mit seinem Freunde Zimpsen am 7. August 1800 den Burt bestieg und in eine vierzig Klaftern tiefe

Eisschlucht hinabstürzte, tief erschüttert und es brauchte lange Zeit, ehe er die frühere Heiterkeit des Gemüthes wieder erlangen konnte.

Erst in dem idyllischen Appenzeller-Lande, wo Frau von der Recke in dem friedlichen Alpendorfe Gais eine Molkenkur gebrauchte, fand er die ihm eigenthümliche fröhliche Stimmung wieder; denn hier ruhete er mit seiner Freundin geistig und körperlich aus von den Anstrengungen der langen Reise und schwelgte in den süßen Freuden der Rückerinnerung. Welches damals die Eindrücke seiner poetischen Seele waren, mögen nachfolgende Briefe kund geben, die er an die Herzogin von Curland, die Schwester seiner Freundin, schrieb.

Erster Brief.

Gais, den 20. August 1806.

Gegen das Gefühl Ihrer Trennung von uns, hochgefeierte Herzogin, läßt sich nun einmal nichts Besseres thun, als daß wir aus der Ferne schriftlich zu Ihnen hinüber sprechen von dem, was wir treiben und was uns begegnet; Sie haben auch mir dazu die Erlaubniß huldvoll ertheilt, und wenn ich dieser Begünstigung einen ausgedehnteren Sinn beilege, als sich's geziemt, so werden Sie es, edelste Fürstin, Ihrer eigenen Milde zu

verzeihen haben, daß sie nur zu sehr selbst Ihre bescheidensten Verehrer verwöhnt.

Vor zwei Tagen kamen wir in Gais an und bezogen eine beschränkte, aber reinliche Schweizerwohnung, welche am äußersten Ende des Dorfes mitten im Schooße der üppigsten Wiesen liegt. Das ganze hölzerne Häuschen schallt, wenn man in einem Zimmer auf und ab geht, wie ein Resonanzboden. Ein Fußtritt, der sich über uns bewegt, verbreitet Lärm im ganzen Hause. Weit bin ich noch nicht auf meinen Wanderungen gekommen; doch habe ich schon eine Schaar von Kindern mir zugewöhnt, die sich Morgens und Mittags vor meinem Fenster versammeln, mich auf meinen Spaziergängen begleiten und mir die Hügel nennen, die wir erklettern. Sie sind alle reinlich gekleidet, und eins immer hübscher und lieblicher, als das andere. Alle lieben mich und sorgen recht, meine Wünsche zu erspähen. Kinder sind Menschen, und Menschen sind Kinder: Wie leicht ist es, sie zu beherrschen, wenn man ihr Vertrauen gewinnt. Unsre Großen wissen nicht, um welchen wohlfeilen Preis sie geliebt werden! So streife ich dann zur Verwunderung der Einwohner mit meinem fröhlichen Völkchen, als wäre ich der Schulmeister von Gais, in den Windungen der nächsten Thäler umher.

Aber von meinem Fenster aus blicke ich, sobald der Morgen grauet, sehnsüchtig nach dem hohen Säntis hinauf, der, gleich Uzen's Begeisterung, mit sonnenrothem Angesichte dreißig Minuten länger das erfreuliche Tages-

licht steht, als wir, die wir unten um seinen Fuß uns drehen. Dahinauf möchte ich fliegen mit einem Adler, der sich droben niederlassen kann, wenn es ihm beliebt. Feierlich prangt der königliche Berg mit seiner Krone von Schnee, wie ein Haupt-Altar in dem großen Tempel der Natur, der hier unten mich umfängt. Der „Kamor" und der „hohe Kasten" sind die festlichen Altarstufen, welche majestätisch, seiner Höhe angemessen, zu ihm hinauf steigen. Die Natur hat einen köstlich grünen Sammetteppich über sie hingebreitet, der von ihnen herabwallend bis in das Thal niederhängt und es ganz überdeckt. Ich werde mich weihen, diese heiligen Stufen zu besteigen; den Altar selbst mögen nur meine Gedanken erreichen.

Zweiter Brief.

Gais, den 8. September 1806.

Von der Natur, welche die Schweiz zum Schauplatze ihrer erhabensten Schönheiten und überraschendsten Erscheinungen ausersehen zu haben scheint, ist zwar gerade das Thal, in welchem Gais liegt, am wenigsten reich ausgestattet. Dabei zeichnet es sich aber doch durch eine gewisse stille Eigenthümlichkeit vor allen Thälern aus, die ich bisher gesehen habe. Nicht himmelanstarrende Felsen umgeben dasselbe, sondern sanfte Höhen bilden es zu einer lieblichen Hügelflur, die mit einem

kräftig grünen Teppich überwebt ist. Wie lange Strahlen aus einem Mittelpunkte liegen um die Kirche des Ortes die reinlichen hölzernen Wohnungen über die Hügel zerstreut, welche grüne Polster zu sein scheinen, die den friedlichen Hütten weich untergelegt sind. In der südlichen Ferne erheben sich duftig blau die hohen Alpen, unter denen westlich der gigantische Säntis mit seinem Greisenhaupte gebietend thront. Das Thal ist von allen Seiten beschränkt, und man hat aufs wenigste eine halbe Stunde zu gehen, um zu einer freien Aussicht zu gelangen: aber das lohnt auch! Das höchste Erstaunen bemächtigt sich der Seele; sie ist entzückt über die Herrlichkeit, die sich dann plötzlich dem Auge darstellt. Auf einer östlichen Anhöhe, „der Stoß" genannt, sahen wir in das Rheinthal hinab. Welche Ruhe, welche Stille wohnet dort unten! Die Senkungen der Hügel und Berge sind mit Weingärten fröhlich bekränzt, aus denen Städte und Dörfer hervorschimmern. Oestlich blickt der Bodensee: vor ihm her zieht der Rhein; seine Wellen umspiegeln die kleinen Sandinseln so sanft, als ob kein Wogentumult, kein gewaltiger Sturz weiterhin ihm bevorstände.

Vor einigen Tagen machten wir eine kleine Wanderung in das Gebirge. Von unsrer Wohnung aus haben wir, was Sie schon wissen, gerade südlich die Aussicht nach zwei Bergspitzen, der „Kamor" und „der hohe Kasten" genannt. Jenen bestiegen wir. Unsre Wanderung glich einem Triumphzuge. Den Führern hatten sich mehrere Einwohner aus Gais angeschlossen, welche

Schweizerlieder anstimmten, und so jauchzten wir durch die blühenden Thäler über unzählige lustige Bäche, die von den Hügeln hüpfen und die Wiesen durchirren. Wir schritten über die Berge, als hätten wir neue Welten zu suchen, und wahrlich wir fanden Schöpfungen und entdeckten Land, welches mit dem hesperischen wetteifern konnte. Jede Anhöhe entwickelte andere Schönheiten; bei jeder Wendung schoben sich, wie in einer magischen Laterne, neue Gemälde vor die Augen. Eine unendliche Fülle von Erscheinungen eilte an uns vorüber. Es war ein schöner Sommertag, doch schwebten am Himmel einige Wolken, die in stetem Formenwechsel ihre großen Schatten in die unter uns gelegenen Thäler hinabwarfen. Diese Schatten zogen jetzt in Gruppen, dann einzeln über die Höhen und Tiefen hinweg; dann lagerten sie, wie Gigantenzüge und erhoben sich, vom Sturm aufgerufen, wieder zu neuer Bewegung: und so gaben sie der Natur eine Lebendigkeit, die durch rege Wasserergießungen noch lauter und täuschender wurde. Auf einer Alpenhöhe wurde Halt gemacht. Hier erquickte sich der Zug, sammt der gefeierten Fürstin uns'rer kleinen Völkerwanderung, durch ein süßes Hirtenmahl von Milch und Brod. Mit Jubel und Gesang brachen wir bald wieder auf, und nun bewegte sich die fröhliche Schaar neben einsamen Sennenhütten vorüber, immer höher und höher, bis zum Fuße des Kamors hinauf; da versammelten sich zu uns die Alpenbewohner des ganzen Umkreises und begleiteten uns bis zur letzten Höhe. Endlich hatten

wir unser Ziel erreicht. Welch' eine Wunderwelt eröffnete sich vor unsern Blicken: es war als hätte eine Zauberschöpfung, mit Götterphantasien geschmückt, plötzlich ihren Schleier abgeworfen! Wer hier nicht entzündet wird, trägt keinen Funken im Busen. O hätten Sie, erhabene Fürstin, unsere Feier gesehen! Elisa auf einem Tragesessel ruhend, das Völkchen fröhlich um sie her gedrängt in einem Halbkreise, auf sie die Augen gerichtet: ihr Gemüth aber war versunken in die Tiefe ihres eigenen Gefühls, ihr Geist durchdrungen von der Herrlichkeit Gottes in seiner Schöpfung, und in ihren Augen leuchteten Klopstocks unvergleichliche Worte:

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht ꝛc.“

Bieten Sie, vortreffliche Herzogin, alle die elysischen Phantasien Ihres Geistes auf, rufen Sie alle Frühlinge Ihres schönen Lebens zurück und geben Sie dem Paradiese, welches sich dann vor Ihnen entfaltet, den Sonnenstrahl Ihrer jugendlich heitern Seele mit: dann werden Sie eine Erscheinung der Stunde haben, die auf dem Kamor uns mit Entzücken erfüllte. Könnte ich meinen Worten Farbe geben, so wäre ich vielleicht versucht, Ihnen zu schildern, was nur empfunden sein will.

Hier sahen wir das Rheinthal von einer andern Seite, als auf dem Stoß. Die Umrisse der Mannigfaltigkeit, obgleich sehr verkleinert, erschienen dennoch, von dieser Höhe betrachtet, weit schärfer gezeichnet. Tief im Hintergrunde steigen die Graubündner- oder Rhäti-

schen Alpen in die Wolken empor, wie eine Titanen-Mauer, mit tausend und tausend glänzenden Thürmen von Schnee und ewigem Eise besetzt. Es scheint als hätte sich die Natur mit ihren höchsten Wundern und Schätzen hinter diese Riesenwand geflüchtet und hier ein prachtvolles Paradies in Sicherheit gebracht, welches so still wie eine Unschuldswelt unter uns ausgebreitet lag. Alles dort unten in Ruhe, so stille, so heilig, wie eine große Tempelweihe!

Am Fuße des jenseitigen Kamors zieht sich der Rhein hin und sendet seine Wellen zu dem großen Wasserschauspiel nach Schaffhausen; aber er vermag das nicht allein: aus den rhätischen Alpenschlüften eilet die Ill hervor, um sich mit ihm zu dem gewaltigen Sturze zu vereinigen. Wie verkleinert auch alles dort unten erscheint, so lebendig und klar schwebt es doch der Phantasie vor:

„Die beiden Ströme ziehn, wie helle Silberstreifen,
Im stillen Jubel durch dies Paradies,
Sie schweben luftig hin, wie Bänder zweier Schleifen,
Die eine Nymph' im Tanz' am Walde hängen ließ."

Nie wird das Bild dieser anmuthigen und doch großen Natur aus meiner Seele weichen. Ihr Tiedge.

Beängstigende Gerüchte von dem Ausbruche des Krieges in Deutschland, so über die Alpen kamen, fuhren nicht selten, wie schneidende Nordwinde, durch die Ruhe der begeisterten Seelen und waren mehr noch, als die schon vorgerückte Jahreszeit, die Veranlassung zur

Heimkehr der beiden Reisenden in das theure Vaterland! In Jena begegnete ihnen schon das Waffengeräusch der Schaaren, die den Franzosen entgegenstanden. Kaum hatten sie Halle erreicht, so wurde auch schon die Stadt geschlossen und selbst da, als der Belagerungszustand nach einigen Wochen wieder aufgehoben war, blieben die Heerstraßen nach Norden gesperrt. Es blieb daher nichts übrig, als entweder in Halle zu bleiben, oder in einer der benachbarten Ortschaften eine Zufluchtsstätte für den Winteraufenthalt zu suchen. Die Humanität des mit der Frau von der Recke bekannten Herzogs von Gotha gewährte in dem hoch und frei gelegenen Schlosse zu Altenburg mehrere Zimmer. Hier verlebte Tiedge mit seiner Freundin im Kreise der edlen Schloß- und Stadtbewohner und im Umgange mit Männern, wie Thümmel, Demme (Karl Stille), Pierer und Sulzer, der von dem benachbarten Ronneburg häufig als Arzt die leidende Elisa besuchte, schöne Stunden der reinsten Geselligkeit. Kalt berührt von dem düstern Schatten der nahen Zukunft, welchen der eherne Koloß aus Corsica auf Deutschlands Gauen warf, zog der patriotische Sänger seinen Blick ab von der Bühne des Völkerstreites und ergoß seinen Seelenschmerz in die Traueraccorde elegischer Dichtungen. Rückerinnerung an die hesperischen Tage, die er in Tyrol, in Italien und der Schweiz erlebt, forderte ihn hinwiederum oft zu lyrischen Gesängen auf, die aber leider, bei seiner anspruchslosen Art und Weise, seinen Geisteskindern,

mit Ausnahme der Urania, auch nicht den geringsten Werth beizulegen, zum Theil gar nicht niedergeschrieben, zum Theil untergegangen und verschwunden sind.

Fleißiger dagegen unterstützte er seine Freundin, die Reisebemerkungen voll Begeisterung für Wahrheit, Recht und Licht aus dem Schatze seines trefflichen Gedächtnisses zu vervollständigen, welche späterhin — herausgegeben von C. A. Böttiger — in den Jahren 1815 bis 1817 in der Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin in vier Bänden erschienen sind. Es waltet in der Art, wie die Verfasserin die Gegenstände auffaßt und wiedergiebt, eine still sanftgehaltene Begeisterung, welche ohne Streben nach poetischem Flitterputze alles so schlicht und klar und lebendig dahinstellt, daß der Leser glauben möchte, mit eigenen Augen zu sehen und eben deshalb auch innig mit ihr die Erhabenheit der Empfindung theilt, wenn sie von den Trümmern einer gefallenen Größe sich aufschwingt zu der Höhe, wo sie mit seligem Vorgefühle einer bessern Welt aus dem Nebellande der Täuschung und Vergänglichkeit in die Sonnen der Unvergänglichkeit hinüberschaut.

Mit Elisa von der Recke theilte Tiedge die Eigenthümlichkeit des Geistes, bei jeder sinnlichen Wahrnehmung des Erdenlebens von übersinnlicher Ahnung ergriffen worden zu sein, und jeder Welterscheinung sowie eine höhere Absicht, auch eine höhere Beziehung gegenüber gestellt zu haben — gleich einem Genius, der seinen

Himmel mitbringt, wenn er die Erde betritt und die Stellen anleuchtet, wo er vorüber gehet.

Den Winter des Jahres 1809 brachte Tiedge mit seiner Freundin in Leipzig zu und hier gehörten der Philosoph Platner, der geniale Oberhofgerichtsrath Erhard, die Dichter Seume, Mahlmann, Rochlitz und Clodius, sowie der geist- und gemüthreiche Künstler Hans Veit Schnorr von Carolsfeld zu seinen vertrauteren Freunden.

Hier machte er zuerst die Bekanntschaft mit Heinrich Hase aus Altenburg, Verwandten des durch die Herausgabe der Byzantiner und vieler andrer Schriften berühmten Karl Benedikt Hase in Paris, welcher nach Beendigung seiner philologisch-antiquarischen Studien auf den Universitäten Jena und Leipzig fast täglich im Hause der Frau von der Recke war, bis er zur Uebernahme der Erziehung des jungen Grafen Karl von Medem, Neffen der Letzteren, nach Curland abreiste, — eine Bekanntschaft, die er späterhin nach Hase's Rückkehr in das Vaterland, und nach dessen Anstellung als Aufseher des Antiken-Museums in Dresden, fortsetzte.

Mit Seume und Clodius unterhielt Tiedge, nachdem er Leipzig längst wieder verlassen hatte, viele Jahre hindurch einen lebhaften Briefwechsel, mit Ersterem in lateinischer, mit Letzterem in deutscher Sprache. Seume's Originalität, verbunden mit der ächt deutschen Gesinnung, die er nie verläugnete, und mit der trotz des schroffen Cynismus liebenswürdigen Geradheit seines Charakters,

hatte auch Elisa's Liebe und Vertrauen gewonnen. Als daher der vielgeprüfte Sänger in Folge der vielen sowohl in Amerika als in Polen erlittenen Strapatzen zu kränkeln anfing, nahm sie sich mit dem wackeren Göschen des Verlassenen mütterlich an, und lud ihn im Jahre 1810 ein, sie nach Teplitz zu begleiten, um durch den Gebrauch der Bäder seine Gesundheit wiederherzustellen. Als Antwortschreiben auf den Einladungsbrief von Tiedge's Hand hat sich in des Letzteren Nachlaß folgender origineller Brief vorgefunden:

Lieber alter Freund Tiedge!

Aechte Freundschaften sind sogleich alt, wie die unserige; gefirnißte aber werden es nie: da springt alle Farbe wieder ab. Es dauert mir sehr lange, ehe ich eine Zeile von Ihnen erhalte. So geht es den Halbgenesenden, die Ungeduld jeder Art quält sie. Den Prodrom meiner Badereise habe ich gemacht; ich bin in Weimar gewesen — und es ist mir leidlich bekommen. Nun bin ich wirklich begierig, ob ich mich in den Bädern von Teplitz wieder werde aufflicken können. Die Zeit kommt heran und da ich hier nun nichts thun kann, so wünsche ich recht sehr eine genaue Angabe meiner Sommerbestimmung. Alle meine Anstalten sind getroffen und sobald Sie mir schreiben, daß dort irgendwo ein Käfterchen für mich ist, so bin ich da.

Gestern war ich mit den Brüdern Thümmel bei Göschen zusammen, wo wir einen sehr gemüthlichen jovialen Abend genossen und wo Erhard eine Menge seiner

pudelnärrischen originellen Schnurren zum Besten gab. Böttiger brachte mir da Ihren Gruß und es wurde viel von Ihnen gesprochen. Thümmel scheint wieder ganz jung zu werden. Beide Brüder bezeigten mir ihre warme Theilnahme. Die sokratischen Becher gingen in der Runde herum und es war des ächt attischen Salzes kein Mangel. Eine kleine ländliche Darstellung des Dorfrichters von Schönefeld, wo Thümmel geboren ist, von Schnorr und ein Gesang dazu von Demoiselle Göschen waren wirklich sogar auch für mich rührend. Der alte Herr schien ganz verklärtes Antlitzes und war gegen die liebliche Aëdi ohne Ziererei wie ein Arkadier von Zwanzigen. „Es ist doch keine Freude besser," pflegt Schnorr zu sagen, „als die man sich selbst macht!"

Ich erwarte sehnlich Ihren Brief. Meine herzlichsten Grüße an unsere vortreffliche Freundin. Der kleine schwarze Professor (Clodius?) wird wohl bei Ihnen oder eigentlich bei seiner Dulcinea sein. Hier ist er auf und davon gelaufen — Niemand weiß wohin.

Hygiea begleite Sie und Alle und führe mich bald an ihrer freundlichen Hand in Ihre Gesellschaft, damit ich nach und nach wieder einen festen Geschmack am Leben gewinne. Meinen Gruß an Pappermann und die Leutchen im Hause, und ich lasse Sie nochmals wegen der Portchaisen-Geschichte im Fieberparoxismus um Verzeihung bitten. Ein so lethargischer Streich ist mir doch

in meinem Leben nicht begegnet. Le bon Dieu Vous prenne dans sa sainte et digne Garde! Ainsi soit-il!

Seume.

Die Einladung wurde wiederholt. Seume kam leidend an und gebrauchte die Bäder, allein der Körper war zu sehr geschwächt, — er starb am 13. Juni 1810 im Hause seiner Freundin Elisa. Ein einfacher Stein mit dem einfachen Namen: „Johann Gottfried Seume" auf dem Friedhofe zu Teplitz bezeichnet die Stelle, wo der einfach großartige Dichter ruht.

Kurze Zeit nach Seume's Tode erhielt Tiedge das nachstehende lateinische Gedicht anonym zugesendet:

Auctori Uraniae.

Qui quondam insipidis, nebulonibus atque tyrannis
Ridens monstrasti, sibila quid valeant,
In Corsum jamnunc Satiras emittito cunctas,
Ejus ut exemplum terreat assimiles.
Plures in parvis Corsos Gallosque notabis,
Corsica quin cunctos Gallia vel tulerit.
His surdas acribus convellito versibus aures,
Verâ ut se monstrent indole Teutonicâ.
Seumius, o utinam! muto non esset in antro,
In tales jaceret, quod meruere diu.
Carpentis Tu nunc fungaris munere Vatis,
Ut reduces recreet vita futura probos.
Gaudia praesentis nos tunc magis exhilarabunt,
Parcere dum nocuos feceris innocuis.

Er rieth lange hin und her, wer wohl der Verfasser sein könnte und glaubte endlich auf den gemeinschaft-

lichen Freund Clodius schließen zu müssen, doch hat dieser, darüber befragt, die Autorschaft niemals eingestehen wollen.

Der Sommer dieser und der folgenden Jahre wurde meistens in den böhmischen Bädern zu Carlsbad und Teplitz, wo Tiedge 1810 viel mit Fichte verkehrte, oder zu Löbichau, dem schönen Landsitze der Herzogin von Curland in der Nähe von Altenburg, verlebt.

In den Jahren 1811 und 1812 brachte Frau von der Recke mit ihrem Begleiter den Winter in Preußens Hauptstadt zu, wo sie an der neuen Promenade ihre Wohnung nahm und ganz zurückgezogen von der großen Welt nur der Wissenschaft und der Pflege ihrer schwächlichen Gesundheit lebte. Ueber Tiedge's Stillleben an den Ufern der Spree verdankt der Herausgeber dieser Biographie seinem theuren Freunde Dr. Gustav Parthey, dem durch seine Reisen durch Italien, den Orient und zumal in Aegypten und Nubien, sowie durch gelehrte Schriften über Sicilien, die Insel Philä und das Alexandrinische Museum in der literarischen Welt rühmlichst bekannten Neffen des gelehrten Buchhändlers Friedrich Nicolai, nachstehende interessante Notizen.

Tiedge's Berliner Aufenthalt — schreibt Parthey — zerfällt für meine Erinnerung in drei Abschnitte, nach den verschiedenen Wohnungen, die er hier einnahm: 1) auf der neuen Promenade, 2) im Hause meines Vaters in der Brüderstraße, 3) im kurländischen Hause unter den Linden. Wie sich überhaupt das Bild eines ausgezeichneten Man-

nes niemals ganz unabhängig von seiner Umgebung darstellen läßt, so bilden auch die Räume, in denen er sich bewegte, erst den rechten Hintergrund für das bei ihm und mit ihm Erlebte. Beim Zurückblicken auf jede denkwürdige Unterredung mit Tiedge sehe ich im Geiste das Sopha vor mir, in dessen Ecke gedrückt er mit lebhaften Bewegungen seine Worte begleitete; darum erlauben Sie, theuerster Freund, daß ich hin und wieder diese Aeußerlichkeiten mit in meine Erinnerungen verflechten darf.

Die erste Periode ist hier, wie in jeder Geschichte, die dunkelste, ahnungsreichste, verworrenste. Der Aufenthalt von Frau von der Recke und Tiedge an der neuen Promenade schwebt mir nur in ganz unbestimmten Umrissen vor. Es war dies, wenn ich nicht irre, der Winter von 1811 — 1812. Die unbedingte Verehrung der Eltern und Groß-Eltern gegen den Sänger der Urania ging in erhöhtem Maße auf die Kinder über; so oft meine Eltern mich und meine Schwester mit dorthin nahmen, so war dies jedesmal eine Begebenheit von der größten Bedeutung für uns. Wir konnten uns anfangs kaum darein finden, daß ein so berühmter Mann wie Tiedge, der wie ein Riese auf dem Gipfel seines Ruhmes hoch über unsern Häuptern stand, sich so freundlich mit Kindern unterhielt, aber bald hatten seine Späße und Schnurren uns zutraulich gemacht, und seine Herzensgüte mit unwiderstehlicher Gewalt angezogen. Als Lichtpunkte dieser Jahre sind mir einige sehr glänzende

Abende stehen geblieben; wo in dem großen Saale mehrere Stücke aus der Urania zum Fortepiano gesungen, dazwischen einzelne Theile des Gedichtes von Tiedge vorgelesen wurden. Vor einer zahlreichen aufmerksamen Versammlung seine eignen, anerkannt vortrefflichen Gedichte vorzulesen, dann dieselben in Musik gesetzt von den herrlichsten Stimmen vortragen zu hören — diese Glorie des Ruhmes erschien dem kindlichen Gemüthe weit erhaben über alles andere, was man in dieser Welt je erreichen könne!

Die zweite Periode ist klarer, und kann schon deutlicher umrissen werden. Den Winter von 1813 — 1814 hatte Frau von der Recke in Folge der Kriegsereignisse auf dem Schlosse Nachod in Böhmen, einer ihrer ältesten Nichte gehörigen Herrschaft, zugebracht. Zahlreiche und sehr lebendige Briefe meiner Tante Eichmann, nachherigen Geh. Räthin Kohlrausch, welche damals Frau von der Recke begleitete, setzten uns von allem dort Vorfallenden in Kenntniß, und unterhielten eine steste Verbindung mit den durch den Krieg an die äußerste Grenze Böhmens gedrängten Freunden. Wir Kinder wurden denn auch veranlaßt, nach Nachod zu schreiben. Meine Schwester hatte in ihrem Briefe an Tiedge geklagt, daß es ihr so schwer werde den Anfang zu finden. Als Antwort erhielt sie unter dem 14. Januar 1814 eine allerliebste gereimte Epistel, worin Tiedge sie aufmuntert, ihm in diesem schlimmen Falle nur kurz weg einen Brief ohne Anfang zu schicken. Diese ist in der dritten Auf-

lage von Tiedge's Werken im vierten Bändchen S. 130 unter der Aufschrift: „An die Briefstellerin Lili" abgedruckt. Als wohlbestallter Secundaner des Gymnasii Leucophaei faßte ich den kühnen Entschluß, an Tiedge einen lateinischen Brief zu schreiben, und führte ihn nach einigem Zögern aus. Darauf erhielt ich mit umgehender Post folgende lateinische Antwort, der man es ansieht, daß sie ohne Weiteres hingeworfen wurde:

GUSTAVO SUO

S. P. D. TIEDGE.

Tecum jocari ac nugari non licet ut solers facio in illos parvulos, quibus tu moderator quasi et dux praeesse videris; te enim primo commilitonum ordini abscitum tuamque mentem magis magisque ad graviora litterarum elegantiorum studia esse intentum non ignoro: macte hac tua virtute esto! Etsi persuasum habeo, te illam studiorum rationem sequuturum, qua partes avi tui, memoria dignissimi suscipere, patrisque tui exspectationi satisfacere valebis: verum tamen, quibus eruditionis artisve generibus adhuc usque praecipue incubueris, ex te cognoscere velim, nec non quae scholarum academiaeque jam nunc sit frequentia, cum bellum recuperandae servandaeque patriae tot juvenum coetus exscriberet; si denique quid novi in re litteraria in lucem prodierit: haec omnia scire gestio, te etiam atque etiam rogans, ut singulis mensibus semel duntaxat litteras mihi mittas. Orbis litteratus ad Nachodam

non pertingit. Quamobrem hoc loco non occurrit vel novum vel dignum, quod ad te scribam Berolinensem, abundantia ingenii summorum virorum pollentem. Barbarissimi hujusce populi aures feriunt, et verba nostratia citra circulum nostrum non audio, et eruditionis liberalis summa penuria est apud Bohemos, ad rem non ad sapientiam sapientes, quam potius veluti pestem a finibus arcent. Hac mente in littore fluminis Bohemiam et Silesiam dirimentis speluncam accumulatis glebis exstruxerunt, ex qua miles ahenobarbus, truculento visu inhians prosilit, viatores retinet, iisque inter alias res prohibitas et libellos, si forte secum portant, adimit. Libri ad supremos judices transmittuntur, per quos stat quominus pestis illa salvos inficiat Bohemos: ex his facile intelliges, nos non nisi nobiscum una esse; attamen solitudinis molestiam sentimus nullam; epistolae amicorum absentium locum tenent sodalium. Horae vespertinae legendo explentur, quarum plures sunt absumtae in legenda Caroli audacis historia, in qua cuivis nostrum similitudo quaedam occurrit; nam istud, singulari nequitia praeditum nostri temporis monstrum, et ille Burgundiae dux inter sese non solum moribus ac fortuna prospera in adversam mutata, sed etiam rebus gestis omnique flagitiorum genere ita sunt similes, ut ovum ovo non sit similius, praesertim quum epitheton: audax apud Napoleonta in mendacem vertatur. Hunc utinam Dii immortales eodem istius Caroli exitio perdant! Fortuna indulget malis ut laedere possit. Delectamentum

ex hac historia nobis profectum, tuae amatissimae matri acceptum referimus, eique gratias habemus maximas. vale!

Sie zeigt recht augenscheinlich, daß jene „Harmonie der Klänge," die wohl das Hauptverdienst der Urania ausmacht, dem Dichter angeboren war, und ihn auch in die fremde Sprache hinüber begleitete. Weiter ging aber unsere lateinische Correspondenz nicht; denn bald darauf verließ Frau von der Recke Nachod, um den Sommer wie gewöhnlich in Karlsbad zuzubringen. Groß war meine Freude, als es sich entschied, daß sie nebst Tiedge den Winter von 1814 — 1815 in Berlin, und zwar in unserem Hause wohnen werde.

Der Kreis, welcher sich hier um die beiden Gefeierten versammelte, war von jener erhöhten Stimmung durchdrungen, die nach glücklich erkämpfter Selbstständigkeit in allen Preußen lebte und webte. Tiedge selbst war von Anfang an ein entschiedener Feind der französischen Uebergewalt gewesen, er hatte nie an eine Dauer der drückenden Fremdherrschaft geglaubt, nach Dichterart dem wälschen Tyrannen oft den Untergang prophezeit, und früher durch seine rücksichtslosen Aeußerungen gegen Halbbekannte oder Uebelwollende, über den „dämonischen Corsen, den Usurpator und Freiheitsfeind," die gute Frau von der Recke oft erschreckt und beunruhigt. Nun konnte der Jubel unverhalten losbrechen; Theodor Körner's Leier und Schwert, das Schwanenlied des edlen Dichters, war so eben erschienen, Friedrich

Rückert's geharnischte Sonette wurden aber und abermal gelesen. Tiedge hatte mir einige Abende bestimmt, wo ich ihm, ehe die größere Zahl der Besuchenden sich einfand, etwas vorlesen sollte. Dann saß er gewöhnlich in dem behaglich erwärmten wohnlichen Zimmer am Schreibtisch, oder auch schon in der Ecke des Sopha's, welchen Lieblingsplatz er sein „Denkwinkelchen" zu nennen pflegte. Zwei Stufen, die nach der damaligen unbequemen Bauart seine Stube mit den übrigen Zimmern verbanden, machten ihm oft Beschwerde, doch nur scherzend erwähnte er es als eines besonderen Mißgeschickes, daß er mit seinem lahmen Fuße eine Leiter erklimmen müsse, um zur Gesellschaft oder zum Essen zu gelangen. Frau von der Recke arbeitete damals an ihrer italienischen Reise. Was sie im Laufe des Tages aufgesetzt, das brachte sie Abends zu Tiedge hinüber, las ihm die einzelnen Abschnitte vor, und änderte manches nach seinen Bemerkungen. Dadurch wurden meine Lesestunden oft unterbrochen, doch hielt ich es für großen Gewinn, alsdann bei der Vorlesung zugegen zu sein, und manches Nähere über das schöne Land jenseit der Alpen mündlich zu vernehmen. Tiedge's Erinnerungen hafteten besonders an dem Sommeraufenthalte in Ischia. Mit der ihm eigenen Lebendigkeit und in einem von komischen Bildern strotzenden, aber doch poetischen Style beschrieb er die Enge der Wohnung, den Schmutz und die Armuth der Landleute, vor allem einen Eselritt auf den Epomeo, den er ohne Elisa's Vorwissen unternommen. Oben habe sein Führer

den Weg verloren; durch dichtes Lorbeergebüsch, an steilen Abgründen vorbei, sei er endlich zu einem Einsiedler gelangt, der ihn mit ächt patriarchalischer Gastfreiheit aufgenommen. Unauslöschlichen Eindruck machte die Beschreibung der stillen kleinen Felsenklause, die von Orangen umblühet, von riesigen Aloen bewacht, in der Nähe einer klaren Quelle eine göttliche Aussicht über Land und Meer gewährte. Eilig habe der gute Einsiedler dem ermüdeten Gaste einen dicken Kuchen von Mehl und Eiern vorgesetzt. Da er (Tiedge) aber einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alles Aufgelaufene, Gedunsene und Gekleckste habe, so konnte er nicht davon genießen, doch sei es ihm schwer angekommen, den freundlichen Wirth durch eine abschlägliche Antwort zu kränken und das Gericht ganz stehen zu lassen; am Ende habe der allzeit fertige Appetit des Eseltreibers ihm noch aus der Noth geholfen und spät am Abend sei er glücklich nach Ischia heimgekehrt. Wahrhaft poetisch waren seine Schilderungen des Vesuv's, der Alterthümer von Herculanum und Pompeji, und die Beschreibung eines Ueberblickes der römischen Campagna von der Höhe von St. Peter herab. „Da sprach zu mir das Alterthum," waren seine eignen Worte, „wie eine riesengroße Aeolsharfe, aufgehangen zwischen der Vergangenheit und Zukunft. Ich hörte aus dem Sturme verweheter Tage nur die sanften Accorde einer glücklicheren Gegenwart." In Rom traf er mit Kotzebue zusammen, dessen Sinnesart ihm in allen Stücken zuwider war, den er aber dulden

mußte, weil er, als Elisa's Landsmann, viel aus und ein ging. Eines Tages richtete diese über Tische folgende Frage an Kotzebue: „Theurer Freund! Sie haben nun schon so manches geschrieben, was mit Beifall aufgenommen wurde, aber in allen Ihren Schauspielen finden die Kritiker auszusetzen, daß ihnen noch etwas fehle, was sie den Adel der Seele nennen. Warum schreiben Sie bei Ihrem schönen Talent nicht einmal etwas, womit man ganz zufrieden sein könnte?" — „Meine verehrteste Freundin," sagte Tiedge, „das war eine verzweifelt naive Frage;" Kotzebue aber rief ganz unbefangen: „Gnädigste Gräfin, ich mache es, hol' mich der Teufel! so gut als ich kann!" — Als Tiedge eines Tages sehr entzückt vom Dache der Peterskirche herabkam, besuchte ihn Kotzebue, der noch nicht oben gewesen, und bat um einige Mittheilungen für seine herauszugebende Reise. Nun ergoß sich der Dichter in einer poetischen Schilderung der ungeheuern Dimensionen und bediente sich dabei des Ausdruckes: Das Dach sei so groß, wie ein Markt.

In Folge davon finden sich in Kotzebue's „Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel" Theil III., Seite 13. die Worte: „So wird man begreifen, wie wunderbar täuschend ein solcher Anblick von dem Dache der Peterskirche sein muß, zumal wenn bisweilen, wie man mich versicherte, ein Markt von Lebensmitteln für die Bewohner daselbst gehalten wird."

Noch in der Erinnerung an die geschichtlichen Denkmäler auf dem Capitol und dem Forum richtete sich vor

Tiedge's Blicke der ruhende Schatten der Vorwelt empor. „Erst jetzt im Gespräche mit Andern," pflegte er zu sagen, „die aus Italien kommen, erhält das von mir Gesehene und Erlebte, was in meinen Studienjahren wie formlose Nebelstreifen an meinem inneren Sinne nur flüchtig vorübergegangen, eine helle Bedeutung und stellt sich in bestimmteren Umrissen lebendiger und vernehmlicher meinen Betrachtungen dar." Darum war und blieb Italien das Lieblingsthema seiner Unterhaltung.

So mannigfaltig auch die Abendzirkel bei Frau von der Recke zusammengesetzt waren, so bewegte sich doch die Zahl der Gäste in einem ganz bestimmten Kreise. Wer sich das erstemal nicht angezogen fühlte, der hatte keine Veranlassung, zum zweitenmale wieder zu kommen, und da Elisa's Haus Allen ohne Ausnahme offen stand, so wurden Einige um so sicherer ausgeschlossen. Es gehörte eine ganz bestimmte Richtung des Gemüthes dazu, um sich in der Gegenwart der hohen Frau und ihren klaren blauen Augen gegenüber wohl zu fühlen.

Unter den älteren Mitgliedern nahm v. Göckingk in Elisa's Vertrauen und Tiedge's Freundschaft unstreitig den ersten Platz ein. Noch sehe ich die vom Alter nur wenig gebeugte ehrwürdige Gestalt im schlichten blauen Rocke und mit dem gepuderten Haar, noch höre ich den silbernen Ton der Stimme, mit dem er die Begebenheiten eines reichen Lebens, die Gefährlichkeiten seiner langen Reisen, die Personen am Petersburger

Hofe unter Paul I. u. s. w. oft mit zu großer Ausführlichkeit schilderte. „Er schachtelt zu viel" sagte scherzend Tiedge; „in jeder Geschichte steckt wieder eine neue." Nächst Göckingk machte die Erscheinung des greisen Arztes, Hofraths Sulzer aus Ronneburg, der diesen ganzen Winter in Berlin zubrachte, einen äußerst wohlthätigen Eindruck. Klein, aber wohlgebaut, mit bedeutendem Profil und ganz kahlem Vorderkopfe, flößte er durch die Milde seines Wesens Allen, die ihm nahten, Vertrauen ein. Von Fremden nenne ich noch den Grafen Kaiserlingk aus Curland, und die Familie von Thümmel aus Nöbdenitz bei Altenburg; von Einheimischen die Familie von Humboldt, den General von Boguslawski, damals Vorsteher der Kriegsschule, den General von Witzleben, Vater des nachherigen Kriegsministers, den Probst Hanstein und den Geh. Rath Rosenstiel. Da keine Woche, ja fast kein Tag verging, ohne daß ich nicht wenigstens einmal zu Tiedge hinaufgesprungen wäre, so ließ sich gar bald bemerken, daß in den Abendversammlungen gewisse Wahlverwandtschaften sich geltend machten. Wir junges Volk wendeten uns beim Eintritte in das Mittelzimmer gleich rechts, und eilten die beiden Stufen zu Tiedge hinab; die älteren Besucher gingen meistentheils links hin, um sich in Elisa's Nähe zu begeben. Hatten wir nun mit Tiedge hinlänglich gelacht und Possen getrieben, so zog er mit uns die beiden beschwerlichen Stufen hinauf, nach dem größern Zirkel hinüber, wo der feierliche Ernst der guten

Mama *) uns mehr Sammlung, und die Gegenwart so vieler vornehmer Fremden mehr Zurückhaltung auferlegten. So waren wir eines Abends in einem kleinen Kreise bei der Mama versammelt, als aus Tiedge's leerem Zimmer ein Knall, wie der stärkste Pistolenschuß, uns erschreckte. Während noch ein Jeder in ängstlicher Erwartung gespannt sitzen blieb, war Tiedge schon auf den Beinen, und eilte (wenn man bei ihm von „eilen" sprechen kann) hinüber, um dem Spuk gerade auf den Leib zu gehen. Er war die beiden schwierigen Stufen schon hinab geklettert, ehe noch Licht gebracht wurde, und es zeigte sich bald, daß eine große Tischplatte von einander geborsten war. Fand er die Gesellschaft bei der Mama nicht ganz nach seinem Geschmack, wie er denn eben so leicht von dieser oder jener Persönlichkeit angezogen wie abgestoßen wurde, so wußte er unter allerlei, oft höchst komischen Vorwänden sein einsames Stübchen wieder zu gewinnen. Allmälig folgte einer oder der andere der ihm besonders Zugethanen, und bald sah er sich wieder von dem fröhlichen Jugendkreise umringt. Dann gab er uns wohl zuweilen die Gründe für sein Entschlüpfen an, und wir wußten damals manches geistvolle Wort über „eine fatale Haken-Nase, an der man in Gefahr sei, hängen

---

*) Schon dazumal in Berlin, wie später in Dresden, glaubten die Freunde, den Ausdruck ihrer Liebe und Verehrung für die edle Frau in keiner besseren und mehrsagenderen Benennung zusammenfassen zu können. A. d. H.

zu bleiben," über „eine unnahbare Atmosphäre," über „Einen, von dem man sich immer in einer gewissen Siriusferne halten müsse u. s. w.," im Gedächtnisse aufzubewahren, ohne daß mir bestimmt erinnerlich geblieben, auf welche Personen sich dergleichen Aeußerungen bezogen.

Im Frühjahr 1815 schrieb Tiedge ein kleines Gelegenheitsstück zum Geburtstage meiner Mutter, das sich wohl noch unter den Papieren meiner Schwester finden möchte, aber schwerlich verdient auf die Nachwelt zu kommen. Es hieß „der Geburtstag oder die Comödie, die sich selbst macht," und es war darin der bekannte Einfall benutzt, daß aus dem Gerede der Kinder, wie der Geburtstag durch eine Comödie zu feiern sei, die Comödie selbst zu Stande kommt. Die allzugroße Harmlosigkeit der dargestellten persönlichen Beziehungen und Familienverhältnisse nahm dem Stücke alles Interesse; darum war später nicht oft die Rede davon, doch verdient es als ein merkwürdiges Zusammentreffen angeführt zu werden, daß in dem Stücke Napoleon auftrat, der sich böslicher Weise sollte von Elba entfernt haben, und daß zu derselben Zeit, ja fast an dem Tage der Aufführung die Nachricht seiner Landung in Frankreich bei uns eintraf. Viele wollten hierin die ächte Sehergabe des Dichters beurkundet finden.

Tiedge lebte zu Berlin so zurückgezogen von jeder äußeren Thätigkeit, nur im Umgange mit den Musen, daß man mit Recht sagen konnte, die geräuschvolle Kö-

nigsstadt sei für ihn nichts als ein großes Studirzimmer gewesen.

In den folgenden Wintern (1815 — 1819) bewohnte Frau von der Recke das curländische Haus unter den Linden. Die Wohnung in unserem Hause hatte sie theils wegen der zwei hohen Treppen, theils wegen Tiedge's „Himmelsleiter" aufgegeben. Nun erhielt sie ein schönes Quartier im hohen Erdgeschoß in der angenehmsten Gegend der Stadt, und deshalb wurden ihre Abendzirkel von mehr Notabilitäten und weit fleißiger besucht, als bisher. Sie gehörten nicht blos damals zu den feinsten Versammlungen, auch jetzt noch möchte es schwer sein, in Berlin ein Haus anzugeben, wo eine so gewählte Gesellschaft mit so großer Stätigkeit zusammen kommt.

Hier muß vor Allen des verstorbenen Fürsten Anton von Radzivill gedacht werden, der diese Abende durch seine liebenswürdige Gegenwart und durch sein seltenes musikalisches Talent verherrlichte. Er componirte damals an seinem „Faust," und sang der Gesellschaft einzelne Stücke vor, wie sie nach und nach entstanden, indem er sich dazu auf dem Violoncello begleitete. So hörten wir dort zuerst: „Der Schäfer putzte sich zum Tanz;" — „Ach! neige, du Schmerzensreiche;" — „Es war einmal ein König;" auch andere Gedichte von Göthe, den Erlkönig u. s. w. Die wahrhaft geniale Art der Auffassung und der meisterhafte Vortrag rissen auch Tiedge zur höchsten Bewunderung hin. „So wird das Gedicht noch einmal gedichtet," äußerte er oft nach

solchen musikalischen Hochgenüssen. Uebrigens konnte man in Bezug auf Musik sehr leicht wahrnehmen, daß es ihr in diesem Hause an dem rechten Grund und Boden fehle, um ein kräftiges Element der Gesellschaft abzugeben. Zwar stand ein Fortepiano alle Abende geöffnet, es wurden nach den Aufforderungen der Wirthin Lieder gesungen und Sonaten gespielt. Zu Ostern wurde regelmäßig Naumann's geistvolle Composition von Tiedge's „Ostermorgen" aufgeführt, auch die Geburtstage wurden mit vierstimmigen Gesängen gefeiert; aber es fehlte sowohl der guten Mama als auch Tiedge'n an dem ächten musikalischen Sinne, der — Kern von Flitter zu unterscheiden weiß. Daher konnten die musikalischen Aufführungen, troß so bedeutender Talente, wie der Schwestern Sebald, Bernhard Klein's, Reichardt's ꝛc., nie zu einem besondern Gedeihen gelangen. Himmel's Compositionen aus der Urania behaupteten immer den ersten Rang; es mochte sonst das Ausgezeichnetste vorgetragen werden, so schien doch für die Mama der Abend nicht hinlänglich ausgefüllt, wenn nicht Himmel's „Mir auch war ein Leben aufgegangen," oder „Heilige Nacht, du führest deine Globen" angestimmt worden war.

Außer den Genannten will ich noch folgende, die mir eben im Gedächtniß geblieben, als mehr oder minder fleißige Besucher anführen: Die Generale von Kalkreuth und von Schlieben, die Obersten (jetzt Generale) von Pfuel und von Wedell, den Grafen von Brühl, unter dessen Intendantur Oper und Schauspiel

in der höchsten Blüthe standen, den Baron von Oelsen, später preußischer Gesandter in Dresden, die Familie Körner, Delbrück, den Erzieher des Kronprinzen, Marheinecke, Lettow, David Friedländer, die geheimen Medicinalräthe Kohlrausch und Behrens, die Dichter Franz Horn, Ludwig Robert, und Schink, den Sprachforscher Wolke, den Hofmaler Hensel, Kreuser aus Köln, Abeken aus Osnabrück, v. Dittmar, v. Hartmann, v. Freimann aus Curland und Andere mehr. Ein Besuch der Herzogin von Curland im Mai 1817 verlieh diesen Abenden ihren höchsten Glanz, doch wurden damals die Räume fast zu eng für die Zahl der zuströmenden Gäste, und es wurde von uns Jüngern für ein großes Glück geachtet, wenn wir die Fluthen der beiden dichtgedrängten Vorzimmer ohne zu großen Aufenthalt durchschiffen, und an der Seite von Tiedge's traulichem Sopha Anker werfen konnten.

So sehr sich Letzterer in allen diesen äußern Verhältnissen dem Willen seiner vortrefflichen Freundin unterordnete, so behielt er doch immer seine innere Selbstständigkeit. Trotz seiner Nachgiebigkeit, Weichheit und Schwäche, bewahrte er eine Unabhängigkeit der Gesinnung und des Urtheils, die nur von denen gehörig erkannt werden konnte, die ihm näher traten, und es nicht scheuten, über unangenehme, und ihm widerwärtige Gegenstände eine abweichende Meinung unumwunden darzulegen. Dann war er nicht leicht zu beschwich-

tigen und trieb den Widerspruch oft bis zur Hartnäckigkeit. Indessen war doch das ideale Leben seiner Seele von so zarter Natur, daß es der ganzen sorgfältigen Pflege Elisa's bedurfte, um jedes rauhe Lüftchen davon abzuhalten. Darum möchte ich die Vereinigung dieser beiden Charaktere eine recht eigentlich prädestinirte nennen. Hätte Tiedge diese Freundin nicht gefunden, so mußte er, bei seiner durchaus unpraktischen Art zu handeln, unausbleiblich zu Grunde gehen. Gepflegt von ihrer Vorsorge, deren Schutz sich noch über ihr Leben hinaus erstreckte, konnte er, wie eine empfindliche Pflanze in einem wohlverschlossenen, warmen Treibhause, sein Dasein bis an die höchste, dem Menschen gesteckte Grenze ruhig hinanführen. — Soweit Dr. Gustav Parthey's Bericht über Tiedge's Aufenthalt in Berlin.

Im Jahre 1818 vertauschte Frau von der Recke ihren Aufenthalt in Berlin mit demjenigen zu Dresden, wo sie das früher von dem Königl. Sächs. Cabinetsminister Grafen Senfft von Pilsach bewohnte v. Biedermannsche Haus, das in der Neustadt am sogenannten Kohlmarkte liegt und mit einem freundlichen Garten nebst geräumigem Gartenhaus versehen ist, an sich kaufte und nach dem Bedürfnisse ihres kränklichen Körpers zwar einfach, aber äußerst bequem einrichtete.

Welcher Ort unseres Vaterlandes konnte ihrem ganzen innern Leben mehr zusagen, als Deutsch-Florenz, diese heitere Stadt an der Elbe, in der die Kunst damals mehr als irgendwo eine zweite Heimath gefun-

den, eine Heimath, welche die Natur mit ihren erwähltesten Kränzen umhangen und welche sie erkoren zu haben scheint zu ihrem geliebtesten Tempel.

Doch in dem Hause, wo ehedem bei hofähnlichen Festen eine bunte Menschenmenge schön geschmückter Frauen und Herren auf und nieder wogte, bei den häufigen Bällen rauschende Musik dem Eintretenden entgegenklang und bei diplomatischen Mittagstafeln Convenienz und Etiquette den Vorsitz führten, versammelte sich von nun an ein anspruchloser Kreis gleichgesinnter Freunde um eine ehrwürdige Matrone, die im Schmucke ihrer eigenen Würdigkeit und Milde die schönste Zierde ihres Hauses war, in welchem von Zeit zu Zeit Choräle und geistliche Gesänge aus Naumann's „Vaterunser" oder aus Tiedge's und Neukomm's „Ostermorgen" erklangen, und wo harmlose Gespräche über Wissenschaft und Kunst die tägliche Unterhaltung bildeten.

Gewiß folgt uns der Leser gern in jene stillen Räume, wo zwei hochbegabte, für alles Gute, Edle und Große begeisterte Menschen, welche durch Schrift und Wort so manches müde Herz erquickten, die letzten Tage eines beglückten und beglückenden Dichterlebens im Arme der Freundschaft beschlossen.

Hatte man den heitern mit Steinplatten belegten Hof des fast ländlichen Hauses durchschritten, so führte die Treppe in ein geräumiges Vorzimmer, dessen Wände durch mehrere landschaftliche Gemälde von der Hand des berühmten Hofmalers Anton Graff geschmückt waren,

welche Naturscenen aus der Umgegend von Dresden, als: die Dörfer Loschwitz, Blasewitz (Naumann's Geburtsort), den plauischen Grund u. s. w., darstellten, und um so mehr Aufmerksamkeit verdienten, da der große Porträtmaler erst im späteren Alter und gleichsam nur zu seiner Erholung sich dem Studium der Landschaftsmalerei widmete und auch in diesem Fache geniale Werke schuf. Von hier gelangte man durch eine Art Salon, welchen Aquarellbilder mit Darstellungen aus Italien und vor Allem die lebensgroßen Bildnisse der Herzogin Dorothea von Curland (von Grassi) und der beiden Grafen Johann und Karl von Medem (von Anton Graff) schmückten, in das mit bildlichen Reminiscenzen aus der Jugendperiode der Besitzerin reich ausgestattete Schlafzimmer, wo ein altmodisches Himmelbett mit grünseidenen Vorhängen und eine Chaise longue zur erquickenden Ruhe einlud, und an Winterabenden ein behagliches Kaminfeuer das über dem Ruhebett hängende Bildniß der in frühester Jugend gestorbenen Tochter Elisa's, und die Darstellung des väterlichen Landgutes, sowie die auf kleinen Pfeiler-Commoden befindlichen Marmor-Büsten Friedrich Nicolai's und Antonio Canova's erleuchtete, an der großen Seitenwand aber eine Copie des in der Dresdener Gemälde-Galerie befindlichen Originals des Christuskopfes nach Annibale Caracci, die in Kupfer gestochenen Bildnisse der Grafen Moritz und Aloys von Brühl und einige Schweizerscenen aus den Cantonen St. Gallen und Appenzell mit einem matten

Schimmer übergoß. Die Thüre öffnete sich und man trat in das Wohnzimmer einer der ausgezeichnetsten Frauen unserer Zeit, von deren Geistes- und Herzensvorzügen der Ruf sich weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus verbreitet hatte und von welcher der gelehrte Italiener und Freund Friedrichs des Einzigen, Abbé Denina, im dritten Theile seiner Prusse litéraire sous Fréderic II. Seite 205 — 207 unter vielen andern Lobeserhebungen sagt:

„Madame de la Recke est dans l'Allemagne litéraire ce que Vittoria Colonna, Marquise Pescaire, a été dans la litérature italienne au siécle de Léon X. — La Marquise de Pescaire noble, belle, savante, auteur, a été l'amie de l'Arioste, de Bembo, de Casa, de Varchi et de tous les écrivains illustres de sa nation et de son temps. Madame de la Recke l'est de Messieurs Biester, Goethe, Müller, Nicolai, Ramler, Wieland; elle l'est de tous les Allemands illustres par leurs ouvrages, sans distinction de pays, de condition, de religion. Elle recoit avec la même politesse, la même bonté, l'épouse du savant libraire Nicolai, celle du Docteur Herz juif, la veuve et la fille de Moses Mendelssohn. On voit chez elle le poëte, le peintre, le maître de musique, le literateur, l'historien. Elle n'attend pas qu'on aille lui rendre hommage dans sa terre ou dans la résidence du Duc son beau-frère et de la Duchesse sa soeur. Obligée de faire des voyages par raison de santé elle se trouve souvent au milieu et au Sud de

l'Allemagne, et elle rend elle-même hommage aux grands écrivains qui honorent la nation."

Mit edler Haltung und selbst in den Jahren eines vorgerückteren Alters noch ungebeugt kam die edle hohe Gestalt dem Eintretenden entgegen, in deren imposantem und erhabenem Aeußern man eine Fürstin zu erblicken glaubte, deren angeborne Würde eben so sehr die Vertraulichkeit zu entfernen schien, als sie durch den unverkennbarsten Ausdruck wahrer Güte dazu wieder einlud. Sanft strahlte das große blaue Auge den edleren Naturen, die sich ihrem Zirkel aus reiner Absicht näherten, ein freundliches „Willkommen" zu, indem es den minder Edlen, die nur Neugierde oder eigennützige Absichten über die Schwelle ihres Hauses führten, Ehrfurcht und Zurückhaltung gebot. Gedankenfülle thronte auf der Stirn, während sanfte Weiblichkeit und Milde um Mund und Wangen spielten, das ernste Kinn aber fast männliche Festigkeit verrieth. Die ganze Erscheinung war das Bild der Hoheit und Würde.

Sie war — auch allein — stets umgeben von ihren Freunden; denn sie hatte von Jugend auf die Gewohnheit, in ihren Zimmern keinen andern Schmuck zu dulden, als der zur Nachfeier der Erinnerung an glückliche Tage, an — ihrem Herzen theure und befreundete Wesen beizutragen im Stande war. Alle Wände ihres Arbeitszimmers waren mit den Bildnissen derartiger Personen so reichlich geschmückt, daß man fast nirgends eine Spur von Tapete erblicken konnte. Selbst die Thüren und die

Inseite der Fensterpfeiler waren mit kleinen Miniaturen, Kupferstichen oder Silberstift-Zeichnungen interessanter Menschen behangen. Es war ein wahres Pantheon der Freundschaft, in welchem Elisa als hohe Priesterin waltete. Um das Bildniß ihres längst dahingeschiedenen Vaters, Johann Friedrich Reichsgraf von Medem, (treffliches Oelgemälde von Darbes) und ihrer Mutter gruppirten sich an der Hauptwand wie Planeten um ihre Sonne die sämmtlichen Mitglieder der Familie: Rechts und links ihre Brüder, von Darbes und Oechs gemalt, von denen sie besonders den ältesten, welchen ein auszehrendes Fieber schon im Jahre 1778 in der Blüthe seines Alters auf der Universität Straßburg dahinraffte, nie ohne Wehmuth anblicken konnte. Unter dem Vater die liebreizende, selbst im Alter von sechzig Jahren noch schöne Schwester Dorothea, Herzogin von Curland, in einem kleineren Bilde nach Graffi *); dann die beiden Lieblingsnichten Pauline (Fürstin von Hohenzollern) und Johanna (Herzogin von Acerenza), zwei schöne Pastellgemälde; die jetzt regierende Fürstin Eugenia von Hohenzollern, geborne Prinzessin von Leuchtenberg, Elisa's Jugendfreundin Sophie Becker, nachmals Gattin des Gerichtsdirectors Schwarz in Halle; der Dichter Göckingk nebst seiner geistreichen Gattin Amalia, Gleim, Moses Mendelssohn und David Friedländer. Die

*) Liedge hat nach dem Tode seiner Freundin dieses Bild durch dasjenige der Frau von der Recke ersetzt.

Wand nach Tiedge's Zimmer hin schmückten über den Bücherschränken die Bildnisse von Nicolai nebst dessen Gattin und Schwiegersohn, Hofrath Parthey in Berlin, Tochter und Enkeln (dem jetzigen Besitzer der Nicolaischen Buchhandlung Dr. Gustav Parthey und dessen Schwester, nachmals an den Musik-Director Bernhard Klein verheirathet), der berühmte Rechtsgelehrte Anselm von Feuerbach, der Kunstkenner Ritter von Quandt nebst dessen geistreicher Gattin, Tochter des durch seine Skizzen, Erzählungen und historischen Gemälde unsterblichen August Gottlieb Meißner. Ueber der Thüre hatten Schwander und Meißner nebst dem ausgezeichneten Kanzelredner Ober-Consistorialrath und Probst Dr. Hanstein ihre Plätze gefunden. Diesen gegenüber bildete Tiedge, von Rösler gemalt, den Mittelpunkt, um welchen der geniale Naumann, ein Bild der sprechendsten Aehnlichkeit von Anton Graff's Meisterhand, der ehrwürdige Sulzer und sein College Seiler, Sieveking, die edle Herzogin von Holstein-Augustenburg, Klopstock, Wieland, Johannes von Müller, Klinger, von Holtey aus Kurland, Elisa's Jugendfreund, Weigel, G. A. von Maltitz, Reichenbach, von Wachsmann, Ernst von Brunnow und viele Andere sich reiheten.

Den Schreibtisch aber schmückten Miniaturgemälde und kleine Büsten derjenigen Personen, deren häufige Erinnerung für sie ein besonderes Interesse hatte, wie Catharina II. Kaiserin von Rußland, Luise Herzogin von Dessau, Stanislaus Poniatowski, König von Polen,

die Fürstin von Hohenlohe-Schillingsfürst, geborne Fürstin von Fürstenberg, Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen (als Kronprinz, überaus ähnlich in Eisen gegossen), ihre innig geliebte Schwester Dorothea, Herzogin von Kurland, ihre Nichte Frau von Schöppingk, Tochter des Grafen Karl von Medem, und deren Kinder nebst noch einigen Mitgliedern der Familie.

In nächster Umgebung, nur durch eine Thüre von diesem Musen- und Freundschaftstempel getrennt, wohnte ihr treuer Freund und Lebensgefährte Tiedge in einem kleineren Zimmer, dessen Fenster, wie die des ihrigen, die Aussicht nach der Elbe hatten und nicht nur einen überaus freundlichen Blick auf die Altstadt Dresden mit der schönen im italienischen Style erbauten katholischen Hofkirche, auf das königliche Schloß, die majestätische Elbbrücke, die durch ihre reizende Aussicht berühmte mit Bäumen bepflanzte Garten-Terrasse des Gräflich Brühlschen Palastes und die hohe Kuppel der Frauenkirche gewährten, sondern in einiger Entfernung ein wahres Panorama der Umgegend besonders nach der Seite des plauenschen Grundes und des Ostrageheges darboten.

Hier saß der ehrwürdige Sänger in einem mit rothem Leder beschlagenen altmodischen Lehnstuhle am einfachen Schreibtische, den nichts als ein von Elisa von der Recke zum Andenken an das so oft gemeinschaftlich besuchte Carlsbad geschenktes Schreibezeug von Krystall-Glas zierte. Zur Seite links am Fensterpfeiler ein ebenso einfaches Büreau, das gewöhnlich offen stand und

bei halb ausgezogenen Fächern den wenig geordneten Inhalt von Papieren und Schreibmaterialien sehen ließ. Dessen alleiniger aber um so interessanterer Schmuck war eine Stutzuhr von vergoldeter Bronze, welche dereinst auf dem Arbeitstische des Cardinals Richelieu, des allgewaltigen Ministers Ludwigs XIII., zu manchem wichtigen Staatsgeschäfte — vielleicht sogar zu manchem Todesurtheile und dessen schauriger Vollstreckung die Stunden anzeigte. Die Herzogin von Curland hatte diese merkwürdige Uhr von der Familie jenes berühmten Staatsmannes als einen Beweis ganz besonderer Auszeichnung zum Andenken erhalten und nach ihrem Tode durch Vermächtniß ihrem Biographen Tiedge hinterlassen.

Einen ähnlichen Gebrauch davon machte auch Letzterer, indem er dies historische Denkmal in gleicher Weise dem Herausgeber seines Lebens und seiner hinterlassenen Gedichte noch bei Lebzeiten geschenkt hat.

Dem Schreibtische gegenüber hingen die Bildnisse der Herzogin Amalia von Weimar, des Glaubenshelden Johann Huß, C. A. Böttigers, Neanders, Feuerbachs, Neukomm's und der Herzoginnen Dorothea von Curland nebst deren jüngsten Tochter Fürstin von Talleyrand; über dem Sopha aber diejenigen Jean Paul's und der Herzogin von Sagan, eine Ansicht von Löbichau und ein Seesturm von Dahl.

Nach dem Tode der edlen Frau von der Recke hielt sich Tiedge den ganzen Tag über in deren Wohnzimmer auf, um, wie er sich selbst auszudrücken pflegte, durch immer-

währende Erinnerungen an „die hohe Seele" zur fortgesetztesten Selbstbewachung und Selbstbeherrschung aufgemuntert zu werden, und schlief alsdann in seiner bisherigen Studirstube, wo über seinem Bette, welches eine zartsinnige Dame aus Böhmen mit einer eigenhändig gestrickten Ueberdecke geschmückt hatte, das Bildniß der für ihn und die Welt viel zu früh entschlafenen Freundin, von Graff gemalt und von dem genialen Landschaftsmaler Dahl auf Lebenszeit geliehen, seine theuerste Umgebung ausmachte.

Der Leser, der sich für den Gegenstand dieser Biographie interessirt, wird gewiß die Ausführlichkeit einer solchen Schilderung von Aeußerlichkeiten gern vergeben, eingedenk der Wahrheit, daß sich weder das moralische noch das physische Bild eines ausgezeichneten Menschen ganz unabhängig von seiner Umgebung darstellen läßt, indem ja sowohl die Verhältnisse als die Orte und Räume, in denen er sich bewegte, erst den rechten Hintergrund seines Daseins bilden.

Jeder, dem es vergönnt war, in das kleine Heiligthum der edelsten Freundschaft, in die stille Wohnung Elisa's und Tiedge's zu treten, ging nicht anders als mit Bewunderung und den Gefühlen treuester Anhänglichkeit von Beiden.

Bald war dies Haus nebst demjenigen des geistreichen Dichters, Philosophen und Kritikers, des Mitstifters der romantischen Schule Deutschlands — Ludwig Tieck's — der Mittelpunkt für ganz Dresden, wo sich

täglich nicht nur ein ausgezeichneter Kreis von einheimischen Männern und Frauen um das seltene Freundespaar versammelte, sondern auch gebildete Fremde aller Nationen jederzeit die wohlwollendste Aufnahme fanden.

Des Vormittags traf man die würdige Matrone stets an ihrem Schreibtische sitzend, entweder mit Lecture beschäftigt, oder ihre weitverbreitete Correspondenz, ihr Tagebuch und andere schriftliche Arbeiten besorgend. Die häuslichen Geschäfte und zumal die Wirthschaftsberechnungen mit ihrem treuen Haushofmeister Pappermann waren bereits abgemacht. Im Allgemeinen waren Morgenbesuche, die nicht auf Geschäfte Bezug hatten, oder welche nicht unaufschiebbare Dringlichkeit der Zeit und Umstände gebot, weniger willkommen. Abends nach sechs Uhr hingegen freute sie sich ihre Freunde eintreten zu sehen, und mit liebenswürdiger Gastlichkeit öffnete sie Jedem, den gute Sitten und Bildung empfahlen, ihre Gesellschaftszimmer.

Mit unbeschreiblicher Hoheit und Milde empfing sie die Besuchenden, welchem Volke, welchem Religionsbekenntnisse sie auch angehörten, wessen Standes und Alters sie immer sein mochten. Das Gespräch wurde vermöge der Gewandtheit ihres Geistes bald lebendig, was auch nicht anders sein konnte, da ihr durch den vieljährigen Umgang mit Menschen aller Sphären ungewöhnliche Erfahrungen zur Seite standen und da sie in der Kunst zu leben bereits auf jener Höhe angelangt war, wo im Urtheile mit und von Andern die Ruhe der Besonnen-

heit wohnt, der Mensch sich selber begreift und die Vernunft, ihr Gebiet und ihre Grenzen erkennend, das eigene Selbst beherrscht!

Hatte auch ihr mühsam sowohl durch Studium und Umgang mit philosophisch gebildeten Männern als durch eigenes Nachdenken errungenes Moralsystem in ihrem klaren Geiste eine Vorstellungsart von Gut und Böse geschaffen, die kein Mittelgut zuließ, so ging dennoch von ihrem Wesen ein allgemeines Wohlwollen aus, eine Duldung, eine Milde, die keine Ausschließung kannte. Jene moralische Strenge durfte nicht ihr äußeres Betragen gegen die Menschen, sondern nur ihr inneres Verhältniß — ihr Vertrauen zu ihnen bestimmen. Die ganze Richtung ihres Geistes, der auf gründliche Kenntniß der Gegenstände ausging, war dieser meist nur einzelne Merkmale vergleichenden Auffassung entgegen. Meisterin in der Kunst des Schweigens trat sie nur dann mit der Aeußerung ihrer Gesinnungen hervor, wenn sie darum ersucht, gleichsam berechtigt war, die Wahrheit auszusprechen, oder wenn sie sich, auch unaufgefordert, für verpflichtet hielt, durch warnende Mahnung ein Unheil zu verhindern. Die im geselligen Leben so häufigen Kritiken über unsere Nebenmenschen, zu welchen oft blos um eines glücklichen Gedankens, um eines witzigen Wortspiels willen, selbst edle Menschen zuweilen sich hinreißen lassen, machten auf Frau von der Recke stets einen unangenehmen Eindruck. Voll Wehmuth pflegte sie dann zu sagen: „Nichts stehet höher als die Reife des Geistes,

des Verstandes, der Vernunft, nichts aber tiefer als der Witz, der nur durch plötzliches Zusammenstellen von Gegensätzen überrascht, zumal der trockene Wortwitz, — denn er ist die Krätze der Seele."

Leichtsinnig Verurtheilten oder Verspotteten versagte sie ihre Vertheidigung niemals; daher denn nicht selten Personen, denen es nicht an Scharfblick fehlte, bei solchen Veranlassungen einen Mangel an Urtheil an ihr wahrzunehmen glaubten und sie überhaupt für weniger geistreich als gut und edel hielten; allein man täuschte sich, denn sie wollte nur — nicht richten.

Der Heuchelei kam sie bald auf die Spur, und vor der entschiedenen Verworfenheit zog sie sich immer, von welcher Bedeutung, von welchem Range der Träger derselben auch sein mochte, freimüthig und merkbar zurück, weshalb auch nur eine gewisse Classe von Menschen sich wohl in ihrer Nähe fühlen konnte.

War sie von der Erscheinung eines Menschen, der sie zum erstenmale besuchte, befriedigt, so öffnete sie die Seitenthüre ihres Zimmers und führte ihn zu Tiedge, damit auch dieser des Genusses einer würdigen und deshalb bleibenden Bekanntschaft theilhaftig werde.

Ruhig nahm dieser das grünseidene Schirmchen, das zum Schutze der Augen ihm von der sorgsamen Freundin jedesmal zum Geburtstage neu geliefert wurde, von den Silberlocken, die sein schöngeformtes Hinterhaupt umwallten, blickte anfangs verwundert von dem Papiere, das ihn gerade beschäftigte, empor und erhob sich — je

nachdem der Gegenstand des unerwarteten Besuches ihn erfreute oder unangenehm überraschte — mehr oder weniger von seinem Sitze, wozu er stets des zur Seite lehnenden Bambusstabes mit elfenbeinener Krücke bedurfte, indem sein rechter Fuß, seit frühester Jugend durch die Blattern geschwächt, so sehr nach einwärts gebogen war, daß er mehr auf dem Rist als auf der Sohle ging, was ihm beim Auftreten Schmerzen verursachte.

War der Besuchende so recht nach seinem Sinne, das heißt: treuherzig, offen und ohne Ceremoniell, so drückte ihm Tiedge freundlich die Hand, wies ihm einen Stuhl an seiner Seite an und nahm, zumal wenn das Gespräch nicht bloße Oberflächlichkeiten des Lebens: Tagesneuigkeiten, Theater, Concerte und dergleichen berührte, den lebhaftesten Antheil an der Unterhaltung. Brachten ein Vater oder eine Mutter Kinder mit, um sie dem heiteren Greise vorzustellen, so strahlte sein schönes großes schwarzes Auge voll inniger Freude über diese „Blumen des Lebens," wie er sie zu nennen pflegte. Er ließ sich gar bald mit den Kleinen in lebhafte Gespräche und nicht selten in rein kindliche Scherze ein und schien sich so im Anblick der Jugend selbst zu verjüngen. „In der ganzen weiten Natur," rief er nicht selten voll Begeisterung aus, „giebt es doch nichts Schöneres, als Blumen und Kinder!"

Wer Eines oder das Andere von diesen Beiden mitbrachte, konnte der freundlichsten Aufnahme gewiß sein. Letztere wurde überhaupt fast Jedermann zu Theil, wenn der Besuch, was freilich sehr häufig geschah, nicht etwa

die Durchsicht und Beurtheilung dichterischer Selbsterzeugnisse zum Zwecke hatte. So oft ein junger Mann ein Manuscript aus der Busentasche, oder eine Dame Papiere aus dem Strickbeutel hervorzog, wurde sein Blick — selbst ehe er noch den Gegenstand kannte — unwillkürlich ernster; auf der heitern Stirn lagerten sich Wolken und mit stummer, für den Zartfühlenden aber um so beredteren Mißbilligung nahm er die ihm zugedachte Pönitenz in Empfang. Bei dem nächsten Besuche gab er alsdann, wenn in den oft umfangreichen Poesien kein hervorragendes Talent wahrzunehmen war, die Manuscripte mit der lakonischen Bemerkung zurück: „Es ist recht gut gemeint, was Sie da zu Tage gefördert haben, — wir wissen es aber schon!" — Scherzhafter Weise pflegte er oft zu sagen, wenn von erhaltenen Besuchen die Rede war: „So oft meine Thüre sich öffnet, so ist mein erster Blick bei Männern auf die Rocktasche, bei Frauen aber auf den Strickbeutel gerichtet, um zu erspähen, ob nicht ein zeittödtendes Papier aus dem Verstecke hervorschaue, das meine gute Laune, zum wenigstens für denselben Tag, mit einem Angriff bedrohet."

Wirkliche poetische Talente aber nahm er nicht nur schonend auf, sondern ermunterte sie zum Vorwärtsschreiten, oder wies sie freundlich auf der verfehlten Bahn zurecht und ward ihnen bald mit Rath und That ein väterlicher Freund, Rathgeber und Beschützer.

Andern wiederum, die im Gefühle der eigenen Schwäche mit bescheidener Bitte um Wahrheit und zwar unge-

schminkte Wahrheit in der Beurtheilung ersuchten, gab er nicht selten den wohlgemeinten Rath: „Wenn einmal nach ächtem Ritterbrauch das Leben dem Dienste einer einzigen auserwählten Dame gewidmet sein müsse, sich lieber die Muse der Geschichte, als jene der Dichtkunst als Huldgöttin zu erküren. Die Dame Klio," fügte er alsdann lächelnd hinzu, „ist nachsichtiger, als Thalia und Kalliope. Jene nimmt mit dem redlichen Willen ernster Forschung vorlieb, diese beiden Letzteren aber verlangen rhythmische Klänge einer aus dem Innern strömenden Begeisterung."

Das Haus der Frau von der Recke, welche für Dresden gerade das war, was Frau von Récamier für Paris, Caroline Pichler für Wien und Johanna Schopenhauer für Weimar, wurde sehr bald der Sammelplatz in- und ausländischer Gelehrter, Staatsmänner und Künstler, wo die Einförmigkeit der gewöhnlichen Conversation nicht selten durch Vorlesungen über allerlei Gegenstände, durch briefliche Mittheilungen, durch Gesang, Pianoforte-Spiel oder Declamation unterbrochen wurde.

In diesen reinen Genuß der edelsten Lebensfreude trat — wie ein Wehmuthsengel — plötzlich ein ergreifendes Ereigniß, welches die hohe Frau und ihre Umgebung in die tiefste Trauer versetzte.

Es war dies der am 20. August 1821 zu Löbichau durch Erschöpfung und gänzliche Auflösung des Nervenlebens erfolgte Tod der Herzogin von Curland. In Eli-

sa's Armen hauchte diese heißgeliebte Schwester, deren herrliche Natur ein und vierzig Stunden mit der Zerstörung rang, ihren letzten Athem aus. Mit ihr war nun hinübergegangen in die ewige Heimath die feine zarte Seele von Elisa's zweitem Ich, die ein rettender, ein helfender, ein wohlthuender Schutzgeist für Tausende hienieden gewesen.

Für die silberne Kapsel, in welcher ihr Herz aufbewahrt wurde, verfaßte Tiedge die Inschrift:

„Wohlwollen schlug in diesem Herzen
Und Zartgefühl für fremde Schmerzen."

Auf den Deckel des Sarkophags aber legte er die Worte nieder:

„Ihr Geist ging heim in einen hellern Raum,
Hier unten leuchtet noch sein Pfad;
Ihr Dasein war ein sanfter Morgentraum,
Ihr Leben voll von Engelthat;
Und jede Thräne, die ihr floß, —
Es war nur Dank, der sich ergoß."

Wie zart und innig unser Tiedge auch der Schwester seiner Freundin zugethan gewesen, davon giebt so mancher Brief aus jener Zeit den sprechendsten Beweis, unter denen wir nur ein Schreiben vom 13. October 1821 an den durch innige Bande der Freundschaft mit Tiedge und Frau von der Recke verknüpften Pastor Pleißner in Groß-Stechau im Altenburgischen hervorheben:

Dresden, den 7. December 1821.

„Noch immer, mein geliebter Pleißner, ist mein Gemüth mit dem Schatten einer recht tiefen Trauer umgeben, und wenn ich unsere hohe Freundin leiden sehe, die schon angefangen hat, unter ihren gewöhnlichen Winterbeschwerden zu seufzen: dann ist mir's, als brächen die früher geschlagenen Wunden wieder auf und ergößen ihre Verblutungen über alle Stellen meines Gemüthes, wo die Ruhe aufkeimen will. Ich habe es wahrlich zuvor nicht gewußt, daß ich die Verewigte so innig geliebt habe. Ach! ist es nicht traurig, daß uns der Verlust erst über unsern frühern Besitz belehren muß? Aus dem Gefühle der Ergebung, die mit dem Schmerze kämpft, ist ein Gedicht hervorgegangen, welches ich Ihnen hierbei mittheile. Lesen Sie es Ihrer Pauline vor. Es wird Euch beide wehmüthig stimmen; aber Sie werden sicher diese Empfindung, des Gegenstandes wegen, den Ihre Thränen ehren, nicht zurückweisen. Mit meinem Geiste bin ich oft, sehr oft mitten unter den kleinen frohen Geschöpfen, welche Sie umgeben und ergötze mich an der kleinen lieblichen Elisa; dann sitze ich wieder mit Euch allen im vertraulichen Kreise um den runden Tisch und verzehre ein Lieblingsgericht; aber dann ziehen mich die Gedanken zu dem heiligen Grabe dahin, das ich so oft schon besuchte. Die Herrnhutische Gemeine bewahrt einen schönen Gebrauch: Am Ostermorgen besuchen Brüder und Schwestern die Grabstätten der

geliebten Heimgegangenen. Wäre ich in Löbichau, ich würde auf dem heiligen Abendsonnenhügel einen Ostermorgen feiern. Dieser Gedanke war es, der mich zu dem beigefügten Gedichte begeisterte. Ich bin überzeugt, daß ich darin auch Ihre und Paulinens Empfindungen ausgesprochen habe. Ich habe, wie Sie wissen, immer nur sehr ungern mein Zimmer verlassen, jetzt kostet es mir noch weit mehr Kampf hinaus zu gehen in die Welt; und wie selig froh bin ich, selbst in meiner Trauer, wenn ich wieder in meine Einsamkeit zurücktreten kann. Vor ein paar Tagen saß ich einsam sinnend an meinem Schreibtische, von wo aus ich den südlichen Horizont überschaue. Da zog plötzlich ein tief dunkles Gewitter herauf, so daß es beinahe Nacht um mich wurde, ein heftiger Blitz riß wie mit einer Feuerlinie den schwarzen Himmel aus einander, daß mir es war, als müßte ich einen Blick hineinwerfen können in das Empyräum, wo unsere Verewigte wandelt. Der ganze Tag war düster, mein Gemüth war es auch; denn neben mir in ihrem eben so einsamen Zimmer litt die große Seele, die so himmlisch ist, und so wenig Erdenhimmel genießt. Herzlich grüßt sie ihre geliebten Pleißners. Lebet wohl, Ihr Guten." Tiedge.

Das Gedicht, auf welches unser Sänger hindeutet, spricht die Empfindungen der verwaiseten Unterthanen der Herzogin einfach und treffend aus, von denen Einer, ein schlichter Landmann der Löbichauer Gemeinde, in der lakonischen Grabrede die Verstorbene mit folgen-

den Worten charakterisirte: „Ach! wir haben eine große Frau begraben, doch uns war sie mehr!“ und so möge es denn auch hier eine Stelle finden:

„Die Hohe, welche die Uns're wir nannten,
Sie wandelt und wirket nun nicht mehr hier.
Was war sie uns allen! und wir erkannten
Den segnenden Engel des Herrn in ihr;
Sie brachte so huldvoll auf unsere Fluren
Ein irdisches Paradies herab.
Ach! weinend suchen wir nun ihre Spuren,
Und alle führen uns an ihr Grab.
Die Spuren alle sie offenbaren,
Wie milde sie war, wie menschlich und hold,
Und was sie gethan, und was sie gewollt,
Sie sagen uns alle, wie glücklich wir waren.
Wir schauen nach unserem Tempel dahin,
Wo jegliches Herz ihr Anblick entzückte,
Als sie mit himmelvollem Sinn
Den heiligen Altar des Ewigen schmückte.
Noch sehen wir, wie sie, von Andacht entglüht,
Da stand in Gottes Heiligthume,
Fürwahr schon hier eine himmlische Blume,
Die auf den Fluren des Himmels nun blüht!
Wir hören die heiligen Lieder der Jugend
In unserem Tempel erschallen — und tief,
Tief fühlen die Herzen die Sitte der Tugend,
Zu der sie, wie Christus, die Kinder berief.
Doch ach! der Hain, worin die Freude gewaltet,
Ihr Fußtritt wird nun nicht mehr ihn weihn!
Er hat ja traurig sich umgestaltet
Zu einem ernsten Todtenhain!
Da ist ihr Grab! Ihr Lüfte, weht gelinder,

Weh't heilig um dieses geheiligte Grab.
Bekränzt es mit Blumen, ihr unsere Kinder!
Wir beten ihren Geist auf euch herab.
Da schlummert sie. Sie schlaf' in Gottes Frieden!
Kein wilder Laut entweihe diesen Hain!
Sie ist nicht gänzlich von uns geschieden,
Ihr Sinn wird immerdar mit uns sein.
Zur Feierzeit im Abendschimmer,
Wenn nächtliche Lüfte den Hügel umwehn,
Dann wird uns're Wallfahrt für immer und immer
Zu ihrer Schlummerstätte gehn!" —

Als nicht lange nach dem Tode der Herzogin die Sage sich verbreitete, daß eine böswillige Feder die Fehler und Schwächen dieser Fürstin und ihres allerdings nicht vorwurfsfreien Hofes in einem Gemälde von der Nachtseite des Lebens zusammenzustellen in Bereitschaft sei, folgte Tiedge um so williger der Aufforderung Elisa's und deren zahlreicher Freunde, und lieferte in kurzer Zeit die anziehende Lebensbeschreibung unter dem Titel „Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Curland, Leipzig. Brockhaus, 1823. 8.," welche in stylistischer Beziehung als ein Meisterstück der biographischen Kunst betrachtet werden kann., — wenn auch in Bezug auf Treue und unbefangene Auffassung der Persönlichkeiten sowie der Verhältnisse wohl mit Recht Manches zu tadeln sein dürfte. Als habe der Biograph die Stimme der richtenden Mit- und Nachwelt geahnet, schrieb er im December des nämlichen Jahres, in welchem das Buch erschienen war, an den schon oft erwähnten

Freund Pleißner folgenden merkwürdigen Brief, der schon um der darin ausgesprochenen Charakteristik Elisa's von der Recke und der zwischen den beiden Schwestern gezogenen Parallele willen hier nicht am unrechten Orte sein dürfte.

„In der ganzen Zeit hat kein Brief aus der Nähe und aus der Ferne mir so viel Freude gemacht, als der Ihrige vom 24. December. Sie haben über dem Leben der Dorothea nicht nur das Leben der viel höheren Elisa nicht vergessen; sondern Sie haben es auch sehr richtig herausgefühlt, daß ohne die erhabene Elisa die liebliche Dorothea mancher Strahlen entbehren würde, mit denen jetzt ihr Seelengemälde prangt; daß sie weit niedriger stehen würde, hätte die Hohe sie nicht gehoben, gehalten, getragen. Tritt uns in Elisens Bilde gleichsam eine Heilige entgegen, so ist dies wahrlich nicht des Malers Werk: dessen war der Maler sich so lebendig bewußt, daß er erst durch fremde Stimmen, die nicht von der Begeisterung ausgingen, mit der die Wahrheit und Hoheit einer seltenen Tugend erfüllten, erinnert werden mußte, daß man die Abbildung der ihm vorschwebenden Gestalt für das Werk eines panegyrischen Pinsels halten könnte, der zu wenig in schattige Farben getaucht hätte. Der Maler trat nun mit wiederholter Aufmerksamkeit und vergleichendem Blick vor sein Bild, und immer sagte ihm sein Bewußtsein: Nein, du könntest auch zum Zweitenmale es nicht anders machen. Und sind denn nicht treu und ehrlich, ohne alle schminkende Farbe, die Schat-

tenstellen, die das Urbild ihm zu zeigen hatte, aufgetragen worden? Als in den schönen Blüthentagen der Zeit der Versucher in der Gestalt der Eitelkeit zu ihr trat, habe ich da die Siege verschwiegen, welche die Lockung über die Jungfrau davon trug? Freilich hat sie den Sieger bald wieder besiegt; auch legte sie, wie ein kluger Feldherr, dem Feinde gegenüber, niemals die Waffen gänzlich nieder. Alles dies habe ich aus dem Verhöre, welches das edlere Selbst dieser schönen Seele in ihrem Tagebuche mit sich hält, treulich abgeschrieben. Allerdings war ich nun von einer so seltenen Natur, die ich darzustellen hatte, durchdrungen; ich war begeistert von der hohen Erscheinung, die vor meine Seele trat: und so bildete sich der Ausdruck, die Form der Darstellung, ich möchte fast sagen ohne mein Zuthun, von selbst. Genug, mein theurer Freund, Sie verstehen mein Gemälde, weil Sie das Urbild verstehen." —

Tiedge's Biographie der Herzogin von Curland war erquickender Balsam auf die Seelenwunde der trauernden Schwester, und es bedurfte lange Zeit, ehe die würdige Matrone sich von ihrem Schmerze wieder erholte.

Die Besuche der Freunde, die es sich zur angenehmsten Pflicht machten, ihr Gemüth durch Zerstreuung aufzuheitern, verdoppelten sich, und im Umgange mit geistreichen Männern stellte sich nach und nach die entflohene Seelen-Heiterkeit wiederum ein. Das Lieblingsgespräch Elisa's war Politik und Religion, — Tiedge hingegen suchte beiden sorgfältig auszuweichen und be-

mühte sich, die Unterhaltung auf Musik, auf Dichtkunst oder historische Ereignisse hinzulenken.

Zu den ältesten und treusten Freunden des Hauses gehörten: Der berühmte Alterthumskenner Hofrath Böttiger, der gelehrte Herausgeber und Commentator von der Elisa von der Recke's „Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und Italien in den Jahren 1804 — 1806, Th. 1 — 4. Berlin, 1816 — 17. 8.," der edle Conferenzminister von Nostitz und Jänkendorf, als Dichter unter dem Namen Arthur von Nordstern bekannt, der geistreiche und welterfahrene Diplomat Geheime Cabinetsrath Breuer, der gründliche Historiker Hasse, damals Professor der Geschichte an der Ritterakademie, jetzt öffentlicher Lehrer der historischen Hülfswissenschaften an der Hochschule zu Leipzig und Hauptredacteur der officiellen Leipziger Zeitung, dessen zwei treffliche Collegen Karl Förster und August Leberecht Herrmann, ersterer als einer unserer gemüthreichsten Dichter, letzterer als historischer Schriftsteller bekannt, der jetzige Vice-Director des königl. Hoftheaters und der musikalischen Kapelle Hofrath Winkler (Theodor Hell) nebst dessen Jugendfreund und Mitübersetzer der Luisiade von Camoëns Friedrich Kuhn, der geniale Landschaftsmaler Professor Johann Clausen Dahl, der große Musiker Karl Maria von Weber, der erfahrene Arzt und Philolog Hofrath Dr. Weigel, der Vorstand des königlichen Antiken-Museums Hofrath Heinrich Hase, der Geheime Rath und nachmalige Cultusminister von Carlowitz, der

Oberschenk Graf Heinrich von Einsiedel; der Geheime Rath und Kammerherr von Globig, der würdige und wahrhaft fromme Greis Assistenzrath Demiani und der berühmte Kanzelredner Moritz Schmalz, damals Pastor an der Kirche zu Neustadt Dresden, gegenwärtig Hauptpastor und Scholarch in Hamburg.

Zu den ausgezeichnetsten Fremden, welche Elisa und Tiedge in der ersten Periode des Dresdner Aufenthaltes von Zeit zu Zeit besuchten, gehörten außer den Prinzessinen von Sagan, Hohenzollern und Acerenza, der geistvolle Kronprinz von Preußen, des jetzigen Königs Majestät, der Großherzog von Weimar, der kaiserl. russische Staatsminister von Uwarow, der französische Gesandte Graf von Reinhard, Talleyrand's vertrautester Freund, Alexander von Humboldt, Matthisson, Baggesen, Oehlenschläger, Schukowsky, Bretschneider, Schuberoff, Röhr, Wilken, Geißler, Pinder, Anselm von Feuerbach, Cajetan von Weiller, mit welchen Beiden Frau von der Recke bis zu deren Tode in unausgesetztem Briefwechsel stand, die Professoren Krug, Clodius und Wachsmuth aus Leipzig, Kanzler Niemeyer sowie die Professoren Gesenius und Wegscheider aus Halle, Kapellmeister Ritter Neukomm aus Salzburg, die beiden Dichter Franz und Apollonius von Maltitz, die russischen Staatsräthe Morgenstern aus Dorpat, von Recke aus Mitau und Turgenieff aus St. Petersburg, die Freiherrn von Kaiserlingk, Kleist, Uexküll, von der Ropp, Simolin, Firks, Rutenberg, Schöppingk, Löwen-

stern und Klopmann aus den Ostsee-Provinzen und Dr. Gustav Parthey aus Berlin, durch seine historisch-geographischen Forschungen über Sicilien und Aegypten bekannt.

Mit den meisten derselben unterhielt auch Tiedge einen lebhaften Verkehr, wie mit dem Erzieher des Großfürsten Thronfolger, dem genialen Dichter Schukowsky, der das russische Volk zuerst in die tiefe Welt germanischer Dichtung einführte.

„Mit Schukowsky," pflegte Tiedge oft zu sagen, „beginnt im Lande der Nordslaven die Poesie des Gedankens: Er lehrte Rußland die erhabenen Empfindungen verstehen, die eigentlich weder das Privat- noch das Volksleben irgend einer besonderen Nation angehen, sondern das Erbtheil der ganzen Menschheit sind. Hätte jener Länderkoloß unter seinen Eingebornen mehr Männer wie ein Speransky, Rumänzoff, Uwarow, Stroganoff und Schukowsky, so würde die schöne Saat eines selbstständigen philosophischen Strebens, welche Katharina II. ausgestreut, dermaleinst zur Reife gedeihen können."

Von auswärtigen Damen, die durch mehr als ephemere Erscheinung zur Erheiterung des Lebensabends unseres Dichterpaares beitrugen, stehen die geistreiche Frau von Ahlefeld, geborne von Seebach, die mit der klassischen Literatur der Griechen und Römer vertraute Geheime Räthin Kohlrausch — die treue Freundin und Pflegerin der unlängst verstorbenen Königin von Han-

nover, dann die Gattin des ehrwürdigen Arztes Sulzer in Ronneburg und Elisa's beide Nichten: Frau von Schöppingk und Gräfin von Kleist-Loß, sowie die liebenswürdige Gräfin Luise von Hohenthal-Königsbrück nebst deren Schwestern, gebornen Prinzessinnen von Biron-Curland, in der ersten Reihe.

Eine andere Kathegorie bildeten die Schriftstellerinnen Helmina von Chezy, geborne Freiin von Klenke, Fanny Tarnow, Frau von Bornstedt nebst ihrer Tochter, welche in der literarischen Welt ihren wahren Namen unter dem pseudonymen „Anna Mora" verbirgt.

In der späteren Periode gesellten sich zu dem obengenannten Kreise von Männern eine nicht minder große Anzahl Freunde und Verehrer als: der gründliche Rechtsgelehrte und Meister in der historischen Charakteristik Geheime Rath Dr. von Langenn, welcher aus dem Oberhofgerichte von Leipzig in das königliche Appellationsgericht und später als Hof- und Justizrath in die Landesregierung berufen, ganz besonders in den für Sachsen auf immer denkwürdigen Jahren 1830 und 1831 als königlicher Commissarius in Leipzig dem Staate wesentliche Dienste leistete, und jetzt als Erzieher des Prinzen Albert, Herzogs zu Sachsen, die theuerste Hoffnung des Vaterlandes pflegt, — der welterfahrene durch seine historischen Romane hinlänglich bekannte Obrist von Witzleben (A. von Tromlitz), der gemüthreiche Dichter Ernst von Brunnow, Bruder des berühmten Diplomaten, der Hahnemann's Organon der homöopathischen Heil-

kunde zuerst in die französische Literatur einführte, der in seinem „Troubadour" das Zeitalter der Minnesinger trefflich schilderte und nun in einem größeren historisch romantischen Gemälde Luthers und Franz von Sickingens Freund Ulrich von Hutten dem deutschen Volke vorführen wird, Sachsens erster Botaniker Hofrath Dr. Reichenbach, der durch seine naturhistorischen Reisen in Ungarn und Portugal und besonders durch das Prachtwerk „La Flore portugaise" berühmte Graf von Hoffmannsegg, Appellationsrath von Salza, Rector Gröbel, Landrentmeister Pfarr, der geniale aber excentrische Gotthilf August Freiherr von Maltitz und der Großherzoglich Badensche Geheime Rath von Ungern-Sternberg, Pastor Burckhardt zu Friedrichstadt Dresden, Carl Constantin Kraukling, Director des historischen Museums, der kaiserl. russische Akademiker von Goldbach, der kenntnißreiche Münzbuchhalter Dr. Kummer, Schuldirector Kaden, Prediger Lingke und der Herausgeber dieser Biographie.

So lange die ehrwürdige Matrone Frau von der Recke lebte, bildete die Gattin des Geheimerathes von Langenn, geborne von Zabeltitz, ein zartorganisirtes Wesen voll reinster Harmonie des Geistes und Herzens, von der man mit Tiedge sagen konnte: „jeder Nerv ihres Körpers war eine Seele," als Liebling Elisa's, den Centralpunkt des weiblichen Theiles der Gesellschaft. An Frau von Langenn hatte sich das liebenswürdige Fräulein Marianne Surmann, damals Pflegetochter der

Königl. Preußischen Generalswittwe Frau von Ivernois, gegenwärtig Gräfin von Harrach, auf das innigste angeschlossen, wozu sich bald noch die Gattin des Obersten von Witzleben, geborne Albanus aus Berlin, als Dritte im Bunde gesellte. Diese drei Freundinnen, verbunden mit der musikalisch gebildeten jungen Gräfin von Hoffmannsegg und deren trefflichen Mutter Frau von Warnery, den fein gebildeten Damen: von Quandt, Förster, Winkler, Hase, Reichenbach, Weiß, Platzmann, von Houwald, v. Lorenz, v. Tettenborn und v. Tümpling, würzten die Gesellschaft der Männer in jenen heitern Abend-Cirkeln, welche häufig durch Vorlesungen dramatischer Dichtungen mit vertheilten Rollen, und durch Gesang, wo außer der Gräfin von Hoffmannsegg und Fräulein Bianka Weiß, jetzt Gattin des Baumeisters Hugo Erhard, nicht selten auch Madame Vogeler, eine geborne Schottländerin mit ihrer schönen Tochter Valeria, zwei vollendete Tonkünstlerinnen, und die Königl. Kammersängerin Fräulein Veltheim mitwirkten, zu improvisirten Soirées literaires et musicales umgestaltet wurden. Unter den Männern, welche durch ihre musikalischen Talente zur Verherrlichung solcher Abende beitrugen, haben sich die Herren von Krüdener, von Meiners, Hollander und Preußer ausgezeichnet.

Jahre, Monate und Wochen vergingen auf solche Weise in schöner Ruhe, aber auch in einer gewissen Einförmigkeit, die nur der innere Friede, der in diesem Hause seinen Wohnsitz aufgeschlagen, minder drückend

zu machen im Stande war, und mit Recht konnte man wie jener geistreiche Brite bei Schilderung des Vicars von Wakefields Leben ausrufen:

„To-day is so very like yesterday, that we imperceptibly forget the progress of time!“

Einer der schönsten Glanzpunkte in dem schon von den gebrochenen Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Leben Tiedge's und Elisa's von der Rede war die mehrwöchentliche Anwesenheit ihres Freundes Feuerbach, des ausgezeichnetsten unter den Criminalisten neuerer Zeit, ersten Präsidenten des Appellationsgerichtes zu Ansbach, welcher von so mancherlei trüben Erfahrungen in seiner amtlichen Thätigkeit im schönen Dresden Erholung suchte und fand.

Er war von seiner Tochter, der Frau von Dobenek, begleitet. Das Einzige, was den philosophisch gebildeten Rechtsgelehrten und Menschenfreund zu drücken schien, war das Schicksal des unglücklichen Kaspar Hauser, dessen er sich in Ansbach kräftig angenommen hatte und über den er seiner Freundin Elisa und Tiedge — soweit es sein Amtseid gestattete, — höchst interessante Mittheilungen machte, deren auf kritische Prüfung der Thatsachen gegründeten Resultate er in der Schrift: „Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben, Ansbach 1832. 8." der Oeffentlichkeit übergab, aus welcher hervorgeht, daß Feuerbach dem Urheber des Verbrechens auf der Spur war.

Unter den auswärtigen Damen, welche häufig längere Zeit zu der edlen Frau zum Besuche kamen, waren, außer den weiter oben genannten Freundinnen Kohlrausch und Sulzer, besonders die früheren Pflegetöchter: Frau von Griesheim, geborne von Anselm aus Gotha, die beiden Schwestern Pauline und Johanna Kirst, — Erstere Gattin des Fürstlich von Schönburgischen Rathes und Leibarztes Dr. Streit in Waldenburg, Letztere Gemahlin des oben erwähnten würdigen Pfarrers Pleißner zu Groß-Stechau, deren Nichte Fräulein Emma Jäger aus Ronneburg und Minna Parthey, Tochter des einst so beliebten und jetzt nach seinem Tode so schmerzlich vermißten Arztes Dr. Mitterbacher in Carlsbad.

Das innige Verständniß dieser Seelen mit ihrer ganzen Sinnesweise, und Gespräche aus früherer Zeit brachten Stärkung in die Pulse des allmälig sinkenden Lebens.

Um letztere so viel als möglich wieder aufzufrischen, unternahm die edle Frau auf Anrathen ihres trefflichen Arztes, des Hof- und Medicinalraths Dr. Seiler, der seit dem Winter 1825 in täglichem Umgange ihr vertrautester Freund geworden, im Sommer des Jahres 1832 zum letztenmale, selbst bangend und von bangen Ahnungen ihrer Verehrer begleitet, die Reise nach Carlsbad. Eine unerklärliche Sehnsucht nach Dresden rief sie jedoch sehr bald wieder zurück. Sie verstand die Mahnungen der Natur, die mit bedrohlichen Symptomen auf das nahe Verglimmen des Aetherfunkens hinwies. Sie

fühlte das Bedürfniß, ihre Lieblingsbeschäftigung geweihter Stunden zu wiederholen und Anordnungen zu treffen, wie es einst gehalten werden solle, wenn sie nicht mehr am Leben.

Das Testament, und besonders das von ihr oft unter unsäglichen Schmerzen eigenhändig niedergeschriebene Codicill, welches der Universal-Erbe Hofrath Hase nach ihrem Tode dem Drucke übergab, ist ein Spiegel des edelsten Wohlwollens, das sich noch weit über die Grenzen dieses Erdendaseins hinaus erstreckte.

Ihre hauptsächlichste Fürsorge war auf Tiedge's Zukunft gerichtet, dessen geringen Talente für das practische Leben Niemand besser als sie kannte. Zudem besaß er kein eigenes Vermögen, und die in frühester Zeit ihm von Gleim verschaffte Präbende des Domcapitels von Halberstadt hatte er, gänzlich uneigennützig, wie er war, an seinen Bruder abgetreten. Ein Jahrgehalt von dreihundert Thalern in Gold, welchen er von der Familie von Stedern, in deren Hause er mehre Jahre hindurch als Privat-Secretair, Freund und Erzieher gelebt hatte, bezog und welchen ihm seine ehemalige geliebte Schülerin Frau Kammerherrin von Alvensleben, geborne von Stedern, in Ballenstedt alljährlich mit den herzlichsten Briefen zusendete, machte, da ihm die schriftstellerischen Arbeiten wenig oder gar nichts eintrugen, sein ganzes Einkommen aus. Die Edle traf deshalb, da ihr der Himmel den sehnlichsten Wunsch, daß dieser Freund ihr in die Ewigkeit vorangehen möchte, versagen zu wollen

schien, mit einer wahrhaft rührenden Genauigkeit die nöthigen Anstalten, daß der greise Dichter nach ihrem Tode um nichts, was zu dem häuslichen Leben gehört, sich kümmern, daß er nichts — gar nichts als ihre Gegenwart vermissen sollte.

Ihren Freunden machte sie es zur strengsten Pflicht, Tiedge eben so oft wie zuvor, ja sogar — da er alsdann des Trostes und der Zerstreuung bedürfe — noch öfterer zu besuchen. Die Zimmer mit allen Einrichtungen mußten bis zu dessen Heimgang unverändert bleiben; kein Bild, kein Tisch, kein Stuhl sollte von der Stelle gerückt werden und die gesellige Unterhaltung und Alles, was zum edelsten Lebensgenusse gehört, seinen Fortgang haben, als wenn sie noch am Leben wäre; „denn ich werde, so hoffe ich zu Gott — dies waren ihre eigenen Worte — auch nach dem Tode noch im Geiste unter meinen Freunden gegenwärtig sein!"

Obgleich sie einer jeden der ihr theuren Personen ein Andenken zurückließ und Diesem ein Bild, Jenem aber ein Glas, ein Schreibzeug, eine Uhr, ein Buch oder sonst etwas bestimmt hatte, durfte doch bis zu Tiedge's Tode nichts von größeren Gegenständen ausgehändigt werden, damit der an solche Umgebungen gewöhnte Freund durch deren Abwesenheit keine unangenehme Empfindung haben möge.

Die ihr seit vielen Jahren innigst ergebene Familie Pappermann, in welche Frau von der Recke ein unbedingtes Vertrauen setzte, wurde von ihr ersucht, den

treuen Lebensgefährten so behutsam und zart, wie sie selbst gethan, zu hegen und zu pflegen. Zu diesem Behufe hatte sie ein nicht unbedeutendes Capital (30,250 Rubel) bestimmt, dessen Zinsen (ungefähr 1600 Thaler Pr. Cour.), so lange Tiedge lebte, alljährlich von ihren Erben aus Curland durch die Vermittelung des langjährigen Hausfreundes Oberhofgerichts-Advocaten Dr. Köler eingesendet wurden. Er selbst aber mußte ihr mündlich versprechen, mit der Familie Pappermann bis zu seinem Tode verbunden zu bleiben und in seinem Hauswesen keine Aenderung zu treffen. Dieser Wunsch entsprang aus der festen Ueberzeugung, daß Tiedge in keinem anderen Verhältnisse so gut aufgehoben wäre und so ruhig und sorgenfrei seinem Ende würde entgegensehen können. — Damit der Vergeßliche auch dann, wenn sie ihn nicht mehr überwachen konnte, stets an sein Versprechen, diesen ihren letzten Wunsch zu erfüllen, erinnert werden möge, hinterließ sie in drei langen Briefen mit der Ueberschrift: „Von Freund Tiedge erst nach meinem Tode zu eröffnen" ihre bis in die kleinsten Details gehenden Wünsche, Mahnworte und Verfügungen.

Nicht ohne Bangigkeit und mannigfach beklemmende Gefühle erbrach dieser in der Folgezeit, erst nach langem Zagen, das verhängnißvolle Siegel und handelte — wenn nicht aus Ueberzeugung, doch aus Pietät — nach dem Willen seiner Freundin.

Lag in dieser Abnahme eines bis über das Grab hinaus dauernden Gelübdes gleichwohl scheinbar eine

Beschränkung seiner Willensfreiheit, welche anfänglich die Quelle zu mancherlei Mißbehagen wurde, so hat doch in Zukunft die Erfahrung gelehrt, daß die wohlwollende Freundin sich nicht getäuscht hatte, denn der gänzlich unpraktische Dichter befand sich, zum wenigsten in physischer Hinsicht, vollkommen wohl in so treuer Fürsorge und Pflege.

Bewunderungswürdig war die Ruhe und Klarheit, mit der sie dem Augenblicke entgegentrat, der so lange und oft der Gegenstand ihrer stillen Betrachtungen gewesen — die Frucht der reinsten Moralität, gereift am Sonnenlichte der Religion.

Wenige Wochen vor ihrem Tode, welcher am 13. April 1833 erfolgte, veranstaltete sie mit hellem Geiste, obwohl unter häufigen, oft bis zur Qual gesteigerten Leiden ihres kranken Körpers, die Ausgabe der „Geistlichen Lieder, Gebete und religiösen Betrachtungen"*) weil sie so gern noch vor dem Uebertritt von dem zeitlichen zum ewigen Leben die Bekenntnisse ihrer innersten Ueberzeugung Allen darreichen wollte, denen sie die Wohlthat gleicher Zuversicht in dem entscheidendsten Augenblicke gönnte.

Diese Ergüsse ihres Geistes und Herzens waren zu gleicher Zeit ihr Glaubensbekenntniß für das Leben, so wie ihr Vermächtniß nach dem Tode!

Der Segen dieser frommen Hingebung in den Willen eines allbarmherzigen Gottes, der Glaube an ein

*) Die gegenwärtig in einer neuen Ausgabe den vierten Band von Tiedge's poetischem Nachlasse bilden.

gerechtes aber väterlich mildes Gericht, die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, das Vertrauen an die stufenweise Fortbildung zu einem stets höhern und vollkommneren Selbstbewußtsein, die Zuversicht auf eine darin begründete ewige Seligkeit im Anschauen der Gottheit war in der ernsten Stunde des Verscheidens an ihr selbst am meisten bemerkbar.

Der umsichtige Arzt, der die letzten Tage hindurch die Kranke fast nicht mehr verließ, hatte den Körper nur noch Augenblicke des Lebens zugesprochen. Das geheimnißvolle Räderwerk der Natur schien abgelaufen, der Puls ward leiser, das Athmen schwerer.

Die innigste Theilnahme hatte die nächsten Freunde und Freundinnen um das Ruhebett versammelt. Es war am 13. April 1833 des Morgens in der siebenten Stunde. Tiedge faßte ihre Hand, blickte sie mit inniger Wehmuth an und wollte sie trösten. Da zeigte sich noch ein sanftes Lächeln auf ihren Lippen, und sie sprach langsam, aber noch vernehmlich die Worte: „Dem Dulder wird der Kranz!" Regungslos lag der Körper ausgestreckt, lebendig und willensfrei aber blieb der Geist; denn selbst als schon die Sprache ihren Dienst versagte, redete noch der Blick. Keine Sorge der Liebe und Freundschaft ging auch jetzt unbemerkbar an ihr vorüber, kein Zeichen der Verehrung, kein Ausdruck der Trauer unbedankt dem allmälig brechenden Auge verloren. Mit dem leisen Rufe: „Licht! mehr Licht!" der mehr von einem milden Hauche, als von einem Seufzer begleitet

war, löschte der Genius die längst schon gesenkte Fackel. Die Psyche, ihrer Bande entledigt, flatterte aufwärts — und ihre schöne Seele stand vor Gott!

Eine tiefe Stille, diese beredte Sprache der Andacht, wehte durch das Trauerhaus. Man glaubte die Herzen der Umstehenden schlagen zu hören. Als Letztere von dem Eindrucke dieses großen Momentes sich erholt hatten, war Tiedge ihr einziger Gedanke.

Obwohl in ernste Trauer versenkt, doch gefaßt, wie es dem Weisen ziemt, saß dieser in die Ecke seines Sopha's gedrückt und weinte Thränen des Schmerzes und der Theilnahme.

Kaum hatte ihm, dem leicht Erregbaren, der überall im Leben nur mit Mühe die angeborne Heftigkeit bezwang, irgend Jemand diese Fassung zugetraut. Der Kraft seines Geistes machte es Ehre, daß er wenige Tage, nachdem das, was an seiner hohen Freundin sterblich war, ihrer testamentarischen Verordnung gemäß, ohne Leichengepränge, ohne Sarg, nur in ein weißes Linnentuch eingehüllt, dem Schooße der mütterlichen Erde wieder zurückgegeben war, einen eigenhändigen Aufsatz nicht nur über die letzten Augenblicke, sondern auch über das Resultat der, (nach dem ausdrücklichen Wunsche der Verewigten,) unter Leitung des Hof- und Medicinal-Raths Dr. Seiler vollzogenen Leichenöffnung und endlich über das Begräbniß niederzuschreiben im Stande gewesen ist.

Bald aber fühlte sich Tiedge, ungeachtet der verdoppelten Beweise von Freundschaft und Ergebenheit

seiner zahlreichen Freunde, wie verwaiset. Die ganze Welt erschien ihm wie eine unabsehbare Einöde, der heitere Quell der Phantasie versickerte — wie er selbst zu sagen pflegte — in der dürren Wildniß seines Gemüthes und nur die Erinnerung bildete eine Oase, in welcher der müde Erdenpilger sich laben konnte, daß er nicht gänzlich verschmachtete auf seiner von nun an freudenleeren Reise in die große Heimath aller Sterblichen.

Was ihm die edle Freundin gewesen, bezeugen die wenigen, aber um so innigeren Zeilen, die er aus seinem Zimmer in den frühesten Morgenstunden des ersten Januars 1825 in seiner ihm so eigenthümlichen Ueberschwenglichkeit an dieselbe schrieb und die sich noch in den Papieren des Letzteren vorgefunden haben:

„An Elisa zum 1. Januar 1825.

„Wer neben diese Frau sich wagen darf,
Verdient für diese Kühnheit schon den Kranz!“

Wenn, theure heilige Elisa! wenn ich jemals gewünscht habe, ein fremdes Wort mir anzueignen, so ist es das Obige aus Goethe's Tasso. — Ja! ich fühle es bis in die tiefste Stille meines Geistes hinab, wie glücklich ich bin, mich in der Himmelsheiligkeit Ihrer Nähe bewegen zu dürfen. Meine höchsten und reinsten Bestrebungen sind von diesem Gefühle durchdrungen; es erhöht das Interesse, das ich jetzt an mir selbst nehme. Gott erhalte mir diese Seligkeit, die mich mit den Engeln in Berührung bringt. Tiedge.“

Es bedurfte einer langen Zeit, ehe der arme verwaisete Greis sich wieder zu irgend einer geistigen Arbeit, selbst auch nur zu einem Billet aufgelegt und gekräftigt fühlte. Wie sehr der Baum seines Lebens bis in die tiefste Wurzel erschüttert war, beweiset der Brief, den er Ende Julius 1833 an seinen und der edlen Dahingeschiedenen treubewährten Freund Pleißner mit zitternder Hand schrieb:

„Mein theurer Pleißner!

Längst schon hätte ich Ihnen aus der Tiefe meiner Versunkenheit wenigstens einen Seufzer, ein weinendes Wort zugesendet, wenn mich die Zerrüttung meines innersten Lebens dazu hätte kommen lassen. Die Hand zittert mir noch, wie das Herz, welches nur noch so viel Kraft hat, mich empfinden zu lassen, daß ich die Trümmer eines ehemaligen Lebens bin, die in einer finstern und stummen Wüste daliegt, zu der kein erfreulicher Lebenshauch mehr eindringen wird.

Abgestorben ist mir der bessere Theil meines Daseins, entwichen der weihende Geist, der die Seele meiner Wirksamkeit war; abgewandt hat sich von mir der Muth etwas zu unternehmen. Ach! könnte ich unter den Ruinen in dieser finstern Wüstenei meiner letzten Tage, die kein warmer Himmelsstrahl mehr besucht, ach! könnte ich da die Kraft noch finden, ein würdiges Bildniß aufzustellen, von der Hohen, die so leuchtend durch unsere Tage ging: das bin ich ihren Freunden, das bin ich mir

schuldig, mir, dem sie Alles war und der ihr so wenig sein konnte. Wir bedürfen eines solchen Denkmals, sie nicht, sie wandelt unter den Verherrlichungen seliger Geister, die mit ihr den großen Morgen feiern, von dem sie hier so erhaben gesungen hat. O! viel hat in ihr der Himmel gewonnen, viel haben ihre Freunde verloren, unter denen ich der Verarmteste bin. Nur ein Gefühl belebt mich noch, das Gefühl des Verlassenseins; zu der tiefen Einsamkeit meines öden Gemüthes kommen nur noch die Erinnerungen aus der Vergangenheit; aber auch diese sind nur die helleren Schatten, welche mich die Schwärze der Nacht wahrnehmen lassen, in die sich der Rest meiner Tage verwandelt hat. Tiedge."

Es war wahrhaft rührend anzusehen, wie der edle Greis den Schmerz über den unersetzlichen Verlust in sich verschloß. Ein Nachklang aus unvergeßlichen Tagen schlug an sein Herz bei jeder Erwähnung des theuren Namens; doch feierte er jetzt die Erinnerung an seine Todten nicht mehr, wie sonst, mit lauter Klage und sogar oft mit keckem Murren gegen die dunkeln Wege der Vorsehung, sondern in der geweiheten Tempelstille des Herzens, in sanften Elegieen, in deren Tönen ein geduldig frommer Glaube, eine gottergebene Zuversicht waltet. Eine schwere Pflicht lastete aber, ohne daß er die nöthige Kraft zur Erfüllung derselben im zerknickten Lebensmuthe finden konnte, auf seiner Seele — die Pflicht, sowohl dem Bedürfnisse seines Herzens zufolge, als dem Wunsche der zahlreichen Freunde der Verstorbenen und den Erwar-

tungen des Publikums zu genügen, und das Leben Elisa's von der Recke zu schreiben, eine Aufgabe, die Niemand so wie Tiedge zu lösen im Stande war. Oft wurde er von nahen und fernen Freunden daran erinnert, unter den Letzteren am häufigsten durch den biedern Schweizer, Banquier J. J. Mayer aus St. Gallen, dessen Bekanntschaft er einige Jahre vor dem Tode der Frau von der Recke in Carlsbad gemacht hatte. Unzählige Male setzte er die Feder an, aber eben so oft entglitt diese wiederum seiner zitternden Hand. Dann aber sank die Spannkraft seines Geistes im Vorgefühle der immer zunehmenden Schwäche vollends darnieder und die beklommene Brust machte sich oft in Thränen Luft.

Von dieser Gemüthsstimmung giebt ein Brief Zeugniß, den er im Februar 1834 an Pleißner absendete:

„Ihr freundliches herzvolles Schreiben hat mich Thränen, aber lindernde Thränen vergießen lassen. Solche Briefe, nicht Trostreden, schmiegen sich meinem wunden Herzen an. Ich erkenne die Zartheit, mit welcher Sie gezögert haben, meine fortblutende, sich immer tiefer einsenkende Wunde zu berühren. Jetzt, ja jetzt mehr als je, fühle ich, was ich d u r ch die Hohe war und was ich o h n e sie bin. Sie war die Stütze meines geistigen Lebens, durch sie allein bestand die Kraft meines Gemüthes. Ach dieses Gemüth ist zur unfruchtbaren Wüste geworden und die Thätigkeit meines Geistes liegt gänzlich darnieder und athmet in dieser Versunkenheit, wie ein

Sterbender, den es quält, sein Haus noch nicht bestellt zu haben. Sie war fertig, sie war bereit, den großen Schritt in das dunkle Jenseit zu thun. Sie konnte in einem letzten Schreiben an mich sagen: „ohne Lebensüberdruß freue ich mich auf meine Todesstunde." — Das kann ich nicht! Ach, Freund, theurer Freund meiner Seele, lassen Sie mich schweigen!"

Mit diesen Worten brach Tiedge von dem Gegenstande, der seine ganze Seele füllte, ab, und ging im Briefe auf seines Freundes Familie über. Mit liebevoller Theilnahme erkundigte er sich nach dessen Gattin und Kindern, von denen der ältere Sohn damals gerade auf der Universität Jena die juridischen Studien begonnen hatte. „Recht herzlich", fuhr er fort, „habe ich meine Segnungen mit denen der Verewigten ihm gewidmet. O! hätte sie diesen Zeitpunkt erlebt! Wie würde sie für ihn gewirkt haben!"

In einem früheren Schreiben sagt er: „An dem Erwachsen und Vorwärtsgehen der Kinder nimmt das Alter sein Verwelken, sein Rückwärtsgehen wahr. Diese Wahrnehmung macht mir mein jetzt zweijähriger Rheumatismus oft recht peinlich. Dabei aber blicke ich auf solche Leidende, die viel mehr, als ich, verdienten, gesund zu sein und viel mehr zu dulden haben als ich. Mein Kopf ist frei, ja sogar kräftig, fast wie ein Jugendkopf so frisch, daß er mich selbst täuschen könnte, wenn nicht das gebleichte Haar die Enttäuschung übernähme. Auch werde ich von Außen her oft an die Hinfälligkeit des Le-

bens erinnert. Seit einiger Zeit bewege ich mich wie auf einem Schlachtfelde während des Gefechts. Wohin ich um mich her blicke, da fällt ein Haupt, welches fester als das meinige zu stehen schien. Endlich ist auch mein Vordermann, Göckingk, der älteste von meinen Freunden, dahin gegangen quo pius Aeneas et Ancus etc. etc. Wenn wir diesen Sommer zusammenkommen, so werden Sie eine ziemlich wohl erhaltene Büste sehen, die auf einem wackeligen Tische steht."

Aehnliche Aeußerungen von Schwermuth enthalten fast alle seine Briefe, die er nach dem Tode der unvergleichlichen Freundin schrieb, und zwar um so offenherzigere, je größere Theilnahme er von der beiderseitigen Bekanntschaft und dem unbedingten Vertrauen erwarten zu dürfen glaubte. Ergüsse dieser Art thaten seinem beklommenen Herzen wohl. Der umwölkte Geist fand Trost und Heiterkeit in der Mittheilung. Er fühlte sich dann weniger einsam, weniger verwaiset.

Im October 1836 schrieb er an die Gattin seines Freundes Pleißner:

„Ihre lieben Zeilen machen mir meines langen Stillschweigens wegen sanfte Vorwürfe, die ich freilich verdient habe. Könnten Sie aber in meine Seele schauen, so würden Sie darin unter den Spuren eines zerstörten Lebens manches wohlerhaltene Denkmal antreffen, welches hinweiset nach dem lieblichen Hain, durch den ich so oft hineilte zu der traulichen Pfarrwohnung, wo mir immer festliche Stunden bereitet waren, die mich aufrich-

teten, wenn irgend Etwas mich niederbeugte, oder mich begeisterten, wenn mein Geist mit einer Unternehmung beschäftigt war. Jedoch würden Sie auch neben solchen Denkmalen, bei denen mich oft eine tief erschütternde Wehmuth ergreift, Zerfallenheiten und Verwüstungen finden, die mein Verstummen begreiflich machen. Wenn ich nun so in der Schattenwelt verstorbener Tage einsam umherschleiche und Stellen berühre, die mich an liebe Freunde fern oder nah erinnern, so ist es, als ob ich Ihnen nichts mehr zu sagen hätte. Gebrochen ist die Kraft meines Gemüthes, gelähmt die Thätigkeit meines Geistes. Da liegen vor mir angefangene Arbeiten: nur fehlt es mir an Muth sie zu vollenden. Ich habe seit 2 Jahren in meinem physischen Leben Mahnungen erfahren, die mich deutlich genug aufriefen, mein Haus zu bestellen; auch dazu habe ich Anfänge gemacht; da liegen sie; aber die Hand ist wie gelähmt, wenn ich sie hervorziehen will: und so stirbt ein Tag nach dem andern dahin. Was war, ist nicht mehr. Das klingt mir aus allen Winkeln des Herzens entgegen, wenn die finstre Einsamkeit einer schlaflosen Nacht mich umgiebt. Eins gelingt mir noch: das Streben nämlich, die unheilbare Wunde meines Herzens zu verbergen."

Wenn es Tiedge'n auch gelang, diese trübe Seelenstimmung nach außen hin zu verbergen, — sie zu beherrschen, zu unterdrücken vermochte er nicht. Was seine ganze Seele füllte — denn auch der Unmuth hat seine Begeisterung — sprach sich in Liebestönen aus und so

entstand sein letztes größeres Gedicht, das er selbst „die letzten Worte" überschrieb:

Die Hoheit sah ich mit der Milde
Im seligsten Verein, ich sah
Die in Elisa's holdem Bilde
Erscheinende Urania,

Die, wenn ich duldend oder strebend
Mich durch des Lebens Irren wand,
Begeisternd, kräftigend, erhebend
Und tröstend mir zur Seite stand.

Da schritt ich wie durch eine hohe Feier
Geweihter Tage durch das Leben hin,
Und die von ihr bekränzte Leier
War meine trauliche Begleiterin.

Ein Tag ist über mich gekommen,
Er stürzte wie ein Fluch herab, —
Ein Schreckenstag, der Alles mir genommen,
Was Leben war und Leben gab.

Wohin sich nun mein Auge richtet —
Stumm Alles! öde, kalt und todt!
Vernichtung, die nur halb vernichtet,
Ist schrecklicher noch als der Tod.

Mein armes Herz! so ist uns nichts geblieben,
Als eben dies zerriß'ne kalte Herz?
Nicht fähig mehr, die Menschenwelt zu lieben,
Vergieb Du, Heilige, den frevelhaften Schmerz!

Wo soll ich hin? mein Sonnenstern ging unter;
Verschattet, unstät, ungewiß
Irrt mein Gedanke dort hinunter
In die mir nahe Finsterniß!

Wie? tönt es nicht von jener dunkeln Pforte
Daher, wie Geisterruf zum Wiedersehn?
Ach nein! es sind die Seufzer meiner Worte,
Die mir zurück die finstern Winde weh'n!

Doch kann ich's immer noch nicht glauben, kann's nicht fassen,
Daß —, wie verbannt in eine Wüstenei,
Mein Geist so schrecklich einsam, so verlassen
Und aus der Luft, die sie umgab, verloren sei.

Wie einen Gottesdienst besuch' ich jede Stelle,
Wo mir geleuchtet hat der seelenvollste Blick,
Und kehre weinend zu der Zelle,
Wo meine Trauer wohnt, zurück.

Da regt es sich in mir, wie Schwingen!
Fort, aus der grausen Wildniß fort!
Ich habe nichts mehr zu vollbringen;
Bis oben ist der alte Stamm verdorrt!

Wo jugendfroh mich die Natur begrüßte,
Verstummt der rege Liedersinn!
Die Stunden zieh'n durch meine Wüste,
Wie Nachtgestalten dunkler Träume, hin.

Nur zögernd tritt, wenn mich die Schatten decken,
Der karge Schlaf in meinen öden Raum;
Und wenn mich früh die ersten Schimmer wecken,
Dann weinet noch mein wach gewordner Traum.

Kein Morgen frohlockt mir! der Abend fragt vergebens
Nach Werken, die mein Tag vollbracht!
Du, großer Frühling eines neuen Lebens,
Wann rufst Du mich empor aus meiner Winternacht?

Ich blick' umher in meinen Lebenshandel:
Das Würdigste, das er mir trug, hat sie geweiht;
Was da noch leuchtet, sind die Funken, die ihr Wandel,
Ihr Sonnenwandel ausgestreut;

Den Lichttag hat die Nacht, die nicht mehr tagt, verschlungen,
Mir schimmert nur das wehmuthvolle Licht,
Das Mondlicht der Erinnerungen,
Das still von seiner Sonne spricht.

Der Durst nach Wiedersehen, Wiederkennen,
Der ist die letzte Gluth, die hier im Herzen brennt;
Wer wird mir dort den hohen Namen nennen,
Womit der Himmel sie, die Himmlische, benennt?

Tief sinnend irrt mein Geist um die Cypressenpforte:
Durchschimmert sie kein Strahl von jenem Götterglanz?
O helft mir! traget mich, ihr letzten Worte,
Die ihre Lippe sprach: „dem Dulder wird der Kranz!“

In diesem stillen Schmerze stand ihm die Familie Pappermann und die treffliche Pflegetochter der verewigten Frau von der Recke, Fräulein Mathilde Haupt, Schwester des durch seine Gedichte und langjährige Wirksamkeit als Secretair der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften bekannten Pastors Dr. Leopold Haupt in Görlitz, treu pflegend und tröstend zur Seite. Um dem verwaiseten Tiedge das Gefühl seiner Einsamkeit weniger drückend erscheinen zu lassen, fand sich allabendlich ein ziemlich zahlreicher Kreis von Freunden und

Freundinnen bei ihm ein, welche Alles aufboten, ihn zu erheitern und ihm Freude und Zerstreuung zu verschaffen. Zu seinen eifrigsten Verehrerinnen gehörten neben den Damen: Rabe, Köler und Fink, die mit ihm in einem Hause wohnten, Gräfin Riesch, von Schönberg und von Grützmacher, die polnische Stiftsdame von Dunin aus Warschau, Nichte des in der Streitfrage über die gemischten Ehen so bekannt gewordenen Erzbischofs von Posen, und Fräulein Ida von Düringsfeld aus Schlesien, in der Geschichte unserer Literatur unter dem Namen „Thekla" bekannt, welche ihn durch Geist und Gemüth und wahre Dichter-Originalität so zu fesseln wußte, daß ihm ihre Nähe Bedürfniß ward und er an die Entfernte im sechs und achtzigsten Jahre mit der Wärme eines achtzehnjährigen Jünglings die zärtlichsten Briefe schrieb.

Ein solches Schreiben vom November 1837 beginnt:

„Meine theuerste Freundin!

Ihr herrliches Briefchen, worin jede Zeile wie ein lebendiges Herz mir entgegenschlägt, welches von Wohlwollen und kindlicher Zärtlichkeit überfließt, endet mit dem Worte „Vergessen", einem Worte, das der Orkus aller Widerwärtigkeiten sein sollte.

In Ihrem Briefe drückt es sich zwar verneinend aus, aber es ließ sich doch vernehmen; und in einem so heiligen Gebiete, welches Freundschaft und Liebe weihen, sollte es sich gar nicht hören lassen. — Ich mußte also

das widerwärtige Vergessen erst vergessen, um mich recht seelenfroh zu erquicken und zu laben an dem lieblichsten Herzenserguß, welchen die Sendung aus Ostrawe*) mir bereitet hatte. Jedoch das sollte nun einmal nicht sein, denn mitten in diesen heiligen Genuß drängte sich ein fatales Gerücht, worüber ich erschrak, ja wahrlich! ich erschrak. Es sagte mir ohne alle Schonung: „Ida, die liebliche Ida ist Braut!"

Ich verstummte und dachte: ist es recht, daß solch' ein Gerücht, das ein Myrtenfest meiner liebsten Freundin ankündigt, mich erschreckt? — Ach, meine Theure, meine — darf ich sagen, geliebte — Ida! Der ferne Freund wird immer vom Bräutigam tief verdrängt in den Hintergrund, wo es finster ist. Soll das nicht schmerzen?" u. s. w.

Im April 1838 schrieb er: „Meine theure unvergessene Freundin! Das sind Sie! Wer kann vergessen was unvergeßlich ist? Aber dennoch die Frage: Wie konnte es der Mensch in Dresden nur aushalten, Monate vorüber gehen zu lassen, ohne ein Mal an Ida zu schreiben? Wenn auch die edle verzeihende Ida diese Frage nicht laut werden läßt, wenn sie sogar einen rosenfarbenen engelfreundlichen Brief aussendet, der sich von jener Frage nichts merken läßt, sondern lauter Huld und Wohlwollen athmet, so regt sich ohne Zweifel dennoch in der schönen Idaseele eine leise Stimme, die jene

*) Name des bei Herrnstadt in Nieder-Schlesien gelegenen Landgutes, wo die Familie von Düringsfeld wohnt.

Frage nicht verschweigt, und jener schöne purpurne Brief ist eine aus Rosen geflochtene Ruthe, die empfindlicher trifft, als jede andere, die gar nicht schonen will. Könnte ich doch mein Herz in diesem Augenblicke in eine knieende Gestalt verwandeln, so sollt' es da vor Ihren Füßen erscheinen und für die tröstende Nachsicht danken, die Sie mir angedeihen lassen." u. s. w.

Außer den schon weiter oben Seite 180. genannten Männern erschien fast einen Abend um den andern der ehrwürdige fünf und achtzigjährige Greis Assistenzrath Demiani, ein um das Vaterland hochverdienter deutscher Biedermann vom alten ächten Schrot und Korn, über welchen Tiedge im Januar 1836 an dessen Schwiegersohn Professor Hasse in Leipzig schrieb:

„Der ehrwürdige Großpapa (so wurde der wackere Greis im Hause von Jedermann genannt), der es sich manchmal gefallen läßt, an meinem frugalen Mittagstische Theil zu nehmen, hat sich dem sehr kleinen Kreise meiner häufig unterbrochenen Abendsuche angeschlossen, unter denen der seinige mir der angenehmste ist. In seinem geistigen und gemüthlichen Leben hat sich ein so schönes Gleichgewicht zwischen Glauben und Wissen entwickelt, wie ich es nie zu erringen vermochte!"

Sichtbar erheiterte sich Tiedge's Antlitz, wenn der ihm an Alter am nächsten stehende Freund mit dem ruhigen festen Schritt in das Zimmer trat. Vor Freude strahlend reichte er ihm die Hand und ruhte nicht eher, bis er dicht an seiner Seite Platz genommen. Es war

ordentlich, als wenn sein von Natur stürmisches Temperament in der edlen, würdevollen und gehaltenen Ruhe des Freundes für sein eigenes Gemüth Beruhigung fände.

War er mit demselben in religiöser und politischer Beziehung gleichwohl nicht immer einerlei Meinung, so beugte sich doch der einem entschiedenen Rationalismus hingegebene Geist des Dichters in stiller Huldigung vor dem Offenbarungsglauben des strengen orthodoxen und wahrhaft frommen Protestanten, der als eifriges Mitglied der Bibel- und Missionsgesellschaft die Verbreitung der Christusreligion und die strenge Ausübung aller von dieser vorgeschriebenen Pflichten zum Hauptzwecke seines Lebens macht.

Bald ward ihm der Umgang mit diesem Manne ein wahrhaftes Geistes- und Herzensbedürfniß. Kaum hatte des Abends die Glocke die siebente Stunde geschlagen, so blickte sein Auge unablässig nach der Thüre des Zimmers hin, von wo der Ersehnte erscheinen mußte. Wie Demiani's Gesellschaft unsern Tiedge beruhigte, so erheiterte ihn der lebhafte G. A. v. Maltitz, den er wegen des Biedersinnes und der treuen Anhänglichkeit zärtlich liebte, mit seiner stets muntern Laune und der Originalität seines Erzählertalentes. „Muß man gleichwohl," pflegte er oft dem ihm Zunächstsitzenden ins Ohr zu raunen, „von den wunderbaren Geschichten und Erlebnissen, die Freund Maltitz uns zum Besten giebt, neun und neunzig von hundert subtrahiren, so hört es sich ihm doch gut zu und

man kann nicht anders, als dem Pfefferkörnermann*) gewogen sein.

Wer erinnert sich nicht gern des kleinen hagern Mannes mit dem blassen Antlitz, den berganstrebenden Haaren, den buschigen Augenbraunen, unter welchen zwei hellblaue Augen gutmüthig hervorblitzten, mit der Adlersnase und den aufgeworfenen Lippen, dem kurzen Halse und hohen Rücken, welcher beim Erzählen die überlangen Arme wie Windmühlenflügel nach allen Seiten hinbewegte, und der, wie in seinen Gedichten, so in seinem Vortrage — wenn auch derb — doch immer geistreich die Schwächen unserer Zeit enthüllend über alle Stände die Geißel der Satyre bitter schwang, aber doch niemals durch Persönlichkeit verletzte? Mit bewunderungswürdiger Zungenfertigkeit und Brustausdauer, wenn auch mit weniger günstigem Organe wußte er ganze Abende hindurch die Gesellschaft durch Declamation zu unterhalten. Die Werke der meisten unserer klassischen Schriftsteller standen seinem beneidenswerthen Gedächtnisse jederzeit zu Gebote. Es genügte, irgend einen Vers aus Klopstock, Herder, Wieland, Schiller, Göthe oder Lessing nur anzudeuten — und er fuhr im Recitiren fort.

In gleicher Weise trug er, omnia sua secum portans, seine eigenen Gedichte, die frühesten, wie die spä-

*) Anspielung auf dessen „Pfefferkörner". Vier Hefte, Hamburg, 1831 — 1834. Die Quintessenz seiner politischen Satyre.

teren, und Alles, was er je geschrieben, in seinem Kopfe mit herum und wußte im Vortrage der Elegie: „Das Stammschloß meiner Ahnen", oder des Gedichtes „an Seume", seinen Liebling, dessen Denk- und Handlungsweise er sich zum Vorbild nahm, eben so zu rühren, als er beim Declamiren des Guckkastenliedes oder der Parodie auf Schiller's Handschuh, „der Landstand", oder „die Welt ist ein Orchester" sowohl Rigoristen als Hypochondristen zum Lachen zu zwingen verstand.

Selbst zarte Frauen aus der Gesellschaft verziehen ihm manche Ungereimtheiten gern um der treuen Anhänglichkeit an Tiedge willen. Letzterer war auch über Niemanden, der seit Elisa's Tode aus seinem Kreise schied, mit so aufrichtiger und tiefer Trauer erfüllt, als über Maltitzens viel zu frühen Heimgang in das Land der ewigen Liebe. Während der Krankheit desselben schickte der Bekümmerte täglich mehre Male seinen Bedienten an ihn ab und ließ jeden Morgen neue Erkundigung von dessen Befinden einziehen.

Dieser Verlust hatte seiner Seele abermals eine tiefe, nun unheilbare Wunde geschlagen. „Der Kummer tödtet nicht," pflegte er wohl oft zu sagen, „aber er bringt ein langes Sterben in das Leben, wodurch die geistigen Kräfte mehr, als die leiblichen abmagern. Langsamer und langweiliger ist jetzo der Gang meines Geistes, als der meiner gelähmten Füße. Kein Moment geht mir vorüber, wo nicht trübende Erinnerungen mich überfallen und meine Thätigkeit unterbrechen; insonderheit beim

Briefschreiben ergreift mich oft ein so trauriges Gefühl, daß ich da sitze und nicht weiter kann!"

Mit verdoppeltem Eifer suchten jetzt die noch übrig gebliebenen Freunde, zu denen sich der vielbelesene Kammerherr Eduard von Bülow, Verfasser des „Novellenbuches" und Herausgeber von Friedrich Ludwig Schröders Werken nebst Gattin und die hochgebildete Frau Baronin von der Decken mit ihren liebenswürdigen Töchtern gesellt hatten, durch häufige Besuche den darniedergebeugten Greis wieder empor zu richten. Am meisten trug der welterfahrene Novellendichter Carl von Wachsmann, vereint mit dem Freiherrn Georg Ernst von Brunnow, dem Major Serre auf Maxen, Hofrath Reichenbach, den jungen Theologen Kummer und Schlurick, dem Linguisten Hollander und dem Verfasser dieser Biographie, nach Kräften dazu bei, Tiedge's Abende durch lebhafte Gespräche oder durch Vorlesungen geeigneter dramatischer Stücke mit vertheilten Rollen möglichst zu erheitern.

Wurde der Greis gleichwohl allmälig stumpfer und konnte er auch nicht immer dem Gange der dramatischen Handlung folgen, so war er nichts desto weniger schon über das Bemühen, ihm Freude zu bereiten, höchst erfreut und dankbar ergriff er dann am Schlusse die Hand des in schönster Jugendfrische blühenden Fräuleins von Wachsmann und der übrigen mitlesenden Damen, unter denen sich die zartsinnige für alles Hohe und Edle begeisterte Frau Majorin Serre mit ihrer wohlklingenden

Stimme am meisten auszeichnete; denn fühlte auch der Geist und ganz besonders das Gedächtniß die Spuren des hohen Alters, so blieb doch das Herz von der Bürde der achtziger Jahre unangetastet, feurig, regsam und empfänglich wie dasjenige eines achtzehnjährigen Jünglings.

Bei dieser Empfänglichkeit des Gefühls gehörte Musik und zwar — wie er oft zu sagen pflegte — „die naturgemäße Musik" der menschlichen Stimme im harmonischen Gesange zu Tiedge's reinsten und höchsten Genüssen.

Reichen Dank von seinen strahlenden Augen und entzückten Lippen ernteten jedesmal die schon erwähnten Damen Vogeler und Gräfin Hoffmannsegg, wenn sie — den Uebelstand eines mangelhaften Instrumentes nicht scheuend, sich an das Pianoforte setzten und seine Lieblingslieder sangen. Zu diesen gehörten außer mehreren schottischen, portugiesischen und spanischen Nationalgesängen und Balladen Pergolesi's Hymnen, die einfach großartigen Kirchen-Compositionen anderer italienischer oder deutscher Tonsetzer, wie z. B. das „Ave Maria" und die bekannten britischen Volksmelodieen „Rule Britannia" und „God save the King (Queen)," von der hochgebildeten Madame Vogeler und ihrer schönen liebenswürdigen Tochter Valeria mit einer Meisterschaft vorgetragen, welche man selbst bei Künstlern von Beruf so häufig vermißt.

In der That kann auch nichts Höheres im Gesange gedacht werden, als der seltene harmonische Einklang zweier so metallreicher, so frischer und so innig ver-

wandter Stimmen, welche durch Talent, Selbststudium und Schule gleich vollkommen ausgebildet sind.

Hochentzückt ging dann die Gesellschaft, wenn Fräulein Valeria noch einen heitern Gesang, etwa Hebel's „Nachtwächterlied," angestimmt hatte, voll des wärmsten Dankes aus einander und der Dichter schlief im Nachgenusse der seine Phantasie umgaukelnden Tonbilder unter wonnigen Träumen ein.

In den letzten Jahren fand sich nicht selten auch ein Kreis von jungen gebildeten Dilettanten, die unter Leitung des wackern Cantors Mühle einen Gesangverein gestiftet haben, bei Tiedge ein, welche größere Tonschöpfungen mehrstimmig ausführten, und somit viel zur Erheiterung seiner letzten Lebenstage beigetragen haben. Diese talentvollen Männer sind die Herren: Reyher, Kupferstecher bei der Plankammer und Mitglied der Akademie der bildenden Künste, Kori, Gehülfe in der Arnoldischen Buchhandlung, die Lehrer Jäckel und Mieth, Kaufmann Werner, Musiklehrer Adam und Musikalienhändler Rotter.

Dank, inniger Dank sei ihnen dargebracht für die hohen Genüsse, welche in Tiedge's Wohnung auch den Freunden des Verklärten durch deren gehaltvollen Vorträge zu Theil geworden.

Noch denkt gewiß ein Jeder der Letzteren mit dankbarer Anerkennung an die Aufführung von Annacker's und Döring's „Bergmannsgruß" im Jahre 1839, dessen wohlthätiger Einfluß auf unseren Dichtergreis, der lange

noch in der Erinnerung an diese gediegene Tonschöpfung schwelgte, in der erhöheten Freudigkeit seiner Seelenstimmung unverkennbar war.

Große Freude gewährte ihm auch in den letzten Jahren die Bekanntschaft mit dem geschickten Porträtzeichner Weinhold und der talentvollen Familie des englischen Bildhauers Westmacott, der seine Büste modelirte und dereinst in Marmor auszuführen gedenkt, — besonders aber mit einem talentvollen jungen Franzosen, Felix Marande, welcher kaum in Dresden angekommen und voll Verlangen, den Sänger der Urania kennen zu lernen, im folgenden Gedichte um die Erlaubniß bat, Tiedge'n seine Aufwartung machen zu dürfen:

Au jeune Franc, venu dans la vieille Misnie,
Ce pays le plus pur du langage allemand —
Pour aspirer plus près les fleurs de son génie,
Voudras-tu bien, Poète, accorder un moment?

Je ne te connais pas, Vieillard; mais je vénère
D'un amour si pieux le Barde en cheveux blancs!
Que n'eusse-je donné pour soutenir d'Homère
Ou la Lyre d'ivoire ou les pas chancelans!

Je ne te connais pas; mais ma vue éblouie
A suivi dans son vol sublime, radieux
La fille de ton coeur, ta divine Uranie,
Des déserts d'ici-bas s'élançant dans les cieux.

En concevant soudain un projet plein d'audace,
Ma Muse tressaillit à cette vision....
Oh Dieu! si je pouvais montrer à nu la face
De cet ange du ciel devant ma nation!

Et jaloux de bientôt te surprendre toi-même,
O Père glorieux de ta chaste Beauté,
Je formais pour son front un nouveau diadème
Du plus pur diamant à ma langue emprunté.

Et le coeur énivré de joie et d'espérance,
D'un bond je m'élançais près d'Elle sur son char,
Et fiers nous traversions le beau ciel de la France,
De la France ravie exaltant le regard.

Ne t'étonnes donc pas, si, jusque dans mon rêve
Du jeune Phaéton gardant le souvenir,
Barde, j'implore, avant que le Char ne m'enlève,
Un instant pour te voir, un mot pour me bénir!

Tiedge antwortete freundlich auf diese poetische Epistel, lud ihn zu sich ein und stellte ihm, als dieser den Entschluß aussprach, die Urania in das Französische zu übersetzen, alle Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens vor.

Nichts aber vermochte ihn abzuhalten. Schon im Jahre 1838 erschien der erste Gesang mit dem Bildnisse und Facsimile Tiedge's geschmückt, dem bald die Uebersetzung des Ganzen nachfolgte. Tiedge hatte unter sein Bildniß, als Facsimile seiner Handschrift, die Worte gesetzt:

„Oh! l'immortalité, la vertu, Dieu — voilà la Poésie de la Poésie.“

Félix Marande, eine jugendlich zarte Dichternatur, trug, als er das Gedicht von der Unsterblichkeit seinen Landsleuten in französischer Sprache vorsang, schon den

ziemlich ausgebildeten Keim des Todes in sich. Seine Kräfte schwanden zusehends dahin und kaum hatte er die Aufgabe gelöst, so raffte ihn eine abzehrende Krankheit in der Blüthe seiner Jahre dahin.

Der frühe Tod des jungen Freundes ging Tiedge'n sehr zu Herzen. Als ihn wenige Tage darauf der Verfasser dieser Biographie besuchte, theilte er ihm trauernd die Nachricht mit und sagte voll Rührung: „Immer düsterer wird es in der Einöde meines Lebens. Einsam stehe ich da, ein entästeter Baum, von dem ein Blatt nach dem anderen abfällt!“

Einen vortheilhaften Einfluß übten auf seinen verwaiseten Seelenzustand die wiederholte Anwesenheit seines langjährigen Freundes, des geist- und gemüthreichen Dichters Christian August Gottlob Eberhard und der hochgebildeten Frau Charlotte von Ahlefeld, gebornen von Seebach aus Weimar, deren unter dem Namen Elisa Selbig erschienenen Romane, Erzählungen und Gedichte zu den vorzüglichsten Erzeugnissen unserer Literatur gehören.

Störten auch in der letzten Zeit die unberufene Dazwischenkunft einer dritten Person und andere Umstände, deren Auseinandersetzung hier nicht an ihrem Orte wären, die seit mehr als dreißig Jahren bestandene Harmonie zwischen dem Sänger der Urania und dem Verfasser des „ersten Menschen,“ so war hingegen das Zusammenleben mit Frau von Ahlefeld, die bei ungewöhnlicher Welterfahrung so schön die geistige Kraft des

Mannes mit der zarten Milde des Weibes zu vereinigen weiß, für Tiedge eine Quelle der höchsten und reinsten Freuden. An diesem ungewöhnlichen Geiste richtete sich sein Geist empor!

Fast gleichzeitig wurde ihm wenige Jahre vor seinem Tode auch die Ueberraschung zu Theil, Besuche von einigen seiner Verwandten zu erhalten, die ihm nie zuvor noch die Freude der persönlichen Bekanntschaft geschenkt hatten.

Tiedge hatte nämlich zwei Schwestern, und zwei Brüder. Die ältere von ihm so innig geliebte Schwester starb sehr früh und die Trauer über deren Verlust war, wie wir aus seiner Selbstbiographie gesehen haben, gewissermaßen die erste Triebfeder zur Entwicklung seines poetischen Talentes; die jüngere hingegen mit Namen Katharina, jetzt auch schon hoch betagt, lebt noch zu Frankfurt an der Oder und erfreute sich fortwährend seiner Theilnahme. Der älteste Bruder, Lehrer an der Stadtschule zu Frankfurt an der Oder, war unverheirathet, der jüngere, Pfarrer zu Beensdorf im Magdeburgischen, starb vor neunzehn Jahren daselbst und hinterließ zwei Töchter, von denen die ältere an den Pastor Pilarick in Zabakuk verheirathet ist, die jüngere aber, Cäcilie mit Namen, bei ihren Pflegeeltern im Hause des Superintendenten Brand zu Rathenow lebt.

Letztere war noch ein Jahr vor seinem Tode auf mehrere Wochen in seinem Hause. Erinnerungen aus der Jugend wurden durch die Gespräche von der Heimath wach, — und wie alte Leute ihr Gedächtniß für Perso-

nen, Sachen und Begebenheiten aus der Kindheit länger frisch erhalten, als für Dinge der Gegenwart, so ging Tiedge jedesmal nach Besuchen aus der Heimath mit neuem Eifer an die ihm sonst höchst unangenehme Arbeit der Selbstbiographie. Allein zum gewiß aufrichtigen Bedauern der Leser sank ihm bald wieder der heroisch gefaßte Muth und er legte die Papiere voll Mißbehagen in sein Schreibepult, bis wieder ein neuer Impuls kam; — dieser aber blieb leider stets sehr lange aus.

Wie er über diesen Gegenstand dachte und empfand, davon giebt ein Brief an den Professor Hasse in Leipzig vom 5. Januar 1830 ein merkwürdiges Zeugniß. Er lautet:

„Mein inniggeliebter Freund! Sie haben meinen Tag nicht wollen vorbeiziehen lassen, ohne ihm ein liebes Wort, ein Wort des Herzens entgegen zu rufen. Obwohl ich in der Regel kein Freund von den gewöhnlichen Begrüßungen solcher Tage bin, so hat mich doch die Ihrige innigst gerührt. Dieser Tag war zufällig derjenige, an dem ich den ersten Theil meiner Biographie endete. Aber nun kam es darauf an, das Manuscript mit der Feder in der Hand noch einmal durchzulaufen: das ist keine angenehme Beschäftigung; doch wollte ich mir sie erst von der Hand schaffen, ehe ich etwas Anderes vornahm, und so legte ich dann nebst anderen Briefen auch den Ihrigen, wiewohl sehr ungern, zurück. Doch das verzeihen Sie gewiß, mein edler Freund, denn wie könnte ich meinem Hasse schreiben mit einem Gemüthe, worin ein unheiteres Geschäft seine Umtriebe treibt.

Schwer ging ich überhaupt daran, mein Leben zu schreiben; aber mein Freund Eberhard ließ mir keine Ruhe, bis ich mich daran machte. Ich weiß und bin darauf gefaßt, daß dies Buch dreierlei Arten von Lesern in die Hände laufen wird: Einige Wenige werden wirklich Theil daran nehmen; Andere werden es gleichgültig oder höchstens neugierig durch die Finger gleiten lassen; noch Andere werden meinen, daß es gänzlich ungeschrieben hätte bleiben sollen. — Diesen Lesergattungen es recht zu machen dürfte wohl selbst dem lieben Gott unmöglich fallen, weil selbst Er nicht machen kann, daß ein Ding sei und zugleich nicht sei. Ich werde also ganz ruhig bleiben und von den neuesten ästhetischen Kleinmeistern, wie Sie solche bezeichnen, nichts lesen!"

In einem anderen Briefe vom 5. April 1831 schreibt er: „Meine Biographie, wovon ich zwei Abtheilungen ganz und die dritte halb vollendet habe, wird Fragment bleiben. Seit zehn Monaten liegt sie da und unterhält in mir den Kampf, sie zu vernichten oder höchstens die poetischen Brocken zuvor heraus zu nehmen, und mit ihnen und einigen andern Gelegenheitsgedichten, die der Aufbewahrung nicht ganz unwürdig sind, ein Posthumus zu hinterlassen. Verzeihen Sie, edelster Freund, den Erguß meiner trüben Stimmung, die sich mir unwillkürlich in die Feder gedrängt hat."

Mittlerweile nahete sich seine letzte größere Dichtung „Wanderungen durch den Markt des Lebens" ihrer Vollendung. Daran pflegte er selbst in weniger gün-

stigen Gemüthsstimmungen mit Freude zu arbeiten; denn er hatte ja, wie er selbst zu sagen gewohnt war, als Erdenpilger, der nicht umsichtlos seine Laufbahn durchschritt, jene Stelle erreicht, die man das höhere Alter nennt und wo man so gern in Gedanken still steht, um den zurückgelegten Weg zu überschauen. Da trat nun eine Schattenwelt von Erinnerungen ihm entgegen; einzelne Gestalten und Gruppen tauchten aus den Tiefen untergegangener Tage empor; in lebhaften Phantasiebildern stellten sich ihm die an ihm vorübergezogenen Erscheinungen dar, von denen die einen mit Wohlgefallen, andere mit bittern Empfindungen das Gemüth erfüllten.

Aus diesem Allem entwickelte sich nun ein Gemälde des vielseitigsten Weltlebens voll Licht und Schatten. Es nahm des Sehers ganze Seele ein und drängte den Greis, — wie dies überhaupt das Alter liebt, — den jüngern Freunden seiner Jugend davon zu erzählen. Diese Erzählung gestaltete sich zu Versen, die Verse zu einem größeren Gedichte, welches aber, so lange die männlich ernste und zugleich weiblich zarte Elisa von der Recke lebte, nicht an das Licht treten durfte. Als diese hinübergeschlummert war, riethen ihm sowohl Freunde als Buchhändler, die „Wanderungen" dem Drucke zu übergeben. Sie machten einiges Aufsehen und erfuhren bald die verschiedenartigste Deutung, so sehr auch der Verfasser in dem Vorworte den alten Martial den Kritikern zurufen läßt: „Absit interpres malignus!"

Um so wohlthuender waren für Tiedge'n unbefangene Stimmen, die der harmlosen Tendenz seines Werkes Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Wahrheitsliebend in allen Verhältnissen des Lebens und jeder Art von literarischer Vergötterung abhold, war er doch nichts desto weniger sehr empfänglich für öffentliche Auszeichnung und freute sich über das — wie er dachte — ihm gebührende Lob wie ein Kind über die Christbescheerung. Hasse hatte ihm zu Anfang des Jahres 1834 ein freundliches Dankschreiben, mit einem anerkennenden Worte für die Zusendung seiner „Wanderungen durch den Markt des Lebens" geschrieben. Darauf antwortete er: „Was für einen entzückenden Brief haben Sie, edelster Freund, mir über das letzte Product meines Geistes geschrieben. Freilich mußte ich bei der Lesung oft die Augen niederschlagen; daß ich es oft mußte, beweiset Ihnen zugleich, daß ich sie ebenso oft wieder aufschlug, wie ein Mädchen, das man hübsch nennet. Wenn ich gleich weiß, daß Ihre schöne verschönende Freundesseele manchen schmückenden Strahl auf mein Buch hat fallen lassen, den ich schon von selbst zurecht zu legen wissen werde; so will ich doch die erquickenden, erhebenden Worte in meinem Herzen aufbewahren, wie einen goldenen Kelch voll stärkender ambrosischer Tropfen, um daraus von Zeit zu Zeit einen Schluck zu nehmen, wenn kalte, Schnupfen bringende Lüfte von da oder dort mich antrotzen, welches nicht ausbleiben wird.

„Unser Anakreon Winkelmann *) hat es wahrlich von Herzen gut mit mir gemeint; nur wünschte ich, daß aus seiner Anzeige die Stelle weggeblieben wäre: daß ich jahrelang dem Alten Neues, ohne strengen Plan hinzudichtete. Nicht etwa als ob ich fürchtete, daß unselbstständige Urtheile meine Ausstellung als ein zufällig zusammen gewürfeltes Machwerk ansehen möchten, sondern weil jene Andeutung meiner Vorrede geradezu widerspricht, die ausdrücklich erklärt, daß die ganze Darstellung nur auf das Vormals, nicht auf das Jetzt, auf Altes, nicht auf Neues ihre Beziehungen sich erstrecken lasse; doch transeat! Aber näher am Herzen liegt mir die Berichtigung einer Anzeige des Cometen, der im Lobposaunenton solche Auszüge aus meinem Werke zusammengestellt hat, die mit Ausschluß derjenigen Stellen, welche ihnen das Gleichgewicht halten, grobe Mißverständnisse veranlassen müssen, so daß man mich leicht ohne Böswilligkeit zu der Schaar der Schreier zählen könnte, denen die Regierungen nichts recht machen, die sich nur im Verleumden gefallen.

„Ihre gütige Rettung, Ihre Vermittelung rufe ich an: irgend Jemanden zu veranlassen, der eine kurze Anzeige ohne allen polemischen Charakter und ohne Lob, in der Leipziger Zeitung oder sonst wo, von meinem Buche machte, jedoch mit Ansehung solcher Stellen, die

---

*) Der bekannte Archäolog Hofrath Carl August Böttiger, Verfasser der Sabina, oder die Römerin am Putztische.

einen mildern Geist und das Element der Unbefangenheit und Gerechtigkeit an sich tragen, zum Beispiel Seite 59 im ersten Buche. Sie allein, mein edelster Freund, können mich retten von einem Verdacht, der mich sehr beunruhiget und den ich doch wahrlich nicht verdiene."

Als ihn Hasse darüber beruhigt hatte, schrieb er als Antwort am 7. März 1834 an denselben zurück: „Aus voller Seele, mein hochgeliebter Freund, rufe ich Ihnen meinen herzlichsten Dank zu für die herrlichen Trostworte, die Ihr lieber Brief mir mitgebracht hat. Sie haben mich sehr beruhigt über jene hämische, wenigstens ekelhaft unverständige Lobposaunerei, womit ein Unberufener meine arglose Schrift begrüßt hat. Ich bereute schon recht schmerzlich, daß ich mich hatte bereden lassen, — und ehrlich gestanden selbst überredet hatte, ein so mißverstehbares Werk in einer so argwohnvollen Zeit vor das Publikum treten zu lassen. Auch wurde das Gefühl dieser Reue noch dadurch geschärft, daß ich die Warnung meiner hohen verewigten Freundin gegen die Ausgabe des ersten Theiles nicht beachtet und ein so heiliges Gesetz übertreten habe. Hierin liegt für mich ein Vorwurf, der mich ewig peinigen wird."

Aehnliche Gefühle beunruhigten ihn besonders bei jedem wichtigeren Abschnitte seines einförmigen Lebens. Hierzu gehörten sowohl der Geburtstag seiner verklärten Freundin Elisa (zwanzigste Mai) als sein eigenes Wiegenfest am dreizehnten December, welcher Tag — einer alten Gewohnheit zufolge, — wozu er dereinst selbst in

seiner Zerstreutheit die Veranlassung gewesen, in den letzten Jahren gefeiert wurde, obgleich er, wie seine Selbstbiographie erzählt, am vierzehnten December 1752 das Licht der Welt erblickt hat. Um so mehr beeilten sich Männer und Frauen aus fast allen Ständen, ihm besonders den vorgenannten Tag als einen wahren Festtag der Freundschaft so angenehm als möglich zu machen. Schon am frühen Morgen desselben weckten ihn gewöhnlich Laute derjenigen Sprache, die er am meisten liebte und am besten verstand, — der Musik — durch irgend einen Choral von Blaseinstrumenten, oder durch mehrstimmigen Gesang, — ein Genuß, den ihm seine Freunde abwechselnd zu bereiten sich bemühten.

Kaum hatte er sich von seinem Lager erhoben, so strömten die zahlreichen Freunde und Freundinnen herbei, um dem selbst im höchsten Alter noch jugendlich frischen Greise Glück zu wünschen. Heil- und Segensprüche flossen aus jedem Munde. Niemand erschien mit leeren Händen; und war die Gabe noch so klein, — war es ein Gedicht, ein Kranz, ein Kupferstich, ein Buch, — sie fand dieselbe liebevolle Aufnahme, wie der werthvollste Gegenstand. Die Damen brachten Blumen mit und Früchte — und wußten, ungeachtet der für die Gaben des Frühlings und des Herbstes so ungünstigen Jahreszeit, das Zimmer doch zu einem Garten umzugestalten. Da fand sich denn auch manche Herzensergießung angehender Dichter und Dichterinnen in gebundener und ungebundener Rede, bald da bald dort von

bescheidener Hand in einen Blumenstrauß oder Kranz versteckt und wagte somit als Tagfalter der Literatur unter Flora's holdem Schutze den ersten Flug ihres Eintaglebens: — Der große runde Tisch in Tiedge's Wohnzimmer war gegen Mittag dann gewöhnlich mit solchen Libellen übersäet.

Nach dem einfachen Mahle, das außer seiner häuslichen Umgebung nur wenige — auserwählte Freunde mit ihm theilten, sammelte er in einem kurzen Schlummer neue Kräfte für die Anstrengungen des Abends, wo der erfinderische Geist der Pflegetöchter *) mit jedem Jahre neue Festlichkeiten zu veranstalten wußte.

So wurde die Abendfeier dieses Tages im Jahre 1837 mit einem allegorischen Melodram: „Der Sängerinnen Streit auf Tiedge's Burg," welches Ernst von Brunnow gedichtet und ein Freund und Kenner der Musik componirt hatte, eröffnet **).

Vier junge Damen repräsentirten vier Länder: Preußen, als des Dichters Vaterland, — Italien, als das Land, wohin er so gern zurück dachte, — Curland, als seiner Freundin Elisa Heimath, — Sachsen, als

*) Anfänglich, nach dem Tode seiner hohen Freundin, Fräulein Mathilde Haupt, jetzt Gattin des geschickten Porträtzeichners W. Schertle, gegenwärtig zu St. Petersburg, und zuletzt Fräulein Auguste Engelhardt aus Dresden, die ihn bis zum Tode treu gepflegt hat.

**) Siehe Tiedge's Leben und poetischen Nachlaß, B. III. S. 269.

letzter Wohnsitz, — welche um die Ehre, ihn zu ehren, stritten, bis Urania (Frau Majorin Serre auf Maxen) mit der Sternenkrone auf dem Haupte und einem Lorbeerkranze in der Hand erschien und den edlen Wettkampf mit den Worten schlichtete:

Laßt ab von eurem Grolle!
Der Sänger, den ihr ehrt,
Ist nicht der kleinen Scholle,
Nicht einem Land bescheert.
Er, der das Lied gesungen
Von der Unsterblichkeit,
Das durch die Welt gedrungen,
Gehört der Ewigkeit!
Nehmt hin des Kranzes Spende
Und setzt ihn reich belaubt,
Damit der Streit sich ende,
Vereinigt auf sein Haupt!

Der berühmte Componist und Clavier-Virtuose Adolf Henselt, der gerade in Dresden anwesend war, begleitete den Gesang mit dem Pianoforte. Der ausgezeichnete Bühnenkünstler Pauli hatte das scenische Arrangement übernommen; denn diesem Gesang-Vorspiele folgte die Darstellung von zwei dramatischen Stücken von Tiedge's beiden Lieblingen, Theodor Körner und G. A. von Maltitz: „der Vetter aus Bremen" und „der alte Student."

Die Hauptrollen wurden durch die Fräuleins Weiß, Haupt und Helbig, sowie durch die Herren: Serre, Kühnel, Pappermann, Lengnick und Hasse dargestellt.

Herr A. Henselt hatte bereitwillig die Rolle eines Bedienten übernommen. Kammerherr C. von Wachsmann dichtete dazu nachstehenden Prolog, welcher von seiner jugendlich erblühenden Tochter Adolphine meisterhaft gesprochen worden ist:

Prolog.

Der Tag, Ihr Freunde, der uns heut' versammelt,
War stets ein Festtag uns, er war es Vielen,
Die schon geschieden, deren edle Namen
Jedoch verzeichnet stehn mit goldnen Chiffern
Im Buche der Geschichte wie der Dichtkunst. —
So wie wir heut vereint uns finden, um
Das Silberhaar des Freundes zu bekränzen,
Ihm darzubringen Wünsche, kleine Gaben,
Durch Sang und Spiel die Stunden ihm zu kürzen:
So fanden Freunde sich an diesem Tage,
Die ihm den Kranz gedrückt auf's edle Haupt,
Als braune volle Locken es umwallten,
Ward er gefeiert auf dem heil'gen Boden
Der ew'gen Roma, an der Tiber Ufern,
Im Angesicht von Tasso's heil'ger Eiche,
Des Capitol's, und von St. Peters Dom,
War's an Neapels Golf, am Fuß der Gletscher
Der alten Schweiz, an Vater Rhenus' Ufern,
War es am Strand der schilfumkränzten Ilm,
Es fanden Freunde sich, denn Tiedge's Name
Er hatte guten Klang, es lag ein Zauber
In diesem Namen, und Urania
Sie war's die Dankbare, die ihren Sänger
Mit diesem Zauber ausgestattet hatte.
„So, wie Du mich verherrlicht," sprach die Hohe,

„So will ich Dich verherrlichen! Was gäb' es
„Wohl nach der Liebe herrlicher, als Freundschaft!
„Nie soll ein Freund ermangeln meinem Sänger!“
Dies hörte Atropos die Neidische,
Ihr unerbittlich Eisen — es zerschnitt
Der Lebensfaden viele, die dem Sänger
Uraniens theuer waren; noch vor Kurzem
Raubt' ihm die Feindliche den liebsten Freund.
Tief war die Wunde, die sie ihm geschlagen,
Doch etwas giebt's, das sie nicht rauben konnte:
Des Freundes Wort, und Sang und Angedenken.
Wir feiern dieses, wenn wir Jenes hören.
Und die Gestalten, die er hat geschaffen,
Sie werden jetzt vor Eure Augen treten,
Bekannte Worte werdet Ihr vernehmen.
Ein wackrer Mime, überall gekannt,
Wo man die Kunst und ihre Priester ehrt,
Mit Fleiß und Sorgfalt hat er angeordnet
Was nöthig war, um würdig darzustellen
Des hingeschiednen Freundes Dichtung. Soll
Ich sie Euch nennen? — Wohl! — Es ist der alte
Student, das wohlbekannte Werk des allzufrüh
Entschlafnen. — Ihm folgt eine zweite Dichtung
Von Körner, jenem Edlen, der als Sänger
Und Krieger gleich berühmt war. — Maltitz, Körner,
Zwei Namen, die dem Herzen unsers Freundes,
Deß Fest wir feiern, theuer sind, und darum
Auch würdig sind der Feier dieses Festes. —
Und Du, Verehrter, dem dies Spiel geweihet,
Nimm freundlich auf, was guter Wille bringt:
Wie sie auch sei die Leistung, Du erkennest
An ihr, wie an dem Kreis, der Dich umgiebt,
Daß treu Urania ihr Wort gehalten.

Im Jahre 1838 gerieth man auf den Gedanken, durch lebende Bilder den Greis zu überraschen, in welchen die Entwickelungsstadien der Poesie durch Scenen aus den Meisterwerken der Dichter der alten, mittlern und neuern Zeit gleichsam symbolisch dargestellt waren.

Den Reihen eröffnete Virgil's Aeneide, — nebst der Iliade und Odyssee die Hauptrepräsentantin des classischen Alterthums und der epischen Dichtkunst.

Der Moment der Darstellung war von dem berühmten, durch Jazet's Grabstichel verewigten, Bilde Guerin's entnommen: Aeneas sitzt der auf einem Ruhebette hingegossenen Dido gegenüber und erzählt Troja's bejammernswerthes Geschick, während Anna, den Kopf in der Hand ruhend und auf die Lehne der Sella gestützt, den in der Gestalt des Julus verkappten und in dem Arme von Karthago's Königin ruhenden Eros bedeutungsvoll anblickt und den Liebesschmerz der geliebten Schwester ahnet.

Hierauf folgte eine Scene aus der Skalden-Periode des frühesten Mittelalters: Die goldgelockte Malwina trauert um ihren Heldensohn Oskar, während Ossian, der greise Barde, in die Saiten seiner Harfe schlägt, ihren Schmerz zu lindern.

Die dritte Vorstellung vergegenwärtigte das Wiederaufblühen der romantisch-epischen Dichtkunst in Tasso's befreitem Jerusalem: Der siegreiche Tankred findet die Christenfeindin Chlorinde, die heimlich er geliebt, hinsterbend auf ihrem Heldenpfade, schöpft in seinem Helme

den Quell des Heils, um noch vor ihrem Scheiden durch die heilige Taufe das schöne Sarazenenkind als Christusbraut in den Schooß der wahren Kirche einzuführen.

Im vierten Bilde ward der Triumph der neueren (deutschen) Dichtkunst in Schillers Carlos gefeiert: Der Prinz, von seinem fast übermenschlich großgesinnten Freunde Posa zum Erben hoher Hoffnungen auf Völkerparadiese eingesetzt, folgt der Stimme des Rechts und der Tugend und nimmt, von allen Banden der Leidenschaft befreit, vor der tugendhaften Elisabeth knieend zum letztenmale Abschied von seiner Königin, Mutter und Geliebten. Im Hintergrunde: Philipp und der Großinquisitor.

Das fünfte Bild war ein Impromptu aus des Dichtergreises eigenen Werken „Aennchen und Robert.“ Die darstellenden Personen waren: 1) Frau Majorin Serre, der Herausgeber dieser Biographie, nebst dessen Gattin und Fräulein Clotilde Förster; 2) Münzbuchhalter Dr. Kummer und Fräulein Leontine von Wachsmann; 3) Fräulein Helbig (jetzt Gattin des k. k. österreichischen Hauptmanns Baier in Josephstadt) und Advokat Pappermann; 4) Gräfin von Hoffmannsegg, Herr F. C. von Bachmayr, Dr. J. Meyer und F. A. Frenzel, Sohn; — 5) Fräulein Valeria Vogeler und Herr Otto Hasse.

Fräulein Therese von Winckel hatte die Güte, die Darstellungen mit passenden Musikstücken auf der Harfe zu begleiten.

Zum Verständnisse dieser lebenden Gemälde, denen

ein kleines Lustspiel „Die Damen unter sich“ vorausging, hatte der Verfasser der „neuen Psyche und des Troubadours,“ Freiherr Ernst von Brunnow, Bruder des berühmten russischen Diplomaten, nachfolgenden Prolog gedichtet, welcher von Fräulein Adolphine von Wachsmann (als Kalliope) vorgetragen wurde:

Kalliope an den Sänger der Urania.

Heil, Tiedge! Dir, geweihter Mann der Lieder,
Mit edler Dichterstirn und Silberhaar!
Es stieg Kalliope vom Pindus nieder,
Gesendet von der Musenschwestern Schaar,
Dir Glück zu wünschen, und zu schmücken wieder,
Wie oft sie that, des Hauses Festaltar.
Was sich begiebt in Deines Kreises Mitte,
Verkünd' ich als Prolog nach Griechensitte.

Den Tag zu feiern, der uns heut erglänzet,
Was ziemt, so fragten wir, für uns're Wahl?
Sind Blüthen es, die Poesie gekränzet,
Sind es Gemäld' aus Licht und Farbenstrahl?
Sind's Töne, die Erato ihm kredenzet?
Ist es ein Denkmal von Hephästos Stahl?
Nein, Malerei und Plastik soll mit Tönen
Und Poesie zugleich den Dichter krönen!

Vier Sänger, die gleich Sternen uns umringen,
Sie sollen Dir mit Huldigungen nahn;
Ein Jeder möge Dir ein Bildwerk bringen,
Wie's ihm erschienen einst im heil'gen Wahn,

Wenn ihn Begeisterung auf Adlersschwingen
Entführt zur sonnenhellen Schönheitsbahn;
Das Leben soll das Künstlerwalten schildern
In lebensvollen lichtumflossnen Bildern!

Auf rollt der Vorhang bald der Aeneide,
Es spricht Virgil's unsterblicher Gesang.
Hier zeigt Aeneas sich, der Dardanide,
Dort Dido, die Karthago sich errang;
Huldvoll empfängt sie, wie der milde Friede,
Den Flüchtigen aus Troja's Untergang,
Und drückt Aeneas' Kind an ihren Busen
Und herzt und küßt den Sprößling von Kreusen.

Doch Venus, die den Helden einst geboren
Und ihm zur Gattin wünscht die Königin,
Hat Amor zum Gehülfen sich erkoren,
Stellt ihn verwandelt statt des Julus hin,
Daß mit dem scharfen Pfeil er soll durchbohren
Die unbewehrte Brust der Herrscherin;
Schon traf der Stahl, es schlagen bald die Flammen
Aus Beider Herz in Liebesgluth zusammen! —

Komm, zweites Bild, und steig' aus Meereswogen,
Du stolzes Inselland, Britannia!
In deinem Norden lieget bergdurchzogen,
Vom Nebelkleid umgürtet, Scotia;
Dort ruhet an des Ufers Felsenbogen
Ein hoher Greis, dem eine Jungfrau nah;
Ihr schaut Ossian, den Barden, und Malwinen,
Ihr Haar ist Gold, die Lippen sind Rubinen!

Sie weint um ihren Oskar, der im Streite
Des Schlachtenfelds ein Heldenjüngling fiel;
Da greift der blinde Harfner in die Saite,
Die sanft ertönt vom geistbewegten Spiel.
Er singt von König Krothar's herbem Leide,
Um seines Lieblingssohnes blut'ges Ziel,
Daß er im Mitgefühl für fremde Schmerzen
Das Weh ihr lindre, das sie trägt im Herzen.

Aus Schottlands nebelgrauen Thalgefilden
Führt euch die Muse rasch ins Palmenland;
Das Kreuzheer steht geschaart mit Schwert und Schilden
Vor Zions Burg, die in des Türken Hand;
Nicht eher rasten will es, bis die wilden
Barbaren sind von Christi Grab verbannt.
Wie Tapferkeit und Glaube sich verzweigen,
Das soll im dritten Bild Euch Tasso zeigen.

Hinsterbend liegt auf ihrem Heldenpfade
Chlorinde da, die Christenfeindin war;
Da fleht vom Sieger Trancred sie als Gnade,
Daß mit der heil'gen Tauf' er netz' ihr Haar;
Er schöpft im eignen Helm zum Himmelsbade
Den Quell, der aus dem Felsen sprudelt klar,
Und lös't dem Feinde seines Helmes Binden,
Und schaut, — die heimlich er geliebt, Chlorinden.

Jetzt noch ein Bild, das euch der deutsche Dichter,
Das Schiller euch in seinem Carlos giebt.
Sein Posa steht schon vor dem Sternenrichter,
Die Menschheit hat sein großes Herz geliebt;

Don Carlos ist sein Erbe, rein und lichter
Wird ihm das Herz, das Leidenschaft getrübt,
Es will der Gluth zur Königin entsagen
Und Posa's Freiheit hin nach Flandern tragen!

Schon hat der Glocke Abschiedsruf erklungen,
Ihr seht den Prinzen und die Königin;
Zum letztenmale hält er sie umschlungen,
Doch wankt er nicht, verwandelt ist sein Sinn,
Von höh'rer Hoffnung seine Brust durchdrungen,
Auf Völkerparadiese blickt er hin!
Doch abgelaufen sind ihm seine Horen —
Don Philipp naht mit den Inquisitoren.

Mein Amt als Prologus hab' ich verwaltet,
Ein Wort nur sei, o Sänger, mir gewährt:
Wie plastisch uns Virgil die Welt gestaltet,
So hast Du lebensvoll sie uns bescheert,
Wie die Natur des Ossian nie veraltet,
So steht in Bildern sie bei Dir verklärt,
Harmonisch hast, wie Tasso, Du gesungen,
Wie Schiller uns zur Freiheit aufgeschwungen!

Der 13. December des Jahres 1839 führte den heitern Greis in Italiens glückliche Gefilde, wo seine Erinnerung, eingedenk der schönen Reise von 1804 bis 1806, selbst im hohen Alter noch am liebsten weilte.

Blühende junge Mädchen (die Fräuleins Förster, Helbig und Dithmarsch) im malerisch schönen Costume von Ischia, Albano und Rom, begleitet von munteren Knaben (Centurius Graf von Hoffmannsegg und Johannes

Vogel von Vogelstein) in der Fischertracht von Neapel und Portici, brachten, trotz der Ungunst der winterlichen Jahreszeit, Blumen und Früchte aus Hesperiens Gefilden, während Andere durch Tanz, Gesang und Saitenspiel dem Dichtergreise die ewige Jugend vergegenwärtigten, welche ihm kurz zuvor der „Genius der Mit- und Nachwelt" in der anmuthigen Gestalt des Fräuleins Anna Bertholdi, Pflegetochter der Frau Majorin Serre, am „Altare der Menschheit" geweissaget hatte *).

Selbst der Orient beeiferte sich, zu dem Anakreon-Wiegenfeste seine Gaben zu spenden. Es war wiederum der nämliche Tag im Jahre 1840, als eine übergewöhnlich zahlreiche Gesellschaft in den wohlbekannten Räumen sich eingefunden hatte. Heiter mit freudestrahlendem Angesichte saß der Gefeierte, umgeben von einem bunten Kranze von Freunden und Freundinnen, behaglich und ohne das Geringste zu ahnen in seinem Lehnstuhle und drückte so eben nach Aufführung des von Herrn Cantor Mühle vortrefflich componirten und von acht jungen Männern vorgetragenen Rheinliedes seinen lebhaften Beifall aus, als die Reihen der Gäste sich öffneten und der muhammedanische Prinz „Raden Saleh Ben-Jachja **)" von der Insel Java in dem kleidsamen mor-

*) Man sehe das Gedicht: „Der Genius der Mit- und Nachwelt an Tiedge" von Gustav Erhard Bd. III., S. 226.

**) Raden Saleh, aus der javanischen Dynasten-Familie der „Jachja," dessen Oheim als Regent der Provinz Samarang jetzt den Holländern zinsbar ist, lebt seit Anfang des Jahres

genländischen Costume seines Vaterlandes, von zwei Schwestern in der malerischen Tracht der Prinzessinnen auf Java begleitet, vor den Sänger trat und sich ein naives Zwei-Gespräch entwickelte.

Zwei kleine Mädchen als Dienerinnen (Camilla Winkler und Clotilde Förster) melden die beiden Prinzessinnen, welche in der Person der Fräuleins Maria von Houwald und Ida von Düringsfeld die Anmuth und die Lebendigkeit des Orients vergegenwärtigen. Die Anreden waren von der Verfasserin des Romanzen-Cyclus „der Stern von Andalusien" und des Romans „Schloß Goczyn" in dem eigenthümlich gebrochenen Deutsch gedichtet, welches der Prinz zu sprechen pflegte:

Erste Dienerin.

Raden Saleh grüßet sehr
Und durch unsern Mund fragt an,
Ob zu Deinem Feste her
Zwei ihm Schwestern führen kann?

Zweite Dienerin.

Fürstinnen seit Stunden hier
Und von Deinem Fest gehört
Wollen, wenn es nicht verwehrt,
Grüßen Dich und wünschen Dir.

(Der Prinz seine Schwestern führend:)

1840 zu Dresden, wo er die berühmte Gemälde-Galerie fleißig studirt, und hat sich durch höchst geniale Gemälde von asiatischen Tiger- und Löwenjagden in der Kunstwelt einen achtbaren Namen erworben.

Saleh.

Meine Schwestern bring' ich Dir,
Sei zu ihnen, wie zu mir!

(Die Prinzessinnen knieen und grüßen.)

Prinzessin Zaida.

Frauen immer besser lernen,
Sprachen reden als der Mann,
Saleh wenig Deutsch erst kann.
Sieh! wir kommen aus der Fernen,
Und wir können Dir schon sagen
Wie wir sind hierher gekommen,
Und warum ein Schiff genommen.
Das uns über Meer getragen.
Siehst Du, Saleh war gegangen,
Und da war ein großes Leid,
Erde hatte traurig Kleid,
Blumen gar nicht wollten kommen,
Sonne gar nicht wollte scheinen,
Und wir nichts gethan als weinen.

Prinzessin Katidja.

Ja, das sehr betrübte Tage —
Ich und Schwestern immerfort
Dran gedacht, daß Saleh fort,
Immer tönte unsre Klage,
Aber einmal fort der Gram,
Weil ein Brief von Saleh kam.

Zaida.

Gram doch oft noch wiederkommen,
Oft noch traurig sah'n zum Strand,
Wenn wir lange nicht vernommen:
Saleh froh im fremden Land.

Katidja.

Saleh aber gut gewesen,
Briefe oft geschickt zum Lesen,
Schöne Bilder auch geschickt. —
Ach, so froh, als die erblickt!
Soviel bunt, und so viel schön,
Niemals müd' sie anzusehn,
Und noch nicht ein ganzes Jahr
Daß ein Brief der letzte war.

Zaida.

Und im Briefe stand geschrieben:
Saleh hier so gut gescheh'n,
Alle Menschen gern geseh'n,
Daß er wohnen hier geblieben;
Viele Namen auch drinn standen,
Doch am allermeisten fanden
Deinen wir, und Saleh schrieb:
Diesen Greis von Herzen lieb.

Katidja.

Sprach die Schwester: „säh gerne
Diesen Greis mit Augen mein,
Sollt' es denn nicht möglich sein,
Daß wir könnten in die Ferne?“

Zaida.

Und wir es gekonnt; sie ließen
Fahren uns auf Fluth voll Schall,
Sagten: hofften überall
Werde Himmel uns umschließen,
Und so fuhren wir und dachten
Viel an Saleh und an Dich;

Saleh hat gefreuet sich,
Als wir Java's Gruß ihm brachten. —
Wirst auch Du nun Freude haben,
Wenn wir thun wie Andre auch
Hier nach Deines Landes Brauch,
Wünsche bringen Dir und Gaben?

Saleh.

Zaida, nur vielen Muth,
Dieser Vater immer gut!

Zaida.

Alle Güter Allah giebt
Frommen Menschen, die er liebt,
Dich auch liebet, weil Du fromm:
Allah's Freude zu Dir komm',
Allah's Gnade bei Dir wohne,
Und für Alles, was gethan,
Allah's Frieden Dich belohne
Und kein Uebel lassen nah'n! —

Katidja.

Und in Java da ein Baum,
Unter dem wohl Tausend Raum,
Für ein Volk ein Tempelhaus.
Er die Zweige breitet aus,
Früchte träget immerdar
Ueber duft'ger Blüthenschaar —
Du nun so viel Freunde haben,
Alle Herzen ohne Trug, —
Daß der Baum nicht groß genug
Sie zu schatten und zu laben.

Zaida.

Und in Java Vögel fliegen,
So viel hell von buntem Scheine,
Daß sie glüh'n wie Edelsteine,
Daß sie sich wie Blumen wiegen: —
Diesen schönen Farbenreichen
Deine Tage sollen gleichen! —

Katidja.

Und in Java immer Duft
Steigt aus Kelchen und aus Halmen,
Und in Java blaue Luft
Und in dieser hoch die Palmen,
Und wie Palmsaft süß und rein,
Soll Dein heilig Leben sein.

Zaida.

Hätten gern mit hergebracht
Früchte süß, und Blumenpracht,
Aber arme Blumen sterben,
Wenn sie abgebrochen sind,
Und die Früchte süß verderben,
Wenn nicht issest sie geschwind.

(Orangen von der ersten Dienerin nehmend.)

Diese Früchte drum gewählt,
Hier gereift in einem Haus,
Freilich Sonne hat gefehlt,
Sehen klein und ärmlich aus,
Aber da einmal so ist,
Nimm sie, weil Du gütig bist.

Katidja.

(Rosen von der zweiten Dienerin nehmend.)

Und die Blumen auch die Rosen
Heimathlich in Java sind,
Freilich haben sanftern Wind,
Um mit ihnen liebzukosen,
Aber doch erblüht auch hier!
Und ich bringe sie zu Dir,
Weil in Düften wohnet Leben,
Blumen immer Freude geben.

Saleh.

Aber nun ist Zeit zu scheiden,
Saget Lebewohl ihr Beiden!

Zaida.

Traurig ist zu gehen fort,
Aber wenn der Bruder spricht,
Schwestern dürfen säumen nicht.
Und so höre letztes Wort:
Oftmals noch erblicken sollst
Diesen Tag, ganz hell von Schimmer,
Aber dann auch immer, immer
Unserer gedenken sollst!

Katidja.

Dieses Wort auch meines ist,
Angedenken gieb uns Beiden;
Denn wenn Seele nicht vergißt,
Selbst das Meer nicht Macht zu scheiden!

Den Schluß des Festes machten Hymnen und geistliche Lieder, von dem schon weiter oben geschilderten

Männer-Chor ausgeführt und anspruchloses heiteres Gespräch unter den Anwesenden. Dies war der letzte Geburtstag, den Tiedge zu feiern so glücklich war; denn obwohl ihm der Besuch des Karlsbades, wohin er im Sommer 1840 zum erstenmale wieder seit dem vor acht Jahren erfolgten Tode seiner Freundin Elisa gereist war, und wo er in der Umgebung der drei Prinzessinnen von Curland und einem Kreise ausgezeichneter Fremden schöne Tage verlebt hatte, sichtbare Stärkung brachte, und er zu allen den Lieblingsorten seiner Erinnerung wallfahrten konnte, so nahmen doch die geistigen Kräfte zusehends ab.

Zu dieser bei der ungewöhnlichen Frische der Körperkraft um so betrübenderen Erscheinung mochte der Umstand nicht wenig beigetragen haben, daß Tiedge im Sommer 1838, als er in Begleitung seiner Pflegetochter Auguste Engelhardt mit dem Herausgeber dieser Biographie und dessen Gattin von einem Besuche bei der befreundeten Familie Serre auf Maxen heimkehrte, durch Ungeschicklichkeit des Kutschers am Lockwitzer Berge mit dem Wagen umgeworfen wurde, welcher Unfall nicht nur den Bruch des Nasenbeines und eine bedeutende Gesichtswunde, sondern auch eine große Erschütterung des Gehirns zur Folge hatte.

Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Standhaftigkeit trug der damals fünfundachtzigjährige Greis dies harte Geschick und die während der Operation und der darauf folgenden Krankheit bewiesene Geduld verdient

um so mehr als Beispiel für Jedermann hervorgehoben zu werden, als Tiedge zu den empfindlichsten und reizbarsten Naturen gehörte.

Wiederum hergestellt ließ er sich durch diese trübe Erfahrung keineswegs abhalten, noch häufig Landpartien zu Wagen nach Tharand und nach Friedstein zu den ihm befreundeten Familien Schwarz und Pilgrimm zu machen, oder in einer Gondel auf der Elbe nach Findlaters oder Uebigau zu fahren und sich so an der früher schmerzlich entbehrten schönen Natur in der Umgegend von Dresden zu erfreuen. Die allzugroße Fürsorge seiner Freundin Elisa von der Recke für seine und ihre eigene Gesundheit gestattete bei Spazierfahrten nie einen anderen als verschlossenen Scheibenwagen. Er streifte daher nach deren Tode diesen, sowie manchen mit Blumenketten ihm angelegten Zwang ab und überließ sich gern der unschuldigen Freude am Genusse der balsamischen Luft in Gottes freier Natur. Dies stärkte den Körper, doch vermochte es nicht, den Druck und die Allgewalt der Jahre zu beseitigen, die auch über ihn, wie über jeden Sterblichen, ihre Rechte geltend machten.

Das schon seit Jahren minder treue Gedächtniß wurde von Tag zu Tag schwächer, die Heiterkeit des Geistes, die sich so gern in schlagfertigen Bemerkungen, in Scherzen oder in Satyre Luft machte, verlor ihre Schärfe, das Urtheil die Spannkraft und selbst das sonst so voreilige Gemüth zog sich zurück hinter die Schranken einer theilnahmlosen Gleichgültigkeit.

Wie es beim höheren Alter zu geschehen pflegt, erlosch bei Tiedge allmälig alles Interesse an der Gegenwart und nur die Erinnerung vergangener Tage, an die Jugendperiode der zu Magdeburg und Halle verlebten Studienzeit, an den Aufenthalt in Halberstadt, Quedlinburg und Berlin vermochte den schlummernden Funken des Geist- und Gemüthlebens zu wecken.

Er ward nach und nach gleichgültiger gegen die Welt und Alles, was ihn umgab; doch der völlige Stumpfsinn der kindgewordenen Alterschwäche hat niemals über den Greis Herrschaft gewonnen. Davor hat ihn der Genius der Dichtkunst bewahrt. Bis zu dem letzten Athemzuge hatte er Momente, wo seine Phantasie in poetischer Begeisterung aufflackerte, und der Fesseln der Körperwelt entledigt in dem Vorgefühle des Jenseits sich selbstbewußt war.

Ein Lieblings-Thema seiner Gespräche und seines Nachdenkens war in späterer Zeit die Heilkunde. Die in den letzten Jahren gemachte Bekanntschaft mit einem jungen Arzte, Dr. med. Ehrhardt, den er mit Wohlwollen aufnahm und öfters bei sich sah, nährte diese Neigung. Stundenlang sprach er sich mit großer Lebhaftigkeit und mit seltenem Scharfsinn über die ihm gemachten Mittheilungen aus, und der Arzt zählt diese Stunden zu den schönsten und genußreichsten seines Lebens.

An Personen, die einmal seine Liebe oder sein Vertrauen gewonnen hatten, hielt er in treuer Anhänglich-

keit fest und umfaßte dieselben mit ebenso unerschütterlicher Liebe, als er im entgegengesetzten Falle durch keine noch so gute Handlung, selbst nicht bei den sprechendsten Zeichen der Reue oder der Besserung von der einmal vorgefaßten ungünstigen Meinung zurückzubringen war.

Letztere beherrschte ihn ganz; denn wenn man ihm solche Ansichten auch durch triftige Gründe momentan benahm, so kehrte er nichts desto weniger später immer wieder zu denselben zurück. Er konnte keine Beleidigung, ja nicht einmal kleine Reibungen oder Unannehmlichkeiten vergessen, noch weniger aber vergeben.

Diese immer tiefer wurzelnde Empfindlichkeit wurde selbst durch geringfügige Umstände gereizt und genährt. So konnte er zum Beispiel einen höchst achtbaren Buchhändler nicht leiden, weil einige wirklich unbedeutende Druckfehler in einem Aufsatze von Tiedge sich eingeschlichen hatten; vielleicht auch, weil der Buchhändler sich zu der neuen Dichterschule hinzuneigen anfing.

Im Uebrigen aber offen, gutmüthig, freigebig, in den letzten Jahren manchmal bis zur Schwäche, höchst lebendig bei interessanten Gesprächen, besonders über Personen und Sachen aus seiner früheren Zeit, freisinnig im edelsten Sinne des Wortes, gleichgültig gegen äußere Vortheile, handelte er oft mit der Genialität eines Dichters, der über allem Irdischen stehet.

Ganz eigenthümlich war bei ihm die Freude, die er am Freude Bereiten und hauptsächlich am Schenken empfand. So geschah es nicht selten, daß er z. B. ihm

dargebrachte Dedicationsexemplare von literarischen Erzeugnissen noch an dem nämlichen Tage, an dem er sie erhielt, aus keiner andern Absicht, als um damit Freude zu machen, an Jemanden Anderen, der dieselben zufällig zu lesen wünschte, wieder weggab und sogar häufig auch ihm dargeliehene Bücher und Gegenstände an Andere verschenkte, und alsdann in nicht geringe Verlegenheit gerieth, wenn der rechtmäßige Besitzer sein Eigenthum zurückverlangte.

Mit unbegrenzter Liebe und Verehrung hing er an dem sächsischen Fürstenhause und verfolgte mit besonders warmem Interesse die edle Denk- und Handlungsweise unseres allverehrten Königes, den er als Prinzen Friedrich öfters zu sehen das Glück gehabt.

In sichtbarer Erhebung sprach er oft zu dem Schreiber dieser Zeilen und zu seinem ehrwürdigen Freunde Demiani Worte des Dankes, in einem Lande zu leben, das unter solchem Scepter an innerer und äußerer Entwickelung allen andern Ländern deutscher Zunge als Musterstaat vorzuleuchten berufen zu sein scheint.

Alle Dichter sind Seher. Im Vorgefühle der nahen Auflösung sprach er abwechselnd von Sachsens Glück, von Preußens und von Europa's Hoffnungen. — Dieser Blick in die Zukunft war seine letzte Freude.

Den Winter von 1840 auf 1841 verlebte Tiedge in vollkommener Gesundheit. Er sagte oft: „er spotte, von Blumen und freundlichen Gesichtern umgeben, seiner

Strenge und er habe lange nicht so ein Gesundheitsgefühl und Kraft in sich gefühlt. Im Januar bekam er manchmal des Nachts und früh beim Aufstehen etwas kurzen Athem, doch da es nach dem Genuß von warmem Thee sich schnell verlor, den ganzen Tag nicht wiederkehrte und endlich ganz verschwand, hielt man dies Uebel für einen leichten Anfall von Grippe. Der Plan zu einer Reise im Frühjahr wurde entworfen. Nichts destoweniger wendeten — besonders in einsamen Stunden sich seine Gedanken auf den Tod und das Leben nach dem Tode. Dies waren schöne Stunden. Er sprach begeistert von seinen Hoffnungen und der Beruhigung, die der Gedanke: seine Stelle nicht unbezeichnet gelassen zu haben, und an die Vereinigung mit allen Edlen, die vorangegangen, gewährte. Oft wiederholte er das Wort theils zu sich selbst theils näheren Freunden: „unser Leben währet siebenzig, wenn es hoch kommt achtzig Jahre; ich habe also schon seit acht Jahren kein Recht mehr zu leben."

Wenige Abende vor seinem Tode, als er sich schon etwas unwohl fühlte, doch aber wie gewöhnlich auf seinem Lehnstuhle saß, flammte noch sein Herz in Begeisterung empor bei Vorlesung eines in der Zeitschrift „Europa" abgedruckten Gedichtes zum Lobe des Königs von Preußen, dessen neu begonnene Laufbahn alle seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

In den Stunden ernster Todesbetrachtung unterhielt er sich am liebsten mit seinem vieljährigen Freunde,

dem erfahrenen Geschäftsmanne Landrentmeister Pfarr, der schon Elisa's vollstes Vertrauen besessen, ernannte ihn zu seinem Testamentsvollstrecker und traf in Berathung mit demselben alle Anordnungen seines letzten Willens, wobei er seine geliebte Pflegetochter besonders bedachte, aber auch den Meisten seiner Bekannten nach dem Beispiele Elisa's irgend einen Gegenstand zum Andenken bestimmte.

Seine Verordnungen, ohne das geringste Leichengepränge und wie seine Freundin Elisa ohne Sarg begraben zu werden, legte er seiner Pflegetochter wiederholt an's Herz. Als diese und andere Freundinnen bei solcher Gelegenheit ihren Widerwillen über seinen Wunsch ohne Sarg begraben zu werden äußerten, gab er zur Antwort: „Sie können Recht haben, bei dem Abfassen des Testaments habe ich mir es nicht so genau überlegt; es ist auch höchst unangenehm zu denken, daß einem die naßkalte Erde so unmittelbar auf das Gesicht fällt — doch nun ist's geschrieben, ich kann's nicht ändern."

So stets mit Todesgedanken beschäftigt, aber in seltener Geistesheiterkeit, besuchte er noch einmal im Februar die Gesellschaft „Albina", sah am 28. noch einige ihm theure Freunde zu Mittag bei sich, wohnte am 1. März einer Vorlesung im Hause seines theuern curländischen Freundes Köler bei, wo er bis Mitternacht blieb. Er war die Nacht etwas unruhig, was dem Genusse einiger Gläser Champagner zugeschrieben wurde, schlief aber die darauf folgende Nacht sehr gut. Dann stellte

sich plötzlich kurzer Athem und Erbrechen ein. Durch Arzenei wurde es gehoben. Er sah den 5. März Abends Freunde bei sich und wurde heiter und belebt. Den 7. März klagte er über große Mattigkeit, schlief viel, unterhielt sich aber noch des Abends, wie schon weiter oben erwähnt, mit seinem alten liebsten Freunde Demiani. Die Nacht verging recht gut. Von den sämmtlichen Hausbewohnern wurde ihm die treueste Pflege zu Theil. Abwechselnd saßen Madame Pappermann, Fräulein Engelhardt und deren Mutter wachend an seinem Bette, um, wenn er hustete, gleich warmen Thee zu bringen.

Die Liebe und Freundlichkeit selbst lobte er jede Aufmerksamkeit und bedauerte, daß er gar nicht schlafen könne und dadurch so viel Mühe bereite. Als der Morgen anbrach, fiel er in einen ruhigen Schlaf. Alle seine Umgebungen waren gewöhnt, daß jeder Krankheitsanfall durch tagelanges Schlafen zur Besserung überging, und freuten sich, daß er am Morgen des 8. März nicht aufstand. Während des ganzen Vormittags verweigerte er Arzenei zu nehmen, und blieb ganz ohne etwas zu genießen. Er sprach nicht von freien Stücken, beantwortete aber jede Frage pünktlich.

Um 4 Uhr Nachmittag kam sein treuer Arzt, der gelehrte Hof- und Medicinalrath Dr. Seiler. Als er ihm den Puls fühlen wollte, zog er die Hand mit dem lebhaften Ausdrucke: „Sie sind kalt" zurück. Dieser befahl mit den gewöhnlichen Mitteln die Nacht hindurch fortzufahren. Noch hatte keine Ahnung des Todes seine

Umgebungen berührt. Sein Schlaf wurde unruhig, er warf sich fieberhaft hin und her. Um für die Nacht einen Beistand zu haben, schickte man nach dem erfahrenen Wundarzte, der schon früher mit liebevoller Theilnahme ihm beigestanden hatte. Er kam, gab ihm einige Tropfen, die er willig nahm, und bereitete schweigend ein Senfpflaster. Da richtete sich der Kranke plötzlich auf und öffnete weit die Augen. Die an seiner Seite stehende Pflegetochter neigte sich vor, um hinein zu blikken — sie waren gebrochen! Ein leiser Schrei: „Gott, er stirbt" wurde mit einem bejahenden Zeichen des Arztes beantwortet. Der Kranke sank erschöpft, wie zum Weiterschlafen, nieder. Keine Zuckung oder Bewegung der Hand verrieth den geringsten Kampf, er athmete ganz leise. Allmälig traten längere Zwischenräume des Athemholens ein, endlich stand der Puls still. — Die Seele war entfesselt. Der schönste Tod hatte das schönste Leben gekrönt. Die Uhr schlug drei Viertel auf Zwölf. Es war die Nacht vom achten auf den neunten März 1841. So wie im Leben Jeder, der sich ihm nahte, durch seinen Anblick erfreut wurde, so war es auch im Tode. Dieser hatte keine Macht über ihn. Heiter und scheinbar lächelnd war seine Leiche, die unzählige Menschen mit Liebe und Ehrfurcht betrachteten. Manches Wort des Dankes für geistigen Trost von Freunden, die die Gelegenheit nicht gehabt hatten ihn im Leben noch zu sehen, wurde jetzt an seinem Sarge laut. Die Section ergab, außer der durch den Tod hervorge-

brachten Lähmung der Lunge und einer kleinen Verhärtung im Herzen, keinen Fehler, sondern einen völlig normalen Zustand.

Am elften März Abends versammelten sich mehre Freunde und Freundinnen im Trauerhause zu einer Vorfeier des Begräbnisses, um die irdische Hülle des Mannes, den sie im Leben so hoch geachtet, auch noch im Tode zu ehren. Ein Lorbeerkranz ward um seine Schläfe gewunden, Blumen bildeten sein Bett und Palmen-Zweige mit flatternden weißen Atlasbändern deuteten sinnig auf die ewige Heimath des Friedens, in die der Sänger eingegangen war.

Ein vieljähriger treuer Freund des Verewigten, Freiherr Georg von Kleist auf Leegen in Curland, drückte voll Wehmuth das letzte Abschiedswort in folgendem am 10. März geschriebenen Gedichte in seine kalte Hand:

Blättchen, sei dem Dichtergreise
Treu' Geleit in's kühle Grab,
Folg' ihm auf der letzten Reise
In der Erde Schooß hinab.

Sei ihm, stillen Abschieds Zeichen,
Ruh' in seiner lieben Hand,
Die den treuen deutungreichen
Freundeshändedruck verstand!

Sag' ihm, wie des Schmerzes Weihe
Trauernd ihm ein Denkmal baut,
Würdig, daß es Trost verleihe,
Wenn die Sehnsucht nach ihm schaut.

Und das Denkmal haben Liebe,
Dank und Achtung ihm erbaut,
Daß es in dem Herzen bliebe,
Unentweiht durch Klagelaut!

Sag' ihm, Blättchen, daß die Seinen,
Weil ihm Gott nun Ruhe gab,
Nicht um seinen Hingang weinen,
Fromm ihn betten in das Grab.

Ruhen wird er sanft in Frieden,
Seiner Seelenfreundin nah,
Und, von Gott nicht mehr geschieden,
Schauen, was er geistig sah!

Am zwölften März hatte sich früh um acht Uhr ein großer Kreis von Freunden und Bekannten, von denen jeder Blumen- und Immortellenkränze vorangesendet, in dem Trauerhause versammelt. Der mit weißem Zeug ausgeschlagene Sarg war mit Eichen, Lorbeer, Myrten und Immergrün geschmückt. Feierliche Wehmuth ging lautlos, wie ein Engel des Friedens, durch die Versammlung; denn der Schmerz des gefühlvollen Menschen ist, wie die einsame Lampe an Gräbern, still und andachtgebietend. Da ertönte von acht Männerstimmen in leisen Accorden, nach der Melodie: „Jesus, meine Zuversicht u. s. w.", ein erhebender Trauer-Gesang*), worauf der würdige Pastor von Neustadt-Dresden in

*) Von den nämlichen Herren, die den Dichter so oft im Leben mit ihrem Talente erfreut hatten, veranstaltet.

die Mitte trat und nach gehaltvoller Gedächtnißrede den Segen über die Leiche sprach.

Das ebenfalls achtstimmig gesungene Lied:

„Ich bin Staub und muß daher
Auch einmal zu Staube werden;
Das erkenn' ich, doch wird Er
Mich erwecken aus der Erden,
Daß ich in der Herrlichkeit
Um ihn sein mög' allezeit.

schloß die häusliche Vorbereitungs-Feier und der Zug setzte sich in Bewegung.

Nicht nur die Freunde des Verewigten, sondern selbst auch entfernte Bekannte, aus allen Ständen und von jedem Alter, folgten zu Fuße dem einfachen von sechs schwarzen Pferden gezogenen und mit Lorbeerkränzen geschmückten Trauerwagen.

Auf dem Friedhofe zu Neustadt-Dresden angelangt, wo ein Philipp Daniel Lippert, Johann Christoph Adelung, Nicolaus Bischoff und Friedrich Adolf Ebert ruhen und wo auch der berühmte Dresdener Todtentanz, der früherhin die Georgsburg (das jetzige königliche Residenzschloß) schmückte, aufbewahrt wird, gingen die Sänger voran und geleiteten unter Anstimmung des Liedes: „Nun bringen wir den Leib zur Ruh" den Zug bis zum Grabe, welches dicht neben der Ruhestätte der unvergeßlichen Elisa von der Recke aufgeschüttet war.

Hier nahm, nachdem eine Gesanges-Strophe der „Erinnerung jenseit des Grabes" gewidmet worden war, der Verfasser dieser Zeilen, ein langjähriger Freund Tiedge's, das Wort, um — als dessen literarischer Testamentsvollstrecker — im Namen der Versammlung dem heimgegangenen „Dichter" und „Menschen" ein treuinniges: „Have pia anima, have!" nachzurufen.

Es war ein schöner heiterer Frühlingsmorgen. Die Sonne sendete mild wärmend ihre Strahlen von dem azurnen Himmel herab. In den Momenten, wo man dem mütterlichen Schooße der Erde dies edle Samenkorn zu künftiger schönerer Blüthe anvertraute, schwang sich zufällig an diesem ersten heitern Frühlings-Tage eine Lerche hoch in die freien Lüfte dem freundlichen Lichte der Sonne näher und feierte mit jubelndem Gesange das Auferstehungsfest der Natur und Dessen, der zur Beruhigung so manches Zweiflers in melodienreichen Weisen den Ostermorgen der geistigen Auferstehung sang und — jetzt sich sonnt am Urquell der Wahrheit im Anschauen des ewigen Lichtes.

Der erhebende Gesang des Verses:

„Schlumm're sanft, wir seh'n uns wieder!
Ewig lebt die Sympathie;
Seelen, Geister sterben nie —
Schlumm're sanft, wir seh'n uns wieder!"

machte den Beschluß der rührenden Leichenbestattung, nachdem die vom Schmerze tiefgebeugte Pflegetochter

Auguste Engelhardt, stets gewohnt, dem theuren Lebenden alle Wünsche an den Augen abzusehen, eingedenk seiner Worte, dafür Sorge getragen, daß sein Gesicht, durch eine von Zweigen und Blumen geflochtene Maske geschützt, nicht unmittelbar von der kalten Erde berührt werden konnte.

Ein mit Blumen bewachsener Rasenhügel, von einem Eisengitter umzäunt, ist der einzige Schmuck des Grabes und die einfachen Inschriften: „Elisa von der Recke" und „C. A. Tiedge" bezeichnen an der östlichen Kirchhofmauer die Stellen, wo zwei im Leben durch die Harmonie der Seelen innig verbundene, nun auch im Tode vereinigte edle Menschen ruhen, deren Namen, — wenn Gräber und Monumente schwinden, — fortdauern werden in alle Zeiten.





